Altahae Superiori com-
parauit *Beda Abbas.*
anno 1800.

Zool 21A
/1

Hiſt. nat.
Regnum animale. Faunae 2AA α

~~Zool. №~~ 58.

Europäiſche Fauna

oder

Naturgeſchichte

der europäiſchen Thiere

in angenehmen Geſchichten und Erzählungen
für allerley Leſer,

vorzüglich für die Jugend,

von

J. A. E. Goeze.

Erſter Band.

Primaten und Raubthiere.

Biblioth. oberaltac.

Leipzig,
in der Weidmanniſchen Buchhandlung,
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meinem Freunde

dem Herrn

Kriegesrath von Goeckingk.

Würdigſter Freund!

Sie haben zu vielen Antheil an dieſer Schrift, als daß ich es der Welt verſchweigen könnte. Iſt nicht der Plan dazu größtentheils von Ihnen? Noch keine Schrift habe ich mit ſo innigem Vergnügen bearbeitet, als dieſe, weil ſie eine beſtändige Gelegenheit wurde, an

Sie zu denken. Prüfen Sie nun, ob auch die Ausführung nach Ihrem Wunſch gerathen ſey; ſo wird die Welt können zufrieden ſeyn. Empfangen Sie zugleich den wärmſten Dank für alle Proben Ihrer redlichen Freundſchaft

von Ihrem, Sie verehrenden,
und zärtlich liebenden
Freunde

J. A. E. Goeze.

Ver-

Verzeichniß

der in dieſem erſten Theile beſchriebenen Säugthiere.

I. Erſte Ordnung: Primaten. . . . S. 12
Erſte Gattung: Fledermaus. . . . 13
a. Die gemeine Fledermaus. . . . 36
α. die größere; . . . 36
β. die kleinere. . . . 47
b. Die langöhrige. . . . 53
c. Der Nächtling. . . . 60
d. Die Zwergfledermaus. . . . 63
e. Der Spätling. . . . 65
f. Das Hufeiſen. . . . 66

II. Dritte Ordnung: Raubthiere. . . . 71
A. Erſte Gattung: Hund. . . . 72
1. Haushund. . . . 79
2. Wolf. . . . 135
3. Fuchs. . . . 162

B. Zwote Gattung: Katze. . . . 195
α. Erſte Art: Katze. . . . 197
1. die zahme; . . . 197
2. die wilde. . . . 247
β. Zwote Art: Luchs. . . . 252

C. Dritte

C. Dritte Gattung: Wieſel. . . S. 262
1. Marder. . . 262
a. Hausmarder. . . 263
b. Baummarder. . . 279
2. Iltis. . . 285
3. Frett. . . 298
4. Das große Wieſel. . . 304
5. Das kleine gemeine. . . 316
D. Vierte Gattung: Der Otter. . 325
1. Der Fluß- oder Fiſchotter. . 326
2. Der kleinere. . . 341
E. Fünfte Gattung: Bär. . 345
1. Der Landbär. . . 345
2. Der Vielfraß. . . 371
3. Der Dachs. . . 393
F. Sechste Gattung: Igel. . 417
G. Siebente Gattung: Maulwurf. . 432
H. Achte Gattung: Spitzmaus. . 464
1. Die gemeine. . . 465
2. Die Waſſerſpitzmaus. . 477

Ein=

Einleitung.

Liebe junge Freunde, und Freundinnen! nebſt andern Leſern!

Seitdem ich mich nicht mehr durch kleine natur-hiſtoriſche Reiſen mit ihnen unterhalte, iſt doch der Trieb, ihnen auf eine andere Art nützlich zu werden, bey mir nicht erloſchen.

Als ich darüber nachdachte, iſt mir eingefallen: ob ich nicht eine angenehme und unterhaltende Thiergeſchichte für ſie entwerfen könnte. Aus der Erfahrung weiß ich es ſchon, daß alles, was Leben hat, uns lebendige, und beſonders junge Leute, weit mehr intereſſire, als der Farbenſchmuck unbeweglicher Pflanzen, und die Bauart lebloſer Steine.

Der Gedanke gefiel mir, weil ich es vorher empfand: er würde ihnen nicht unangenehm ſeyn. Noch mehr: er würde ihnen zugleich nützlich werden, zumal, wenn ich das glückliche Talent haben ſollte: beydes, das Angenehme und Nützliche, zu verbinden.

Sogleich lief ich in Gedanken alle Schriften durch, die wir in dieſer Art haben. Wir haben Naturge-

ſchichten für Gelehrte und Ungelehrte: für Kinder: faſt für alle Stände: für Forſtmänner, Jäger und Oekonomen. Sie ſind gut; ſie ſind nützlich; ſie ſind in ihrer Art vortreflich; aber ſie ſind mehrentheils zu trocken, und nicht unterhaltend genug. Junge Leute, und andere Leſer, ermüden leicht dabey, zumal, wenn ſie mit vielen Kunſtwörtern überladen ſind.

Die große und ganze Naturgeſchichte des Thierreichs, die ſo vorzügliche Spuren der Weisheit und Vorſehung unſers anbetungswürdigen Schöpfers aufzuweiſen hat, iſt ihnen, wie ich vorausſetzen kann, nicht unbekannt; aber dieß große Ganze können ſie, und manche andere Leſer nicht füglich überſehen. Es iſt wie eine lange Allee, an deren Ende ſich das Auge verliert. Mehrentheils iſt es auch bloßes Syſtem von Klaſſen, Ordnungen, Geſchlechtern und Arten, mit den, ihnen zugeordneten Unterſcheidungszeichen. Zwar um der Deutlichkeit und Ordnung willen nothwendig, weil ſie ſich, ohne dieſen ariadneiſchen Leitfaden aus dieſem großen Labyrinth nicht herausfinden würden; aber, geſtehen ſie es nur, mehrentheils ſo trocken, daß ihnen dabey öfters die Luſt vergeht, und gemeiniglich iſt dabey die eigentliche Naturgeſchichte: was die Natur, die Eigenſchaften, die Triebe, die Geſchicklichkeit der Thiere betrifft, ſo kurz gefaßt, wie es auch nicht anders ſeyn kann, daß wir davon etwas, — und zugleich auch nichts, wiſſen.

Wäre es denn nicht möglich, dacht' ich bey mir ſelbſt, für allerley Leſer, die von dem Studium der Naturgeſchichte keine Profeſſion machen, vorzüglich aber zum Unterricht und Vergnügen der Jugend, eine Naturgeſchichte der Thiere zu liefern, darinn ſowohl

die

die kunſtmäßigen Eintheilungen derſelben, als ihre Natur und Eigenſchaften, auf eine angenehmere und unterhaltendere Art beſchrieben würden? Ich fiel gleich auf die Methode: beydes in lehrreichen Geſchichten und Erzählungen zu liefern. Wozu, dacht' ich ferner, die Naturgeſchichte der ausländiſchen Thiere? Kennen ſie die Klaſſen und Ordnungen der Thiere; ſo werden ſie ihnen ihren Platz leicht anweiſen können. Daher hab' ich bloß die Thiere unſeres Welttheils und deutſchen Vaterlandes gewählt. Der Nutzen, hoffe ich, ſoll ſich ungerufen zeigen. Sie werden ſie beſſer überſehen, und ſich nachmals, da ſie die einländiſchen Thiere ſelbſt öfters vor Augen haben, und nicht bloß in Abbildungen aufſuchen dürfen, davon unter einander auf eine angenehmere Art unterhalten können.

Ueber den Titel meines Buchs muß ich mich noch gegen ſie erklären. Ich nenne es: europäiſche Fauna. Eine Benennung, die der Ritter Linne' bey der Beſchreibung der Thiere ſeines Vaterlandes: bey der ſchwediſchen Fauna, zuerſt gebraucht hat, und worinn ihm viele nachgefolget ſind, daß wir ſogar grönländiſche Faunas, und andere haben. Wollen ſie den Grund wiſſen? Es iſt eine bloße Anſpielung auf die Naturgeſchichte der Feldthiere, die auf der Erde, oder in der Freyheit leben, weil die Alten ihre Feldgötter Faunen zu nennen pflegten. Die Naturgeſchichte der Pflanzen ſeines Vaterlandes nennte er: ſchwediſche Flora.

Alſo eine europäiſche Fauna geb' ich ihnen, und zwar in dieſem erſten Theile die Naturgeſchichte von zwo Ordnungen der Säugthiere unſeres Welttheils

und Vaterlandes. Hier aber ſage ich ihnen vorher, daß ſie von Thieren, die nur unſere Küſten beſuchen, z. B. von Delphinen, Braunfiſchen, Seehunden, Wallroſſen, u. ſ. w. nichts bekommen werden. Tragen ſie deshalb keine Sorge, als würden ſie für ihr Geld zu wenig bekommen. Haben ſie Geduld. Die Erfahrung wirds ausweiſen. Auch unſere quedlinburgiſche Gegend, am Fuß des Harzes, iſt vielleicht nicht ſo arm an Thieren, als ſie meynen.

Denken ſie aber nicht, meine lieben Begleiter! daß ich ſie ohne alle Ordnung durch dieſes Feld führen werde. Nein! es giebt bey uns Thiere aus allen ſechs Klaſſen ihres Linne's: merkwürdige Säugthiere, Vögel, Fiſche, Amphibien, Inſekten und Würmer. Und wenn wir uns nach dieſer Eintheilung richten; ſo will ich bey jeder Klaſſe und Ordnung ſchon die Gattungen und Arten anzeigen, wovon ich etwas erzählen werde.

Dieß wäre mein allgemeiner Plan. Nun will ich ihnen auch den beſondern ſagen, nach welchem ich meine Erzählungen einzurichten gedenke, und der ihnen, wie ich hoffe, Luſt machen ſoll, mich nicht ungern zu hören. Ich werde die Geſchichte jedes Thiers nach gewiſſen Rubriken behandeln: z. B.

1. Beſchreibung des Thiers. Dabey werde ich ſie an die Klaſſe, Ordnung, Gattung und Art erinnern. Da wir in dieſem erſten Theile lauter Säugthiere vor uns haben; ſo wird es ein für allemal genug ſeyn, ſolches angezeigt zu haben. Hier werde ich ſeinen Namen und die Unterſcheidungsmerkmale anführen; dann ſeine äußere Geſtalt, Größe, Farbe, u. ſ. w.; inſonderheit aber ſeine innern

nern Theile beſchreiben, welche ſeine Naturtriebe, z. B. ſeine Gefräßigkeit, oder ſeine Haushaltung, z. E. den Winterſchlaf, u. ſ. w. erklären können.

2. Lebensart des Thiers: wo — wovon — und wie es lebt?

3. Fortpflanzung.

4. Merkwürdigkeiten, in der Art, ſich zu erhalten, zu wehren, oder andern nachzuſtellen. Hier würden die Anekdoten von der Liſt, Klugheit und Geſchicklichkeit, oder die wahren Eigenheiten deſſelben vorkommen.

5. Aufenthalt oder Vaterland: ob es bey uns einheimiſch ſey, oder im Winter unſere Gegenden verlaſſe? Dabey würde ich Gelegenheit haben, etwas von der Wanderung der Thiere zu erzählen.

6. Feinde, theils die ſich in und an dem Thiere von ſeinen Säften nähren; theils die ihm nachſtellen, und es ganz zu ihrer Nahrung verzehren.

7. Nutzen und Schaden.

8. Phyſikaliſche Vorurtheile, wobey in Anſehung des Thiers, theils einige Naturirrthümer berichtiget; theils der abergläubiſche und marktſchreyeriſche Gebrauch von dieſem oder jenem Theile des Thiers, in der Arzneykunſt, gegen das Urtheil aller vernünftigen Aerzte, gezeigt würde.

9. Endlich werde ich nicht vergeſſen, ihnen bey jedem Thiere, das ich beſchrieben habe, die beſten, neueſten und bewährteſten Schriftſteller, Reiſebeſchreibungen und Abbildungen, zum weitern Nachſchlagen zu empfehlen. Eigene Kupfer habe ich bey dieſem Werke für ſehr entbehrlich gehalten. Warum ſollte ich den Preis deſſelben ſteigern, da hier lauter

Thiere vorkommen, die wohl nicht leicht einem europäiſchen Auge entgangen ſind.

Ob ich gleich bey jedem unſerer vaterländiſchen Thiere die beſten und neueſten Naturforſcher zu Rathe ziehen werde; ſo können ſie doch auch darauf gewiß rechnen, daß ich ihnen nicht leicht etwas erzählen werde, wovon ich nicht ſelbſt ſichere Erfahrungen gehabt hätte. Und aus der Erfahrung läßt ſich doch die Natur am beſten ſtudiren.

Nach dieſem Plane, liebe junge Leſer! und Freunde der Natur, hoffe ich mit ihnen recht gut fertig zu werden, daß ſie nicht ohne Nutzen, auch nicht ohne Vergnügen, leſen ſollen. Folgen ſie mir. Ich führe ſie zu der erſten Klaſſe der Thiere unſres Welttheils und Vaterlandes, und mache den erſten Verſuch, ob ich ihnen dieſe ſyſtematiſchen Sachen, ohne ins Trockene zu fallen, beſchreiben kann. Wir bleiben bey unſerem Linne', der ſeine ganze Eintheilung aus der verſchiedenen Anzahl, Geſtalt und Lage der Zähne genommen hat. *) Da wir aber noch lange ſo weit nicht ſind, daß wir uns eines vollkommenen Syſtems der ganzen Natur rühmen könnten; ſo werden ſie ſich daran nicht ſtoßen, daß zuweilen ähnliche Gattungen getrennt, in verſchiedene Ordnungen geſtellt, und unähnliche wieder in Eine Ordnung aufgenommen werden. Genug! wir ſind doch im Stande, das Ganze und Allgemeine darnach richtig zu beurtheilen.

*) Ich freue mich, daß ich bey dieſem Werke die neue, ſehr vermehrte, 13te Ausgabe des Linne'iſchen Naturſyſtems von Gmelin gebrauchen kann.

I. Erſte

I. Erſte Klaſſe der europäiſchen Thiere.

Säugthiere.

Wenn ein Thier ſeine Jungen in ſeinem Leibe ausbildet — die völlig gebildeten Jungen durch die Geburt entläßt, — und ſie hernach ſo lange an ſeinen Brüſten ſäugt, daß ſie ſich ſelbſt ernähren und forthelfen können; ſo gehört es zu dieſer erſten Klaſſe der Thiere, die eben daher Säug- oder ſaugende Thiere genennet werden, weil die Mutter ihre Jungen ſäugt, und dieſe an ihren Brüſten ſaugen, da die Natur dem Weibchen dazu die Brüſte und andere nothwendige Theile gegeben hat. Die Vögel, die Fiſche, die Amphibien, die meiſten Inſekten und Würmer, ſetzen ihre Brut durch Eyer ab, die ſich außer ihrem Körper entwickeln, und ausgebildet werden. Daher gehören ſie nicht zu den Säugthieren, ſondern machen ihre beſondern Klaſſen aus, die wir in den folgenden werden näher kennen lernen.

Erwarten ſie aber jetzt nicht von mir, daß ich ihnen alle zur Erzeugung, zur Geburt, und zum Saugen erforderliche Theile dieſer Thiere beſchreiben ſoll. Dieß würde mich von meinem Zweck zu weit abführen. Sie finden ſolches in allen Einleitungen zu den Naturgeſchichten. Ich werde ohnedem Urſache haben, mich der Kürze zu befleißigen, da ich ein weites Feld vor mir habe. Genug! daß ſie ſich nach dem allgemeinen Kennzeichen von Brüſten und Säugen richten können.

nen. Finden ſie ein Thier, das mit dieſen Theilen begabt iſt; ſo rechnen ſie es ſicher zu der Klaſſe der Säugthiere: es mag übrigens in ſeinem Bau, und in ſeiner Lebensart noch ſo viel ſeltſames haben. Tragen ſie keinen Augenblick Bedenken, den Wallfiſch und die Fledermaus unter die Säugthiere aufzunehmen. Denn ſie gebären ihre Jungen, und ſäugen ſie mit ihren Brüſten.

Dieß ſind die beyden Hauptkennzeichen dieſer Klaſſe. Außer dieſen aber unterſcheiden ſie ſich von den übrigen noch durch folgende beſondere, ihnen eigene Merkmale.

1. Das Herz der Säugthiere hat zwo Kammern, zwo Ohren, und rothes warmes Blut.
2. Die Lungen athmen wechſelsweiſe.
3. Die Kiefer liegen auf einander und bedecken ſich.
4. Die Bedeckungen bey den meiſten Landthieren ſind Haare.
5. Der Füße ſind viere.

Nach dieſen Kennzeichen werden ſie dieſe Klaſſe hinlänglich von den übrigen unterſcheiden können, und ich rathe ihnen, damit für ſich den Verſuch zu machen. Es wird ihnen eine angenehme Belohnung ſeyn, wenn ſie ſolche mit den übrigen vergleichen, und den Unterſchied glücklich finden können.

Ehe ich aber weiter gehe, muß ich ihnen eine moraliſche Erinnerung geben, — und ich gebe ſie ihnen in der herzlichſten und aufrichtigſten Abſicht, ſie vor dem Gifte, welches Leib und Seele aufzehrt, ſorgfältig zu verwahren, was in unſern Zeiten ſo viele junge Leute angeſteckt und unglücklich gemacht hat. Vernehmen ſie es wohl, was ich meyne.

Sie

Sie ſind nun in den Jahren, da man mit ihnen von dem Unterſchiede der Geſchlechter bey Menſchen und Thieren reden kann, ohne die Geſetze der Keuſchheit, der Schamhaftigkeit und des Wohlſtandes zu übertreten. Sie ſehen ſelbſt die Begattung der Thiere unter einander, die im Freyen leben, und die ſich dieſes Triebes der Natur nicht ſchämen, weil ſie ihn nicht mißbrauchen, ſondern nur, wie auch die eigentliche Abſicht des Schöpfers iſt, zu ihrer Erhaltung anwenden.

Sie aber beſitzen Vernunft und Scham, weil ſie höhere Beſtimmungen, als die irdiſche Fortpflanzung auf dieſer Unterwelt haben. Die Natur ſelbſt trägt ſehr viel dazu bey, auch in Abſicht dieſer Sache, was das Werk der thieriſchen Erzeugung, Fortpflanzung, und Erhaltung betrifft, die ädlen Tugenden der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit in die Herzen junger Perſonen zu pflanzen, damit ſie ſich eben dadurch von der bloß ſinnlichen Thierheit unterſcheiden.

Je mehr ſie ſichs zur Regel machen, die unausſprechliche Weisheit und Allmacht ihres heiligen Schöpfers, bey der Bildung und Ernährung junger Thiere in dem weiblichen Körper der Mutter zu bewundern; je mehr ſie die künſtliche Einrichtung aller Theile, welche die Natur zu dieſem Geſchäfte bey den Säugthieren beſtimmt hat, einſehen werden; deſto mehr werden ſie auch, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, dieſe Gegenſtände nicht als eine Gelegenheit, ſich zu unkeuſchen Gedanken und Begierden reizen zu laſſen; ſondern als wahre Heiligthümer der Natur, oder, welches einerley iſt, als Tempel des allgegenwärtigen Gottes anſehen, wo er

ihnen die Spuren ſeiner Weisheit und Kraft recht ſichtbar vor Augen gelegt hat.

Mit ſtiller Ehrfurcht und Anbetung werden ſie dann der Zergliederung einer weiblichen trächtigen Maus beywohnen, und die Bildung, Ernährung und Entwickelung ihrer Jungen, in ihren innerſten Theilen, — die Lage und Mitwirkung aller dazu erforderlichen Theile — vom erſten Punkt an, bis zu der Größe eines Gerſtenkorns — doch nach allen Theilen, wenn ſie auch dem bloßen Auge entgehen, völlig ausgebildet, — mit Bewunderung und Entzückung erblicken.

Es wird ihnen bey dieſen Empfindungen nicht anders ſeyn, als ſtänden ſie mit Hiob vor dem Angeſichte des Allgegenwärtigen, wenn er ſelbſt von ſeinen majeſtätiſchen Werken prediget. — Und dann fragen ſie ſich einmal ſelbſt, ob ſie ſich dabey auch nur einen unkeuſchen Gedanken erlauben können?

O! liebſten Jünglinge und Jungfrauen! ſtudiren ſie die Natur, und ſie werden die Tempel der Gottheit, ihre durch göttliche Weisheit und Allmacht gebauete Körper, durch Unkeuſchheit, das iſt, durch den Mißbrauch des von Gott ihnen eingepflanzten Triebes, ihr Geſchlecht zu vermehren, nie entweihen.

Dieſes vorausgeſetzt, gehe ich weiter. Die Klaſſe der Säugthiere würden wir nicht überſehen können; die Natur aber hat ſelbſt dafür geſorget, daß wir ſie nach ihren Unterabtheilungen deutlich kennen lernen, die ſie uns in den Ordnungen, Gattungen und Arten dieſer Klaſſe ſelbſt angewieſen hat. Laſſen ſie uns nur Aufmerkſamkeit gebrauchen. Wir finden ſie gewiß.

Ein

Ein jedes einzelnes Ding in der Natur: ein jedes Thier, eine jede Pflanze, einen jeden Stein, können wir von allen andern abſondern, und für ſich betrachten. Ein Fuchs, eine Roſe, ein Achat ſind ſolche einzelne Dinge im Thier- Pflanzen- und Steinreiche. Kunſtmäßig nennt man ſie Individua.

Wenn mehrere ſolche einzelne Dinge in ihren weſentlichen Theilen und Eigenſchaften eine große Aehnlichkeit mit einander haben; ſo iſt der Begriff, unter welchen ſie zu rechnen ſind, eine Gattung. Alle Hunde z. B. ſind Thiere einer und eben derſelben Gattung, oder wie man zu ſagen pflegt: das Hundegeſchlecht. Hingegen alle einzelne Thiere, die zu einer Gattung gehören, machen die Arten derſelben aus, als die verſchiedenen Arten der Mäuſe, u. ſ. w.

Lieber laſſen ſie uns aber Gattung als Geſchlecht ſagen, weil wir bey dem letztern immer an Männchen und Weibchen denken. So iſt z. B. der Dachshund eine Art der Hundegattung, wie der Hamſter eine Art der Mäuſegattung iſt.

Und wenn nun mehrere ähnliche Gattungen zuſammenkommen; ſo machen ſie eine Ordnung, und dieſe zuletzt eine Klaſſe aus. Sehen ſie, auf ſolche leichte Art ſind wir von der Klaſſe auf die Ordnung, von der Ordnung auf die Gattung, von dieſer aber auf die Art eines Thiers gekommen.

Unſer Linne' hat in der Klaſſe der Säugthiere ſieben Ordnungen, und bey dieſen wieder 40 Gattungen angenommen. Laſſen ſie uns dieſe ſieben Ordnungen durchgehen, ob wir ſie gleich bey den Thieren unſeres Welttheils nicht alle gebrauchen werden.

Erſte

Erſte Ordnung der Säugthiere.

Menſchenähnliche Thiere, oder Primaten.

Dieſe Ordnung enthält verſchiedene Gattungen von Thieren, die den Menſchen ähnlich ſind, und in ihren Haupteigenſchaften mit einander übereinkommen. Sie haben daher folgende Unterſcheidungszeichen

1. In der Oberkinnlade vier, neben einander ſtehende, Vorderzähne — einzelne ſpitzige Eckzähne, — und ſtumpfe Backenzähne.
2. Männchen und Weibchen leben nur paarweiſe bey einander *). — Das Weibchen hat an der Bruſt nur zwo Saugwarzen.
3. Die Vorderfüße — bey vielen auch die Hinterfüße, ſind Hände mit geſpaltenen, und breitnägelichten Fingern.
4. Die Arme werden durch Schlüſſelbeine von einander gehalten. Daher können ſie nicht darauf gehen.
5. Ihre Speiſen ſind vornämlich Erd= und Baumfrüchte — bey einigen Fleiſch.
6. Faſt alle können auf den Bäumen ſehr gut klettern.

Daß der Menſch — und das zahlreiche Affengeſchlecht als Gattungen zu dieſer Ordnung gehöre, darf ich ihnen nicht ſagen; allein nach unſerem Plane müſſen wir ſie übergehen. Von dem Menſchen iſt ſo viel

*) Dieß heißt Monogamie.

viel geſchrieben, daß ich eine überflüßige Arbeit thun würde, ihnen davon noch etwas zu ſagen *).

Eine Gattung aber iſt darunter, womit unſer Vaterland ziemlich geſegnet iſt. Es iſt die Fledermaus. So ſeltſam und unanſehnlich dieſes Thier iſt; ſo hat es doch wegen ſeiner Hauptähnlichkeiten in der Erzeugung, im Bau, und Säugung ſeiner Jungen, die Ehre, mit dem Menſchen in der erſten Ordnung der Primaten zu ſtehen.

Alſo zuerſt

I. Die Fledermaus **).

1. Beſchreibung der ganzen Gattung nach ihren Hauptkennzeichen und Eintheilungen
   a. Ungeſchwänzte — ausländiſche.
   b. Geſchwänzte, deren Schwanz in eine Flughaut verwebt iſt. Hiervon in Deutſchland 6, — in Thüringen allein 5 Arten.
2. Die beſondern Arten in unſerem Welttheile und Vaterlande.

1. An die Klaſſe und Ordnung, wozu dieſe Thiergattung gehört, darf ich ſie jetzt nur bloß erinnern; aber

*) Das wichtigſte betrifft ſeinen Bau, und ſeine Abartung in ſo viele verſchiedene Racen. Darüber empfehle ich ihnen vorzüglich folgende Schriften: Blumenbachs Handbuch der Naturgeſchichte 3te Aufl. S. 58. Wünſch kosmologiſche Unterhaltungen für die Jugend III B. von dem Menſchen, mit vielen gemahlten Kupfern. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 128 ff. Schrebers Säugthiere I. S. 5 — 44. der Menſch.

**) S. *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn.* ed. 13 I. p. 45 *Veſpertilio* mit 9 Unterarten — in allen 23 Arten.

aber die allgemeinen Kennzeichen derſelben müſſen ſie ſich wohl merken: nämlich die, welche alle zu dieſer Gattung gehörigen Arten mit einander gemein haben.

1. Die Zähne alle aufgerichtet, ſpitzig, von einander abſtehend; ungleiche Zahl von 36 bis 38. Allein dieſer Umſtand mit der Anzahl und Bildung der Zähne macht die größte Schwierigkeit, dieſe Thiergattung der Fledermäuſe darnach zu beſtimmen, da ſie wenigſtens auf eine ſechsfache Art verſchieden iſt. Denn bey einigen ſind oben und unten vier Vorderzähne; bey andern oben vier; unten zwey, ſechs, acht, und endlich bey andern bloß oben zwey, und bey einigen gar keine. Die meiſten europäiſchen Fledermäuſe haben oben zwey große Vorderzähne, welche ſpitz, von einander weit entfernt, gegen einander geneigt, an welchen äußerlich noch ein kleiner Zahn anſitzt; unten aber ſich gemeiniglich zwey, dicht neben einander ſtehende, ſtumpfe Zähne befinden *).

2. Die Hände länger als der Leib; der Daumen ſehr kurz.

3. Arme, Hände, vier Finger und die Füße — die Zehen ausgenommen, in eine dünne Flughaut eingewebt.

Dieß das Hauptkennzeichen dieſer Gattung, das ſie von allen übrigen Säugthieren unterſcheidet: das einzige vierfüßige Thier, das fliegt.

4. Die Lebensart mäuſeartig.

5. Zeu-

*) S. Pallas Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere. I. 3te Samml. S. 7.

5. Zeugen mehrentheils zwey Junge, die das Weibchen ſäuget.
6. Fliegen bloß in der Abenddämmerung, ſeltener in der Morgendämmerung vor Aufgang der Sonne.
7. Verſchlafen hier zu Lande drey Viertheile ihres Lebens.

Alle zu dieſer Gattung gehörige Thiere führen den Namen Fledermaus. Daher iſt es auch eine Benennung der ganzen Gattung ſelbſt geworden. Der Name iſt von der vorzüglichen Eigenſchaft des Thiers: daß es als ein vierfüßiges Saugthier fliegen kann, hergenommen. Fleder=, Fladdermaus heißt es alſo, weil es eine wirklich fliegende Maus iſt.

Dieſer Umſtand hat daher im Anfange viele Naturforſcher irre gemacht, daß ſie nicht wußten, ob ſie das Thier zu den vierfüßigen Thieren, oder zu den Vögeln rechnen ſollten. Linné rechnete es ſonſt zu der dritten Ordnung, oder zu den Raubthieren (Feris); allein er änderte bald mit Grunde ſeine Meynung, da er die zwo Bruſtwarzen, den Gebrauch der Vorderarme, den abgeſonderten Daumen, u. ſ. w. in Erwägung zog, und hielt ſich überzeugt, alle Fledermäuſe zu der erſten Ordnung der wahren Säugthiere zu rechnen.

Unbegreiflich iſt es, wie Naturforſcher dieſe Thiere haben, bloß des Fluges wegen, zu der Klaſſe der Vögel geſellen können. Vermuthlich haben ſie ſolche nur in der Dämmerung fliegen geſehen, und nach der Geſtalt der Flügel geurtheilt. Betrachtet man ſie aber in der Nähe; ſo iſt es unmöglich, die Merkmale vierfüßiger Thiere zu verkennen.

Denken ſie nur: ein Thier, das lebendige Junge gebiert, und mit ſeinen Brüſten ſäuget; ein Thier, das keinen Schnabel; ſondern ein ganzes Maul voll Zähne — große, aufgeſtutzte Ohren — durchaus keine Federn; ſondern einen Pelz von Haaren hat, wie ſie eine Maus nur haben kann; ein Thier, das ſeine vier Füße, ob ſie gleich in einer Flügelhaut verwachſen ſind, ſehr gut zu gebrauchen weiß: — ein ſolches Thier zum Vogel zu machen, wäre ihnen doch gewiß nicht eingefallen! Denn was hat es mit den Vögeln gemein? Weiter nichts als den Flug, und die ſtarken fleiſchigen Bruſtmuskeln, die ihm als fliegenden Thiere unentbehrlich ſind.

Auf den bloßen Flug kann es hier wohl nicht ankommen. Denn das Thier kann ja ſeine zuſammengeſchlagene Flügel zugleich als Füße gebrauchen, und kriechen. Haben wir denn nicht auch in der Natur fliegende Fiſche, fliegende Eidexen, fliegende Eichhörner? Wer hat dieſe zu Vögeln gemacht? Die letztern können nicht einmal mit den Fledermäuſen verglichen werden, da ſie vermittelſt ihrer weiten Haut, die um den Körper hängt, nur große Sprünge thun.

Am beſten können wir uns das Thier vorſtellen, wenn wir es mit ſeinen häutigen Flügeln ausſpannen, und vor uns legen. Wirklich ein Geſchöpf, das in der Bildung jedes Theils etwas abweichendes und auffallendes hat!

Die Flügel beſtehen aus einer dünnen faltigen Haut, die ſich gleichſam Faden für Faden zuſammenſchlagen, immer ſehr kalt anfühlen läßt, und wie ein Flor durchſichtig iſt. Das Mittel, ſie wie einen Sonnenſchirm zu ſpannen, ſind die Füße, welche die

Stelle

Stelle der Stäbe vertreten. Dieſe machen ſchon eine Ausnahme von andern Säugthieren. Denn ſie haben beynahe gar kein Fleiſch, und beſtehen im eigentlichen Verſtande aus Haut und Knochen. Geſpannt, läßt es nicht anders, als wären die Theile eines Gerippes in den zarteſten Flor eingewebt. In der That haben auch die Flügel eine grauſchwärzliche Farbe.

Die Vorderfüße ſind im Verhältniß der Hinterfüße ungewöhnlich lang; aber betrachten ſie einmal die beſondere Lage und Einrichtung derſelben. Der Ellenbogen iſt kurz, und ſitzt dicht am Leibe. Dann folgt der Vorderarm, der mit jenem einen Winkel macht, und nahe am Oberrande des Flügels ſchräg wegläuft. Am Ende deſſelben befindet ſich der erſte Zehe mit einem ſcharfen Nagel: und dieſer iſt es, mit welchem ſich die Fledermäuſe gemeiniglich an Wänden, und in hohlen Bäumen aufzuhängen pflegen.

Von dieſem Vorderarm gehen die übrigen vier Zehen in dem Flügel, wie gerade Stäbe, aus, und zwar der erſte und zweete in einem ſehr ſcharfen, die beyden andern aber in einem weitern und größern Winkel. Am Ende eines jeden befindet ſich ein kleiner ſcharfer Nagel. Mit dieſen vier zarten Knochen legt ſich der Flügel, wie ein Stab; mit dem übrigen gröſſern Theile hingegen des Vorderarms und Ellenbogens, wie ein Mantel, um den Körper zuſammen. Wie kurz ſind dagegen die Hinterfüße? Jeder iſt auch mit fünf Zehen und kurzen Nägeln verſehen, und hat viel ähnliches mit einem Vogelfuß. Die Krallen der Zehen gebraucht ſie, ſich damit anzuhäkeln, und auszuruhen.

Aus der Zuſammenſetzung dieſer Theile können ſie ſchon ſchließen, daß die Fledermaus zum Gehen eigentlich nicht gemacht ſey. Doch kann ſie es; allein ſehr langſam und beſchwerlich. Sitzt ſie auf dem Bauche; ſo ſtämmen ſich die Flügel mit dem Vorderarme auf beyden Seiten in die Höhe. Die beyden Ellenbögen mit dem ſcharfen Nagel ſtehen vorwärts, wie Knieen, und treten mit dem Hintertheile an die Hüfte des Hinterfußes, der damit einen Winkel macht. Wie ein Paar Wetterdächer hängen die Flügel auf beyden Seiten herunter, und ſo kriecht ſie auf der Erde fort, als ob ſie auf den Knieen gienge. Es läßt ſich dieſe Art von Gange beſſer ſehen, als beſchreiben. Wenn ſie ſitzt, glaubt man, ein kleines Zelt mit zwo ſchrägen Stangen, vor ſich zu haben. Von der Erde kann ſie nicht wieder aufkommen; ſondern kriecht an die erſte die beſte Wand, oder Baum, klettert daran eine Strecke in die Höhe, läßt los, fällt, faßt mit den Flügeln Luft, und fliegt fort.

Der Kopf ſcheint ſich faſt im Körper zu verlieren. Nur die große dicke Schnauze ragt hervor; aber darinn — welch ein Vorrath von Zähnen, — und wie mannigfaltig? Ihre ganze Anzahl wechſelt von 26 bis zu 38. Das ganze Gebiß eine Reihe ſpitziger Zähne mit untermengten Hauern. Daher können ſie durch hirſchlederne Handſchuhe, ſogar durch die Nägel der Finger beißen.

Der Vorderzähne ſind bald in beyden Kinnladen viere, bald nur in der obern viere, in der untern zween, ſechs, auch acht, von verſchiedener Größe; bald in der obern zween, und in der untern gar keine; bald in dieſer vier, und in der obern keine; bald in

beyden

beyden keine Vorderzähne. Eben ſo veränderlich ſind die Backenzähne in ihrer Anzahl. Nicht wohl können alſo die Zähne ein Unterſcheidungszeichen bey dieſer Gattung abgeben, wie ich vorher ſchon angemerkt habe.

Die Ohren ſind ſonderbar, und nach dem Verhältniß der Größe des Thiers, ungewöhnlich groß und lang. Am Hinterende kann es ſie in Falten legen, wobey ſich die Spitze auswärts biegt, und einen Theil der Höhlung mit der aufrecht ſtehenden Ohrecke, wie mit einem Deckel, verſchließt. Im Fluge und Gehen trägt ſie die Ohren gerade und vorwärts; ſitzend aber in Falten gelegt. So bald ſie etwas hören will, ſchlägt ſie ſolche wieder vorwärts, und wachend ſind ſie in beſtändiger Bewegung, daß ſie zuweilen ordentlich zittern.

Die Flügelhaut iſt ſehr geſchmeidig, dünn, und beynahe durchſichtig; aber doch ſo ſtark, daß man ſie kaum zerreißen kann. Ohne dieſen letztern Umſtand würde ſie bey dem Fluge des Thiers durch die Bäume, Schornſteine, Fenſterſcheiben, u. ſ. w. bald Schaden nehmen. Die Flügel ſind fetticht, und nehmen kein Waſſer an. Daher kann das Thier auch im Regen fliegen. Beym Durchſehen wird man einige Blutgefäße und muskulöſe Faſern gewahr, welche ſie zuſammenziehen. Die ganze Haut iſt ein überaus feines Gewebe, welches man nicht beſſer bemerken kann, als wenn man ein Stückchen davon naß macht, zwiſchen zwo Glasplatten preßt, damit ſichs nicht wieder zuſammenzieht, und dann unter dem Vergrößerungsglaſe betrachtet.

Die Augen ſind ſehr klein und verſteckt, und die Naſe bey einigen Arten ſo unförmlich, daß ſie nicht einmal ſo zu nennen iſt; ſondern es ſind bloß Naſelöcher, und das Maul iſt ſo groß, daß es ſich von einem Ohr bis zum andern erſtreckt, womit ſie ſo ſcharf pfeifen kann, daß man glaubt, eine Spitzmaus zu hören.

Der Schwanz iſt gegliedert, und ſehr künſtlich in der doppelten Flügelhaut verwachſen. Gemeiniglich ragt deſſen Spitze unten etwas vor, und das Thier bedient ſich deſſelben, als eines Ruders, dem Fluge die nöthige Richtung zu geben.

So iſt überhaupt der ganze Bau der Fledermäuſe. Es iſt aber nicht genug, ſolchen überhaupt anzugeben; ſondern, wenn man das jedesmalige Verhältniß aller Theile gegen einander aufmerkſam betrachtet; ſo wird man erſt gewahr, daß auch bey dieſem unförmlich ſcheinenden Thiere, alles mit großer Weisheit eingerichtet iſt. Ich werde ihnen dieſes nicht beſſer, als mit den Worten eines unſerer größten und gelehrteſten Naturforſcher, der nicht bloß nach Syſtemen und Methoden, ſondern aus Erfahrung ſpricht, beſchreiben können.

„Die Natur, ſagt Pallas *), hat nichts unvollkommen geſchaffen, ob es gleich abweichend ſcheinen könnte, und bey den Fledermäuſen iſt der ganze Bau ihres Körpers, in Anſehung der Leichtigkeit und des Gleichgewichts, ſo wie bey den Vögeln. Daher haben ſie zuförderſt, wie die Vögel, eine ſehr weite Bruſt, damit

*) In ſeiner Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere I B. 3te Samml. S. 5: in ſeiner vortreflichen Einleitung: von den Fledermäuſen überhaupt.

damit die Leichtigkeit ihres Körpers durch den leeren Umfang vergrößert würde, und die großen Bruſtmuskeln, die zur Bewegung der Flügel nöthig ſind, könnten angebracht und befeſtigt werden.“

„Hernach iſt das große und ſchwere Herz, damit es dem Gleichgewicht nicht ſchade, in dem oberſten Theile der Bruſt, und alſo faſt in der Axe der Flügel ſelbſt, unbeweglich angebracht. Wir ſehen, daß faſt eben daſelbſt die Brüſte befindlich ſind, welche ſonſt während dem Säugen, durch ihr eigen Gewicht, und durch die Schwere der im Fliegen bisweilen anhängenden Jungen nachtheilig geweſen wären. Da die Größe des Kopfs bey dem vierfüßigen Thiere ſchwerer geweſen wäre, als bey Vögeln; ſo iſt durch die Kürze des Halſes von dieſer Seite für das Gleichgewicht geſorgt worden. Die hintern Theile hingegen ſind, wie bey Vögeln, dünne, und von der leichteſten Zuſammenfügung, und, damit nicht die nothwendige Größe der Eingeweide des Bauchs, welche hinter der Axe der Flügel befindlich ſind, das Uebergewicht hätte; ſo wird ſolches durch die Membran, welche von den Flügeln bis an die hintern Glieder, und zwiſchen denſelben ausgeſpannt, wieder ins Gleichgewicht gebracht, welche zugleich, da die Hinterfüße bewegt, und ihre Richtung verſchiedentlich verändert wird, den Flug lenkt, und alſo auf zwiefache Art die Stelle der Schwingen bey Vögeln vertritt.“

Von der **Zergliederung** und den **innern Theilen** der Fledermaus werde ich ihnen das nöthige ſagen, ſo bald wir auf die beſondern Arten kommen.

2. Lebensart des Thiers.

Wo lebt die Fledermaus, und wo hat ſie ihren Aufenthalt? Beydes, ſo wohl die Lebensart, als der Aufenthalt dieſer Thiere iſt ſo beſonders, als es ihre Bildung ſchon erwarten läßt. Eigentlich ſind es Abend- und Nachtthiere, die ſich am Tage nur im Nothfall, wenn ſie verſtört werden, ſehen laſſen. Doch ſind ſie am Tage nicht blind; ſondern wiſſen ſich ſehr gut in Acht zu nehmen, daß ſie ſich nicht an Wände, Dächer und Bäume ſtoßen. Beym Anfange der Abenddämmerung fliegen ſie aus, bis zum Einbruch der Nacht, da ſie die Ausflucht der Eulen wieder in ihre Schlupfwinkel treibt. Am Tage nehmen ſie ihre Wohnung in Städten und Dörfern gemeiniglich in den Ritzen alter Gebäude, zwiſchen Bretterverſchlägen, unter den Ziegeln der Dächer, und Schiefern der Thürme und Kirchen; hinter den Fenſterläden der Gartenhäuſer; auch wohl in den Schwalbenneſtern; am liebſten aber in alten Leimwänden, wo ſie ſich am leichteſten anhängen können. Im Freyen hingegen ſuchen ſie ſich in hohlen Bäumen und Felſenritzen zu verbergen. Allezeit wird man die Fledermäuſe in der Höhe, nie in einem Loche an der Erde finden. Es erfordert dieß ihr Intereſſe, weil ſie allezeit erſt eine Strecke von oben herunterfallen müſſen, ehe ſie Luft faſſen, und fliegen können.

An heißen Mittagen wohnen ſie gern unter den warmen Dachziegeln, weil ſie die Wärme ſehr lieben. Auch pflegen ſie wohl in die erwärmten Schornſteine zu ziehen, wenn ſie nicht mehr rauchen. Ich ſahe dieß einmal in der Dämmerung von meinem Hofe, legte eine Hand voll brennenden Schwefel in der Küche

auf den Heerd, und es fielen einige betäubt herunter.

Sie können auch in ihrer Art, und unter ſich luſtig ſeyn. Wo ſie nicht geſtört werden, pflegen ſie, beſonders auf dunklen Böden, oder in finſtern Gallerien, herumzuſchwärmen und mit einander zu ſpielen. Im Winter erſtarren ſie, und fallen in einen tiefen Schlaf. Doch ſchlafen ſie nicht anders, als aufgehängt, ganz in ihren Mantel gehüllt, daß nur die Spitze der Schnauze oben hervorragt. So bald warme Witterung eintritt, kommen ſie wieder zum Vorſchein, verſchwinden aber, ſo bald es aufs neue kalt wird. Ich habe ſie öfters in ſehr gelinden Abenden des Jänners fliegen geſehen.

In der erſten Höhle der Baumannshöhle habe ich einigemal ſehr große Fledermäuſe geſehen, die aber doch die Größe der europäiſchen nicht haben, die ein gewiſſer Schriftſteller, Albin, zehn bis zwölf Zoll lang, und zween Schuh breit gemacht hat. Hat doch Büffon in der Höhle von Arzy auf dem alabaſternen Boden, einen hohen, viele Fuß breiten Haufen einer ganz beſondern Erde, die aus lauter Trümmern von Fliegen und Phalänen beſtand, angetroffen. Bey der Unterſuchung zeigte ſichs, daß es nichts, als Fledermausmiſt war, der ſich hier ſeit vielen Jahren geſammelt hatte.

Im Jahr 1747 wurde auf dem Boden einer Dorfkirche eine Abräumung vorgenommen, und es wurden — ſollte man es glauben, — über ſechs Fuder Unrath auf den Acker gefahren, den die Fledermäuſe hier ſeit vielen Jahren gehäuft hatten.

Vor einigen Jahren gieng ich des Morgens früh vor Aufgang der Sonne, in den längſten Sommertagen nach meinem Garten, der an einem Kanal der Bode liegt, wo ich immer des Abends viele Fledermäuſe fliegen ſahe. Als ich auf dem Gartenhauſe die Laden aufſchrob; ſo war es, als wenn ſie hinter dem Fenſter mit einer ſchwarzen Tapete überzogen wären. Da ich mich näherte, zog ſich das Schwarze näher zuſammen. Es war eine ungeheure Menge Fledermäuſe, die zwiſchen den Fenſterladen gekrochen waren. Die erſten Sonnenſtralen fielen durch die Ritzen des Ladens. Daher wagten ſie es nicht, fortzufliegen. Als ich das Fenſter öffnete, kamen ſie alle in die Stube, daß ich kaum wußte, wo ich bleiben ſollte. Ein Eimer voll reichte nicht, als ich ſie geſammelt hatte, und ins Waſſer werfen ließ.

In eben dieſem Garten ſahe ich einſt des Abends eine ziemliche Anzahl Fledermäuſe aus dem Loche eines hohlen Baums kommen. Der Baum war ſeinem Ende nahe. Ich ließ ihn ſtehen, bis die erſte Kälte eintrat. Als er gefällt war, wurde er unter dem Loche durchgeſchnitten, und ich fand einen Klumpen von einigen 40 Fledermäuſen, die ſich alle mit den Nägeln an einander gehängt hatten.

Wovon lebt die Fledermaus?

Nahrung.

Wir können von den Fledermäuſen ſagen, daß ſie ſich auf eine zwiefache Art ernähren: erſtlich durch die gewöhnliche Nahrung, die ihnen die Natur nach ihrer Lebensart angewieſen hat; zweytens durch die

Nah-

Nahrung, die ſie ſo neben zu ihrem Appetit gemäß finden, und den Menſchen rauben.

Was die gewöhnliche Nahrung betrifft; ſo ſind es vorzüglich kleine Inſekten, die um eben die Zeit, nämlich in der Abend- und Morgendämmerung fliegen, da ſie herumzuſchwärmen pflegen: Käfer, Schaben, Fliegen, Mücken, und beſonders kleine Nachtſchmetterlinge. Warum ſchweben ſie ſo gern über den Teichen? weil ſich da die meiſten Mücken aufhalten. Binnen einer halben Stunde können ſie ſo viel fangen, daß ſie hernach 24 Stunden faſten.

Mein Haus iſt ſehr hoch, und der oberſte Boden iſt wie eine kleine Dachſtube anzuſehen. Rings herum iſt es mit Gärten eingeſchloſſen. Daher zieht ſich alles von Fliegen nach dieſem oberſten Dachkämmerchen. Hier wohnen ſie den ganzen Winter durch unter den Ziegeln. Kommt im Februar ein gelinder Tag, da die Mittagsſonne recht warm auf die Fenſter ſcheint; ſo ſind ſie mit Fliegen ganz ſchwarz überzogen, und es iſt ein Geſumme, daß man ſein eigen Wort nicht hören kann. Dieß iſt für die Fledermäuſe ein erwünſchter Jagdſtand. Ich kam einmal an einem ſolchen Tage gegen Abend auf dieſen Boden, und erſchrak, da ich wohl ein halb Schock Fledermäuſe mit den Fliegen in Aktion antraf.

Man wird ſehen, daß dieſe Thiere des Abends oft eine geſchickte Wendung an den Wänden herum machen. Dieß geſchieht bloß darum, ein Paar Fliegen zu erhaſchen. Das aber iſt doch ſonderbar, wie ich bey ihrem Fluge im Freyen oft bemerkt habe, daß ſie nie ein größeres Revier, als etwa von hundert Schritten durchkreuzen. Wir haben es abge-

meſſen, und uns im Quadrat auf hundert Schritt geſtellt. Die Fledermaus iſt allezeit, wenn ſie nicht gejagt wurde, in dieſem Revier geblieben.

Hungern kann dieß Thier ſehr lange, weil dazu ſeine innern Theile, und der ganze Bau ſeines Körpers eingerichtet iſt, und es beynahe den ganzen Winter durch faſten muß. Wie oft treten im Sommer acht bis vierzehn windichte und regnichte Tage ein? Dann wird ſich keine Fledermaus ſehen laſſen. Sie muß ſo lange hungern. Allein in ſolchen Zeiten der Noth weiß ſie ſich in den Vorrathskammern der Menſchen, wovon ich hernach reden werde, ihres Schadens zu erholen.

Ich fand einmal in einem kleinen Hölzchen eine, von muthwillig grauſamen Knaben mit den Flügeln an einem Baum angenagelte Fledermaus, die noch lebte, und gewaltig um ſich biß. Gleichwohl erfuhr ich nachher, daß das Thier ſchon acht Tage gehangen hatte.

Nicht bloß kleine Nachtſchmetterlinge ſind ihre Speiſe; ſondern ſie fangen auch die größern weg, wenn es die Umſtände geben, und dieſe ſich auf eine ungewöhnliche Art vermehrt haben. Die Stammraupenſchmetterlinge hatten ſich einmal in unſerer Gegend ſo ſtark vermehrt, daß in einer Lindenallee faſt an jedem Stamme 15 bis 20 ſaßen. O! wie waren da des Abends die Fledermäuſe in dieſer Allee bey der Hand. Man konnte faſt nicht gehen; ſo zogen ſie in derſelben auf und nieder, und ſchnappten die Schmetterlinge vor unſern Augen weg.

Da jedes Weibchen dieſer Schmetterlinge an die 400 Eyer legt; ſo mache man die Rechnung, welche

Menge

Menge von Brut in einem Abend vertilget wurde. Alſo iſt die Fledermaus, in aller Abſicht, ein für die Menſchen ſehr wohlthätiges Geſchöpf! Seine ganze Lebensart und Nahrung iſt mit dem Nutzen der Menſchen verwebt, und es iſt bey ihm Erhaltungstrieb, viele, uns ſchädliche Inſekten zu vertilgen. Der Unwiſſende ſpricht: wozu mag ein ſo häßliches Thier erſchaffen ſeyn? Die Natur giebt die Antwort, und zeigt uns, was die weiſe Vorſehung des Schöpfers durch ein verächtliches Thier ausrichten kann, wozu aller Menſchen Kräfte nicht hinreichend ſind.

Die armen Fledermäuſe haben durch die Art, wie ſie den Schmetterlingen nachſtellen, den Menſchen Gelegenheit gegeben, ſie zu fangen. Wirft man ein weißes Steinchen in die Höhe; ſo ſchießen ſie darnach, in der Meynung, es ſey ein Schmetterling. Eben dieſes thun ſie nach einem zuſammengeballten weißen Tuche, und bleiben oft mit den Nägeln darinn hangen. Am leichteſten werden ſie durch eine aufgerichtete hohe Stange, mit weißgepuderten Klettenbüſchen betrogen. Bewegt man ſie etwas; ſo ſchießen ſie darauf, und bleiben mit ihren Florflügeln an den Klettenhäkchen hangen.

Hält man des Abends einen etwas breiten Degen aus dem Fenſter, und blinkt damit; ſo fahren ſie wie ein Bliz darauf, und ſtoßen ſich öfters ſo ſtark daran, daß ſie niederfallen.

Man muß ſehr geübt im Schießen ſeyn, wenn man eine Fledermaus treffen will. So bald ſie den Bliz des Pulvers auf der Pfanne ſieht, macht ſie eine faſt eben ſo ſchnelle Wendung, und man ſchießt vorbey.

Die Nahrung neben zu beſtehet darinn, daß ſie, nicht immer aus Noth, ſondern aus Wohlſchmack, die Speck- und Vorrathskammern beſuchen, und darinn weit mehr Schaden thun, als die Hausmäuſe. Es iſt ihnen ein leichtes, durch den Schornſtein, durch ein Aſtloch, durch eine zerbrochene Fenſterſcheibe, durch ein nur zween Finger breit offen ſtehendes Fenſter, hineinzukommen, und, wenn die Hausfrau nicht fleißig nachſieht, einen Schinken oder Speckſeite ſo auszufreſſen, daß ſie ihn beym Anſchneiden ganz leer findet. Das Loch iſt ſo klein, daß man es kaum merkt. Insgemein bohren ſie ſich unter dem Wirbelknochen hinein. Der Körper mit den zuſammengeſchlagenen Flügeln, folgt wie eine Tute, oder Bohrſchnecke, und mit den Füßen können ſie ſich ſehr geſchickt rückwärts wieder heraushelfen.

Von dieſen kleinen Räubereyen haben einige Arten den Namen: Speckmaus erhalten. Sie gehen auch nach andern fettigen Sachen. Da ich einigemale auf meinem Saale ein Talglicht ſtehen, und des Nachts das Fenſter offen ließ; ſo fand ich ſolches des andern Morgens umgeworfen, und halb angefreſſen. Anfänglich konnte ich nicht dahinter kommen, und den Lichtdieb entdecken. Ich ſetzte das Licht hierauf auf den Boden, und gieng nach 11 Uhr wieder herauf. Da fand ich den Patron dabey in voller Arbeit. Er konnte aber nicht von der Erde aufkommen, und ich ſtrafte ihn auf friſcher That.

Ob ſie, wie mich einige Förſter und Jäger verſichern wollen, die jungen Vögel aus den Neſtern holen, kann ich aus eigener Erfahrung nicht ſagen.

Wie

Wie lebt das Thier?

Seine ganze Lebensart iſt ſehr einfach. Sie beſtehet in Ruhe und Schlafen des Tages — im Herumfliegen in der Abend- und Morgendämmerung, und im Winterſchlaf in der kältern Jahreszeit.

Einen Umſtand hab' ich noch bemerkt. Ehe ſie ausfliegen, und vorher munter werden, pflegen ſie ſich, faſt wie alle Thiere, die Rottenweiſe beyſammen wohnen, erſt eine Zeitlang vorher zu necken, und herumzubeißen. So bald es dämmericht wurde, hörte ich in meinem Garten in dem hohlen Baume allezeit ein ſtarkes Geräuſch, und, als ich das Ohr anlegte, ein ziſchendes ſcharfes Pfeifen. Ich fiel gleich auf Fledermäuſe, blieb am Baume ſtehen, und ſahe ſie gleich nachher, eine nach der andern, aus dem Loche herauskommen.

Wir kommen

3 zu der Art ihrer Fortpflanzung.

Sie leben insgeſammt Paarweiſe beyſammen, und wenn ſie ſich auch Schaarenweiſe zuſammenrotten; ſo bleibt doch immer ein Paar ſich ſelbſt getreu, oder ſie leben in Monogamie.

Die Paarzeit geſchiehet zu Ende des Aprils und im Anfange des Mayes, wenn die Witterung gut und warm iſt. Sonſt fällt ſie ſpäter. Insgemein erfolgt ſie in den warmen Mittagsſtunden unter den Sparren der Dächer, oder an einem Balken, wo ſie beyde, Männchen und Weibchen, ſich über einander anhäkeln, und das Geſchäfte der Natur verrichten. Um dieſe Zeit findet man ſie öfters beyde in der Begattung auf dem Boden liegen, daß ſie heruntergefallen ſind.

Kommt

Kommt man nicht zeitig genug dazu; ſo helfen ſie ſich nach der Trennung wieder in die Höhe.

Während der Begattungszeit kämpfen die Männchen ſo ſehr mit einander, daß ſie öfters halb todt aus der Luft fallen. Es iſt dieß aber nicht ihre Begattungsart, wie man gewöhnlich glaubt; ſondern Nebenbuhlerſtreit.

Die Mutter trägt vier Wochen, wie man nach der Begattungszeit hinter einem Fenſterladen bis zum Wurf, genau beobachtet hat, und bringt allezeit nur zwey Junge zur Welt, die ſie in die erſte die beſte Ritze, oder auch in eine Leinwand, in ein kleines darinn bereitetes Neſt, aber ohne alle Unterlage, bloß auf den Boden hinlegt, und mit ihren Brüſten ſäuget. Der erſte Naturtrieb der Jungen lehrt ſie ſchon, ſich gleich nach der Geburt anzuhäkeln, damit ſie nicht herunterfallen.

Wird die Mutter in ihrem Wöchenbette geſtört; ſo macht ſie die Jungen los, und weiß es ihnen zu verſtehen zu geben, daß ſie ſich ihr an die Brüſte hängen, und ſo trägt ſie ſolche fliegend an einen andern Ort. Ja! ſie fliegt oft ganze Stunden mit dieſer kleinen Beute beladen herum.

In meinem Garten ſahe ich einmal des Abends eine Fledermaus dichte vor dem Fenſter herumfliegen, weil ſie hinter dem Laden geheckt hatte. Im Durchfliegen ſahe ich, daß ſie einen ungewöhnlich dicken Leib hatte, und hörte auch ein feines Ziſchen, welches ſie ſelbſt nicht zu machen ſchien. Ich ſchoß einigemal nach ihr, und ſie kam immer wieder. Endlich traf ich ſie, und ſahe, daß ſich zwey Junge ſorgfältig an ihren Brüſten angeklammert hatten.

Wie

Wie lange die Jungen ſaugen, ehe ſie von der Mutter abgehen, und ſich ſelbſt ernähren, iſt wohl ſchwerlich auszumachen, weil das Thier nicht **zahm** zu machen iſt. Seine ganze Natur und Lebensart ſcheint dem **Zahmwerden** entgegen zu ſeyn. Doch hat Pennant *) einer **zahmgemachten** Fledermaus gedacht, die aus der Hand Inſekten gefreſſen, und während des Freſſens die Flügel um das Maul herumgeſchlagen, und, zum Zeichen der Behaglichkeit, damit ſanft geflattert habe **).

4. Von den ganz **beſondern Merkwürdigkeiten** dieſes Thiers, habe ich bey der Lebensart deſſelben ſchon manches erzählt. Einige aber kann ich doch nicht unberührt laſſen. Dahin gehört

1. daß ſie gar nicht **ſaufen**. Es ſcheint ihnen auch nach ihrer Natur und Lebensart unmöglich zu ſeyn, da ſie nicht zum Waſſer kommen können, ohne Gefahr zu laufen, nicht wieder aufzukommen. Wenigſtens wüßte ich nicht, daß wir darüber einige gewiſſe Erfahrungen hätten. Sie müßten denn im Fluge des Abends und Morgens den **Thau** von den Gewächſen lecken, oder aus den Dachrinnen der Häuſer ſaufen.

2. Die **zwote** betrifft die **Kraft**, und zugleich die faſt unbegreifliche **Leichtigkeit** ihres **Fluges**. Es

*) Brittiſche Zoologie von Murr. S. 50.

**) Sollte man ſich daraus faſt nicht das Phänomen erklären können, wenn die großen amerikaniſchen Fledermäuſe, die man Vampyrs oder Blutſauger nennt, den Schlafenden das Blut ausſaugen, und ihnen, damit ſie nicht erwachen, mit den Flügeln eine ſanfte Kühlung zuwehen? S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I p. 46. no. 2. Veſpertilio *Spectrum*. Schrebers Säugthiere I Theil S. 159 Tab. 45. Offenbar von Veſpertilio *Vampyrus* unterſchieden.

Es iſt mir oft des Abends in langen Sommerabenden eine Fledermaus nach dem Licht durchs offene Fenſter in die Stube gekommen, und ich habe von ihrem Fluge nichts gehört, wenn ich nicht ihren Schatten geſehen hätte. Ihr Flug iſt ſo ſanft und leicht, daß man eher die Luft des vorbeyfliegenden Thiers im Geſichte fühlt, als den Schall von der Bewegung ihrer Flügel hört. Ich habe das Fenſter zugemacht, und bin ihr zu Gefallen eine halbe Nacht aufgeblieben, um zu ſehen, wie lange ſie das Fliegen aushalten würde, — und ſie flog von 10 Uhr des Abends, bis nach zwölf unermüdet fort, da ſie kraftlos niederfiel.

3. Ihr Alter, was ſie nach dem Lauf der Natur erreichen können, iſt unbekannt. Hoch können ſie es nicht bringen, da ſie ein ſehr ſchwaches Leben haben. Ich habe es verſucht, und eine Fledermaus mit gebundenen Flügeln, damit ſie keine Luft faſſen konnte, aus der Hand auf den Gipsboden fallen laſſen, und ſie war augenblicklich todt.

Unter der Luftpumpe ſterben ſie weit eher, als die zahmen Mäuſe.

5. Vaterland und Aufenthalt.

Dieß Thier hat ſich in allen Welttheilen verbreitet, und jeder Welttheil hat nach ſeinem Klima andere Arten. Die ſehr großen in Aſien, die ſich von bloſſen Früchten nähren, werden als eine ſchmackhafte Speiſe gegeſſen *).

6. Feinde

hat dieſes Thier mehr, als man nach ſeiner verſteckten, nächtlichen und fliegenden Lebensart vermuthen ſollte.

*) Dieß ſind die Veſp. *Vampyri;* aber nicht die *Spectra* oder eigentlichen Blutſauger in Amerika.

ſollte. Dieß iſt auch wohl mit eine Urſache, da ſie ſich außerdem nicht zahlreich vermehren, daß wir ſie eben nicht in gar zu großer Menge haben.

Die Fledermaus hat dreyerley Feinde: Außer ſich — an ſich — und in ſich. Zu den erſten rechne ich Eulen, Marder und Katzen. Die Eulen ſtellen ihnen ſehr nach, und freſſen ſie wie andere Mäuſe, ob ſie ſich gleich vor ihnen ſorgfältig in Acht zu nehmen wiſſen. Im Fluge werden ſie ihrer ſchwerlich habhaft werden; ſondern ſie ſtören ſie auf, wenn ſie Klumpenweiſe an den Wänden oder in hohlen Bäumen hängen.

Die Eulen fliegen gemeiniglich etwas ſpäter aus, als die Fledermäuſe. So bald ſie zum Vorſchein kommen, verſchwinden die letzten. Ich habe es oft des Abends mit Vergnügen angeſehen, wenn die Fledermäuſe aus einem Thurme in der Stadtmauer häufig herauskamen, und in dem daran liegenden Garten luſtig herumſchwärmten. So bald die erſte Eule ſchreyend aus dem Thurme kam, und über den Garten zog, waren ſie alle im Augenblicke weg, und wenn dieſe weit ins Feld gezogen war, kamen ſie allmählig wieder.

Es wird zwar von einigen verſichert, daß die Katzen ſie ſehr gern freſſen ſollten. Ich aber kann dieſe Erfahrung nicht beſtätigen; ſondern mir iſt oft das Gegentheil vorgekommen. Ich habe ſie lebendig einigen Katzen vorgeworfen. Erſt giengen ſie darauf, wichen aber gleich zurück, ließen ſie liegen, und es ſchien, als ob ſie ſich davor fürchteten. Ein gleiches kann ich von den Hunden behaupten. Ich ſchreibe dieſe Antipathie ihrem widrigen und ekelhaften Geruche zu.

Die Marder aber verſchmähen ſie nicht, und mögen ſie wohl oft unter den Dächern und in hohlen

Bäumen verzehren. In dem Magen eines im Jänner gefangenen Marders fand ich Haare, Knochen und Flügel der Fledermäuſe.

An ſich haben die Fledermäuſe verſchiedene Hautfeinde, und in ſich, in ihren Eingeweiden und Gedärmen, mancherley Eingeweidewürmer. Von beyden behalte ich mir vor, bey den beſondern Arten etwas zu ſagen.

7. Der Nutzen und Schaden

der Fledermäuſe iſt wohl ſo beſchaffen, daß der erſte den zweeten überwiegt. Wenn in den Speck= und Vorrathskammern gehörige Vorſicht gebraucht wird; ſo wüßte ich nicht, was ſie dem Menſchen für ökonomiſchen Schaden thun könnten. Und auch dieſer iſt in Betracht der Vertilgung ſo vieler ſchädlichen Inſekten unbedeutend. Ob ſie noch in der Arzeneykunſt Nutzen haben, werden wir gleich hören, da wir nun

8. auf die phyſikaliſchen Vorurtheile und Naturirrthümer

bey dieſem Thiere kommen.

Woher das Vorurtheil entſtanden iſt, daß die Fledermaus giftig ſey, wie Linné ſelbſt behauptet hat, kann ich nicht ſagen. Ihr Biß iſt gefährlich, und eitert gern, wenn ſie Finger und Nagel durchgebiſſen haben; aber ihr Blut und Urin iſt gar nicht ſcharf. Vermuthlich hat man dieſes Gift in ihren Ausdünſtungen geſucht, da ſie im Sommer, wie die Silphen oder Aaskäfer, wahrſcheinlich von ihrem Aufenthalt in alten dumpfigen Löchern, und hohlen, mit faulem Holz angefüllten, und von der Coßusraupe durchgearbeite=

arbeiteten Bäumen, ſtark wie Moſchus und Biſam rie-
chen, welcher Geruch ſich aber im Winter ziemlich verliert.

Was der medizinische Aberglaube dem Blute, dem Harn, dem Herzen u. ſ. w. der Fledermäuſe, wider die Gicht, zum Wegbeizen der Haare, und wider andere Krankheiten, für Heilkräfte zugeſchrieben hat, iſt längſt aus der Mode gekommen. Eben ſo wenig mögte der Hexenaberglaube mit den Fledermäuſen noch etwas gelten; ſo reſpektabel auch die Rolle geweſen iſt, die er ſonſt geſpielt hat. Die Fledermaus, als ein Nachtthier, das in der Dämmerung fliegt, und im Dunkeln lebt, mußte ja nothwendig mit den Geſpenſtern und Nachtgeiſtern Gemeinſchaft haben. Hatte ſich ein ſolches Thier einmal des Abends in eine Spinnſtube verirrt; ſo konnte es nichts anders als eine Larve des Teufels ſeyn, der in dieſer Geſtalt einer Perſon in der Geſellſchaft Viſite machen wollen.

Mit dem Herzen einer Fledermaus konnte man, beſonders bey der Jägerey, Wunder thun. Beym Kugelgießen durfte es der Jäger nur unter die geſchmolzene Bleymaſſe werfen, und mit einer ſolchen gegoſſenen Kugel blind zu ſchießen; ſo traf er allemal gewiß, wohin und was er treffen wollte.

2. Nachdem ich überhaupt die Naturgeſchichte der ganzen Hauptgattung der europäiſchen Fledermäuſe beſchrieben habe; ſo kann ich mich bey den beſondern Arten deſto kürzer faſſen. Es wird aber doch bey dieſer und jener manches Artige zu ſagen ſeyn. Ich will mit der allgemeinſten Fledermaus den Anfang machen.

1. Die gemeine Fledermaus *).

Beſchreibung des Thiers.

Dem Namen nach wird ſie faſt in allen Ländern von Europa die gemeine genannt. In Frankreich: la Chauve-Souris; in England the common Bat. Sie unterſcheidet ſich von den übrigen Arten durch die Ohren und den Schwanz, da jene faſt ſo lang ſind, als der Kopf; dieſer aber als der ganze Leib.

Von dieſer Art giebt es wirklich zwo verſchiedene Unterarten: eine größere und kleinere. Ich habe immer gezweifelt, ob es verſchiedene Arten wären; allein, da ſich von der merklich kleinern Art ſowohl, als von der größern verſchiedene Junge finden; da ſich im Frühjahre die größern ſowohl als die kleinern, ſo wie zu allen Jahrszeiten, gleich ſtark und munter zeigen; ſo iſt es wohl ausgemacht, daß ſie als zwo verſchiedene Arten anzuſehen ſind. Ueberdem hab' ich angemerkt, daß ſich die Größern nie zu den Kleinern, und die Kleinern nie zu den Größern halten. Findet man in einem hohlen Baume, oder auf einem alten Boden einen Klumpen Fledermäuſe zuſammen; ſo wird es entweder die Größere oder die Kleinere allein ſeyn. Faſt allezeit habe ich die Kleinere in hohlen Bäumen, oder hinter den Fenſterladen der Gartenhäuſer und zwar in größerer Geſellſchaft, als die andern größern, angetroffen.

A. Die große gemeine Fledermaus.

Dieß iſt die größte Art hier zu Lande, und in der ganzen Harzgegend; ſie ſoll es auch in ganz Europa

*) Veſpertilio murinus *Linn. Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 48 no. 6.

ropa ſeyn. Nach Pariſer Maaß hat der Körper 3 Zoll 3 Linien; der Schwanz 2 Z. 3 L. die Breite mit ausgeſpannten Flügeln 1 Fuß, 4 Zoll, 11 Linien.

Im Thüringiſchen nennt man dieſe größere Art: das große Mausohr, den Nachtſchatten.

Die Farbe iſt am Kopfe röthlich, an der Bruſt ſchwärzlich; der Grund des übrigen Leibes blaulicht; die Spitzen der Haare oben mauſefahl, und unten weiß. Bey dem Männchen iſt das Mauſefahle des Oberleibes mehr röthlich.

Da ich ſchon im Vorhergehenden die Haupttheile dieſes Thiers beſchrieben habe; ſo will ich jetzt nur das anführen, wodurch ſie ſich im Bau und in der Bildung ihres Körpers vor andern auszeichnet.

Die Naſe iſt breit mit halbmondförmigen Naſelöchern. Die Backen vorzüglich dick und aufgeblaſen, und durch eine Längsriefe getheilt. Die Lippen dick, faltig und herabhangend, wie bey einem Bullenbeißer. Bis zur Stirn alles kahl; an der Ober- und Unterlippe einige ſchwarze Warzen; und auf den Backen einzelne ſchwarze Barthaare, die das Maul und den Kopf bey dem Löcherkriechen verwahren.

Ein ekelhaftes Thier, zumal wenn es den weiten Rachen aufſperrt, der ſich bis hinter die Augen erſtreckt, welchen es immer gegen den offen hält, der es gefangen hat, und ſich mit ſeinem Gebiß zur Wehr ſtellt. Tief kann man in dieſen zinnoberrothen Rachen hineinſehen.

Das Gebiß iſt ſehr ſcharf und ſtark, und die Zähne ſtehen bey dieſer Art in folgender Ordnung. In der Oberkinnlade vorn eine kleine Lücke; dann zu beyden Seiten zween runde ſtumpfe Vorderzähne mit

 kleinen

kleinen Nebenzäckchen; ferner drey gerade Hundszähne, wovon der mittelſte klein, die beyden äußern aber lang und ſtark ſind; zuletzt drey ſpitzige Backenzähne in einem ſpitzen Zickzak.

In der Unterkinnlade ſechs kleine, oben gezackte Schneidezähne, darauf drey Eckzähne, zuletzt drey Backenzähne.

Was das Thier im Zorn mit dieſen Zähnen faßt, beißt es durch und durch, wovon ich oben Beyſpiele angeführt habe.

Die Ohren ſind oben abgerundet, auswärts gebogen, und mit einem lanzettenförmigen Blättchen verſehen.

Die Nägel der Zehen ſind bey dieſer vorzüglich lang, weiß und ſcharf, und der ſtarke Schwanz an der Wurzel dick behaart.

Die langen Beinchen, die in den Flügeln verwachſen ſind, gehen eigentlich aus der Handwurzel hervor. Die Gelenke ſind wie Charniere. Die Flughaut iſt doppelt, und zwiſchen der Verdoppelung gehen die Sennen, wie auch der Schwanz, durch.

Bey dem Männchen erſcheint das kahle Geſchlechtsglied, wie bey Menſchen und Affen hängend und abgeſondert, wodurch ſich das Thier ebenfalls den Säugthieren nähert.

Zergliederung.

Inwendig iſt dieſe Fledermaus wie eine andere Maus beſchaffen, außer daß die Mutter des Weibchens zwey Hörner, und einen doppelten Eyerſtock hat. Nach ihrer Lebensart und dem Bau ihrer Eingeweide kommen ſie faſt alle überein. Bey allen ein großes Gehirn

Gehirn und Herz. Alle haben ſie einen kurzen Darm, wie die grasfreſſenden Thiere, und der Blinddarm fehlt ihnen gänzlich. In der Leber hab' ich nie einen Blaſenwurm angetroffen, die ſich doch bey den Hausmäuſen an eben dieſem Orte ſo häufig finden. Auch ſcheinen ſie in den Gedärmen weniger Würmer, als andere Thiere zu haben. Nur ein einzigesmal hab' ich in dem Darmkanal dieſer Fledermaus einige Strecken des kleinen, zarten, langgliedrichten Mäuſe-Bandwurms gefunden *).

Auf die Ungebornen dieſes Thiers bin ich beſonders aufmerkſam geweſen. Ich gab den Schieferdeckern den Auftrag, mir in der Mitte, oder gegen das Ende des Mayes einige Fledermäuſe zu ſchaffen. Unter zwanzigen nicht ein Weibchen, weil ſich dieſe vermuthlich ſchon wegen des nahen Wochenbettes in die Ritzen verkrochen hatten. Endlich erhielt ich doch ein trächtiges Weibchen, welches aber nur einen jungen Einſiedler bey ſich hatte. Sie können ſich das ſeltſame Geſchöpf kaum vorſtellen, wenn es in der Größe einer Bohne ſchon in ſeinen zarten Flügelmantel eingehüllt iſt. Da die Ungebornen aller europäiſchen Säugthiere ſchneeweiß ausſehen; ſo hatte dieſes ſchon eine ſchwarzblauliche Farbe. Als eine Seltenheit, die nicht oft vorkommt, verwahre ich das Exemplar noch in Weingeiſt.

Lebensart.

Wo lebt das Thier? An eben ſolchen Orten, und dunklen Schlupfwinkeln, als die übrigen Arten; nur

*) S. Goezens Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer S. 336.

nur iſt dieſe Art nicht ſo geſellig, als die übrigen. Man trifft ſie immer nur Paarweiſe hinter alten Bretterverſchlägen, ſeltener in hohlen Bäumen der Gärten an; allein in den hohlen Eichenbäumen der Wälder mögen ſie gern hauſen, wie ich denn dieſe Art, hinter Thale, des Abends vor dem Holze häufig geſehen habe.

Auf dem Boden meines jetzigen hohen und nahe am Felde liegenden Hauſes hat ſchon ſeit einigen Jahren ein Paar dieſer Art logirt. Ich habe ſie oft des Abends, auch unter Mittage, unter den Ziegeln auf den Latten herumkriechen geſehen, und ziſchen gehört, vorher aber ſchon, theils an den auf dem Boden liegenden Exkrementen, theils an dem ſtarken Biſamgeruch gewittert, ſo daß ich anfänglich gar vermuthete: es habe ein Marder hier ſeine Loſung abgeſetzt.

Wovon lebt das Thier?

Nahrung.

Dieß iſt nicht der Feind, der unſere Speckſeiten und Schinken aushöhlt; ſondern ſeine Nahrung beſtehet vorzüglich in Inſekten, und zwar der größern Arten. Wie ſie die Monate der Jahreszeit liefern, hält dieſe Fledermaus Jagd darunter. Im Frühjahre ſind die Silphen oder Aaskäfer, die Roßkäfer und großen Dämmerungsfalter oder Schwärmer ihre Speiſe.

Ich habe es ſelbſt einigemale des Abends geſehen, daß eine ſolche Fledermaus in einem Fahrwege mir immer um den Kopf flog. Ich trat zur Seite, und ſahe ein Paar Roßkäfer über einem Häufchen Pferdemiſt

miſt ſchweben. Da ſich dieſe nicht hoch verſteigen; ſo mußte ſich die Fledermaus ſenken. Daher flog ſie mir ſo niedrig um den Kopf, weil ſie dieſe Gäſte gewittert hatte. Ehe ich mirs verſahe, hatte ſie einen weggeſchnappt, und ich konnte das Kniſtern und Zerbeißen der harten Flügeldecken mit ihrem ſcharfen Gebiß deutlich hören. Ein ſolcher Miſtkäfer gehet ganz in ihr weites Maul.

Im May haben ſie volle Nahrung, wenn das Jahr reich an Maykäfern iſt. Als im Frühjahr 1789 dieſe Inſekten in ſo ungeheurer Menge erſchienen, daß die Weiden ganz ſchwarz waren, und man in unſerem kleinen Luſthölzchen, dem Brühl, faſt die Blätter auf den Bäumen nicht mehr ſahe, wußten die des Abends hier promenirenden Geſellſchaften nicht, was über ihnen das Kniſtern und Knattern bedeuten ſollte, das ſie unaufhörlich vernahmen. Es waren unſere Fledermäuſe, welche ſich hier luſtig machten, und die Maykäfer verzehrten.

Im Julius und Auguſt ſind ihnen die großen Liguſter = Weidenſchwärmer, und beſonders die Windigvögel *) ſehr willkommen, die ſie aus der Luft, oder, wenn ſie über dem Je länger je lieber ſchweben, ſehr geſchickt wegzuſchnappen wiſſen.

Wenn wir die Nahrung dieſer verſchiedenen, ſtark nach Biſam riechenden Inſekten, beſonders der Aaskäfer und Windigſchwärmer, betrachten; ſo wird es uns kein Räthſel mehr ſeyn, warum dieſe Fledermäuſe ſo ſtark nach Biſam riechen.

Wenn der große Grünſpecht unter den Ameiſen und Coßusraupen hohler Weiden recht reichlich geſchmaußt

*) Sphinx Convolvuli *Linn.*

ſchmaußt hat, und man kriegt ihn auf das Anatomie-bret; ſo riechen ſeine innern Theile ſo ſauerſüß und widrig, daß man das Bret mit Eſſig abwaſchen muß.

Wie lebt das Thier?

Wie ich oben ſchon bemerkt habe, in einzelnen Paaren, und nicht in großer Geſellſchaft. Dieſe waren es, die ich einigemal in der erſten Grotte der Baumannshöhle angetroffen habe. Mit ausgeſpannten Flügeln betrug die Breite beynahe 12 Zoll.

Seiner Art nach iſt es ein grimmiges, zorniges und beißiges Thier. In alles, was ihm vorgehalten wird, beißt es mit ſichtbarer Wuth, unter beſtändigem Ziſchen und dumpfen Tönen des Zorns. Als ich vor einigen Jahren bey dem Herrn von Rochow in Recane war, und zur Unterſuchung der Eingeweidewürmer gern eine Fledermaus haben wollte, ſchoß derſelbe eine, die uns im Garten des Abends immer um den Kopf flog. Er hatte ihr bloß den Flügel zerſchoſſen. Beym Aufheben ſperrte ſie den Rachen weit auf, und es war ein Glück, daß der Herr ein Paar ſtarke lederne Handſchuhe übergezogen hatte. Denn ſie biß ihm doch den Daumen beynahe durch und durch.

Dieſe Fledermaus iſt ein abgeſagter Feind der kleinern Art, die ſie unaufhörlich des Abends verfolgt, wie man auf freyen Plätzen deutlich ſehen kann. Kommt ihr eine kleinere in ihr Revier, das ſie alle Abend durchfliegt, ſo fährt die große auf ſie zu, und beißt ſie dergeſtalt, daß ſie öfters zu Boden fällt. Am grimmigſten wird ſie, wenn ihr die kleinere einen Käfer, auf den ſie Jagd macht, wegſchnappen will. Wehrt ſie ſich doch gegen Hunde und Katzen. Im Herum-

fliegen

fliegen hört man oft einen klatſchenden Ton, wie man mit der Zunge zu machen pflegt. Womit ſie ihn macht, kann ich nicht ſagen: faſt ſcheint es eine Art von Flügelſchlage zu ſeyn, wenn ſie einen Winkel macht und ſich ſchwenkt; oder es iſt ein Zeichen der Behaglichkeit. Sie fliegt ſchwerer, als die kleinere Art, aber in mannigfaltigen Schwenkungen, beſonders wenn man mit dem Schnupftuch nach ihr ſchlägt, daß es ſich angenehm zuſehen läßt.

Die Fortpflanzung

geſchiehet bey dieſer, wie bey den andern Arten, und zu eben der Jahreszeit; nur das iſt merkwürdig, daß dieſe Art mehrentheils nur ein einziges Junges zur Welt bringt, wobey die Natur ihre weiſen Abſichten haben muß. Ein Beweis davon iſt das oben angeführte Beyſpiel des einen Ungebornen, das ich bey der Zergliederung eines Weibchens fand. In vier Wochen hat das Junge ſchon die Größe der kleinern Art.

Andere Merkwürdigkeiten

habe ich bey dieſem Thiere nicht entdecken können, die ich nicht ſchon bey ſeiner Lebensart, in der Art, ſeine Nahrung zu ſuchen, und ſich zu wehren, angeführt hätte. Wegen des ziemlich ſchweren Flugs ſind dieſe am leichteſten zu ſchießen.

Ihr Vaterland

iſt ganz Europa, vorzüglich Deutſchland. In andern Welttheilen mögte dieſe Art wohl mit andern verwechſelt werden.

Der Nutzen und Schaden

dieſer Art iſt leicht gegen einander abzuwiegen. Der letzte iſt ganz unbeträchtlich. Denn nach allen gemachten Verſuchen, fliegen dieſe Fledermäuſe nur im höchſten Nothfall, bey lange anhaltender kühler Witterung, da ſich die Inſekten verkriechen, wenn ſie der Hunger treibt, nach den Speckkammern und Fettigkeiten. Laß ſie denn auch einmal eine halbe Speckſeite aushöhlen! Was iſt das gegen die Menge von ſchädlichen Inſekten, die ſie verzehren. Dieß waren auch die Fledermäuſe in der Lindenallee, die ſich unter den ſchädlichen Stammraupenfaltern ſo luſtig machten.

Von den Feinden

dieſer Art werde ich mehr ſagen können. Die Eulen und Wieſeln ſtellen dieſen vorzüglich nach, weil es wegen ihrer Größe ein fetterer Biſſen iſt.

Von den innern Feinden, den Eingeweidewürmern, habe ich bey der Zergliederung ſchon etwas angeführt, was ich davon entdeckt habe.

Von den Hauptfeinden dieſer Art werde ich verſchiedene Merkwürdigkeiten erzählen können. Unter allen Säugthieren dieſer, und anderer Ordnungen, wüßte ich kein Thier, das von ſo vielen kleinen Schmarotzerthierchen in ſeinem Pelze, und an andern äußerlichen Theilen geplagt wäre, als dieſe Art von Fledermäuſen. An dieſer Fledermaus habe ich drey beſondere Gattungen von Inſekten, und von der einen Gattung ſogar drey verſchiedene Arten angetroffen.

1. In ihrem Pelze findet ſich eine Art blaßgelber ſchmaler Flöhe, die im Bau und Bildung den gemei-

nen

nen Mäuſeflöhen ähnlich ſind; aber das Beſondere haben, daß ſie nicht ſpringen können.

2. Eine ganz neue Art von wahren Läuſen (Pediculus), die ſich ebenfalls im Pelze aufhielten. Dergleichen Geſchöpf iſt mir noch nicht vorgekommen, und ich glaube, es ſey noch völlig unbekannt. Ich fand ihrer acht bis zehn Stück in dem Pelze einer Fledermaus dieſer Art, und hätte ſie gewiß überſehen, wenn nicht bey der Zergliederung das Fell ausgebreitet wäre. Die Flöhe kamen gleich zum Vorſchein, und hielten ſich an den Spitzen der Haare; dieſe aber ſteckten tief im Pelze, und hiengen an der Haut feſt, daß ich ſie kaum mit der Pincette abziehen konnte.

Ihrem ganzen Habitus nach kommen ſie mit den Leibläuſen überein, und übertreffen dieſe faſt noch an Größe. Die Farbe iſt braungelblich, und die Haut ſtark gepanzert, daß man die Schuppen und Rieſen mit bloßen Augen ſehen kann. Sie haben das Hauptkennzeichen der Läuſe: ſechs Füße, und ſind im Bau von den Milben gänzlich verſchieden.

Der Kopf hat verſchiedene hervorſtehende ungleiche Spitzen und Stacheln. Das Merkwürdigſte am ganzen Thiere iſt vorn am Bruſtſchilde, wo der Kopf und Hals eingelenkt iſt, ein Kranz von ſchwarzen Stacheln, worinn Kopf und Hals ſtecken, und deren Spitzen vorwärts nach dem Kopfe zugekehrt ſind, deſſen Abſicht mir noch unbekannt iſt. Soll ich den Kranz vergleichen; ſo ſieht er nicht anders aus, als die Stralen auf dem kleinen runden Brette eines Apfelbrechers. Ein ſeltſames Geſchöpf, davon ich noch ſechs Stück zwiſchen kleinen Gläſern verwahre *).

3. Eine

*) und mir vorbehalte, davon künftig noch einmal eine Abbildung zu liefern.

3. Eine ganz eigene Art von achtfüßigen Milben, die das Beſondere haben, daß ſie an keinem andern Thiere, als bloß an den Fledermäuſen angetroffen werden, und bey dieſen nirgends anders, als in den Florflügeln ſitzen. Dem Scheine nach haben ſie häutige Fußkolben, wie andere Milben; ſie können ſie aber zurückſchlagen, und ſcharfe Krallen hervorbringen, um ſich in der Flügelhaut anzuhalten.

Unter dem Vergrößerungsglaſe iſt dieſes Thier im Kleinen ein eben ſo ekelhafter Anblick, als die Fledermaus, ihre Herberge. Ich ſperrte einige derſelben zwiſchen zwey hohle Gläschen, und ſahe mit Verwunderung, daß ſie auch oben an dem Deckel des Glaſes gehen konnten. Wie ſie das anfiengen? Sie ſtellten von ihren acht Füßen viere in die Höhe an die Decke, und ſo giengen ſie *).

4. Noch eine andere Art von Milben ſaß am Kopfe herum, und hinter den Ohren, wo die wenigſten Haare waren. Es war die gewöhnliche Erd- und Käfermilbe **), deren Fußgelenke mit kleinen Saugkolben, wie Theeköpfchen, und keinen Krallen, zum Anhalten an glatten Körpern, verſehen ſind. Vermuthlich bekommt ſie die Fledermaus, wie die Erdhummeln und Aaskäfer, in ihrem Aufenthalt an dumpfigen feuchten Oertern und hohlen Bäumen.

5. End-

*) Acarus Veſpertilionis *Linn.* ed. 12. ſp. 9. *Inſolitae Figurae*, Phalangio ſimilis, in *plano* non procedere valens. S. meine Abhandlung im 2ten Bande der Beſchäftigungen der berliniſchen Geſellſchaft Naturforſchender Freunde S. 253. Inſekten an Inſekten und Thieren S. 259 die Fledermausmilbe, wo ſie mit ihren Eyern und Jungen abgebildet iſt.

**) Acarus Coleoptratorum *Linn.*

5. Endlich im Maule an dem rothen Zahnfleiſch eine rothe Art dickleibichter Milben, deren Füße dicht am Vordertheile ſitzen, und an denen man faſt keinen Kopf ſiehet *). Im Großen ſind es der Bildung nach die Hundsböcke, die den Hunden zuweilen aus den Ohren kriechen, und womit die Eichhörnchen und andere Waldthiere außerordentlich geplagt ſind, weil ſie ſich in dem feuchten Mooß der Hölzer aufzuhalten pflegen.

Eine beſondere Menagerie von ſo vielen kleinen Schmarotzerthieren, an einem einzigen größern Thiere, die von ſeinem Blute, Fett und Säften leben, ohne ihm merklichen Schaden zu thun!

In Anſehung der phyſikaliſchen Irrthümer iſt es dieſe Art von Fledermäuſen beſonders, die wegen ihrer Größe von dem Aberglauben, für die Larve des Leidigen, und der Hexen ausgegeben iſt. Heißt ſie doch daher noch im Thüringiſchen die Hexe, das Geſpenſt, die Fledерratze.

Schwerlich mögte es in der Erfahrung gegründet ſeyn, daß dieſe und die folgende Art Mäuſe und Vögel fräßen **); noch weniger, daß ſie wie der gemeine Mann zum Theil glaubt, giftig wären.

B. Die kleinere Fledermaus, das kleine gemeine Mausohr.

Beſchreibung.

Dieß iſt die, bey uns am häufigſten befindliche, und eigentliche gemeine Fledermaus, die unter allen am geſchickteſten und geſchwindeſten fliegen kann.

Die

*) Acarus *Ricinus Linn.*

**) S. Sanders ökonomiſche Naturgeſchichte I. 263.

Die Länge des Körpers, vom Maule bis ans Ende des Schwanzes, beträgt 2 Zoll, 8 Linien; der Schwanz 1 Z. 9 L. und die ausgeſpannten Flügel ſind ohne Körper 11½ Z. breit. An Farbe iſt ſie nicht ſo fuchſicht, als die größere, und mehr mauſefahl.

Die Ordnung der Zähne, wie bey der vorigen. Die Augen außerordentlich klein. Der Schwanz ragt nicht mit der Spitze über die Flughaut hervor; ſondern iſt ganz darinn verwebt; ſo daß ſie ſich unten um die Schwanzſpitze herumwölbt.

Beyde Geſchlechter ſind in der Größe und Farbe merklich verſchieden. Das Männchen weit länger und ſchlanker, als das Weibchen; dieſes hingegen breiter, und mit etwas längern Ohren: auch auf dem Rücken dunkler aſchgrau. Alle übrige Theile, innerlich und äußerlich, wie bey der vorigen.

Lebensart.

Wo lebt das Thier? Aufenthalt.

Sie leben überaus gern in Geſellſchaft, und unterſcheiden ſich dadurch von den vorigen. Dieſe ſind es, die ich in meinem Garten hinter den Fenſterladen, und in hohlen Bäumen, oft bey hunderten, angetroffen habe. Sie verrathen ihren Aufenthalt auch am Tage ſelbſt, durch ihr beſtändiges Ziſchen und Spielen unter einander. Dadurch entdeckte ich ſie in den hohlen Bäumen am erſten. Da ſie ſo zahlreich bey einander wohnen; ſo iſt ihr Biſamgeruch ungleich ſtärker, als bey den vorigen. Ihr Winterſchlaf iſt keine ununterbrochene Betäubung; ſondern ſie wachen in gelinden Wintertagen auf, und fliegen munter herum.

Ich

Ich habe erſtarrte in die warme Stube gelegt, und ſie ſind in kurzer Zeit erwacht, und herumgeflogen.

Wovon lebt das Thier?

Nahrung.

Dieß ſind die rechten Speckdiebe, oder Speckmäuſe. Sie freſſen zwar auch Inſekten, beſonders Fliegen und Maykäfer; da ſie aber im Winter bey jeder gelinden Witterung erwachen, und Nahrung fordern; ſo finden ſie die gewöhnliche von den Inſekten nicht immer. Sie müſſen ſich alſo an unſere Speiſekammern halten, und darinn iſt alles nach ihrem Appetit: Oehl, Talg, Schmalz, Butter, Käſe, Würſte, Schlacken, Schinken, Speckſeiten, u. ſ. w. Durch ihren ſcharfen Geruch wiſſen ſie dieſes leicht auszuwittern, und es darf nur ein kleines Ritzchen oder Aſtloch ſeyn; ſo ſind ſie in der Kammer.

Vorzüglich bohren ſie ſich in den Speckſeiten herunter, und verweilen darinn ganze Tage; ja ſie endigen öfters hier ihren Winterſchlaf. Dieß nicht allein; ſondern man hat Beyſpiele, daß die Mutter in der Speckſeite ihr Wochenbette aufgeſchlagen, und ihre Jungen zur Welt gebracht habe.

Die leichteſte Art, ſie zu fangen, iſt dieſe: daß man des Abends hinten in das Zimmer, wo ſie vorbeyfliegen, ein Licht ſetzt, und die Fenſter öffnet. Sie fliegen unter allen am liebſten nach dem Lichte, und man kann ihrer dadurch viele in die Stube locken.

Auf den Speckkammern hänge man ſtatt des Fleiſches, mit Mehl gepuderte Kletten auf; ſo werden ſie

dieſe für Schmetterlinge anſehen, darauf fallen, und an den Klettenhäkchen*) hängen bleiben.

Weit ſicherer iſt dieſes Mittel, als eine, mit in Oehl aufgelöſtem Arſenik beſtrichene Speckſchwarte. Wer iſt uns Bürge, daß die Fledermaus, die davon frißt, nicht durch ihren Speichel, oder Ausgebrochenes, unſere Schinken und Speckſeiten vergiftet?

Fortpflanzung.

Sie begatten ſich in eben der Jahreszeit, als die andern, nämlich im Anfang des Mayes. Das Weibchen trägt drey Wochen, und wirft allezeit zwey Junge, wodurch ſie ſich von der vorigen Art unterſcheiden. Dieß erklärt es auch, warum ſie zahlreicher ſind, als die größere Art. Die Jungen werden auf ein hartes, unbereitetes Lager gelegt, und nur drey Wochen geſäugt. Dann flattern ſie ſchon aus, und ſuchen ſich Fliegen. Sonderbar iſt es, daß die Jungen im erſten Jahre eine dunklere Farbe haben, als die Alten, weil ſie noch nicht ſo, als bey dieſen, verwittert iſt.

Die beſondern Merkwürdigkeiten

in der Lebensart dieſes Thiers ſind folgende:

1. daß ſie im Jahre zweymal hecken;
2. daß ſie gern in Geſellſchaft leben, und, wie die jungen Katzen, mit einander ſpielen;
3. daß ſie mit einer blitzſchnellen Geſchwindigkeit fliegen, und weit ſchwerer zu ſchießen ſind, als die Schwalben.

4. daß

*) nicht Stacheln, wie einige glauben. Die Klettenhäkchen ſind unter dem Vergrößerungsglaſe ein ſehenswürdiger Anblick.

4. daß wir an ihnen eine Art von Wetterpropheten im Winter haben.

Sie laſſen ſich oft in dieſer Jahreszeit in den Kellern ſehen. In dem ſtrengen Winter 1788 in 1789 waren nicht nur die Kellergewölbe ganz ſchwarz, und wohl ſechs Mann hoch, mit Mücken überzogen; ſondern es hatten ſich auch in verſchiedenen Kellern dieſe Fledermäuſe nach dem Lichte, und nach dem Gefühl der Wärme eingefunden. Denn bey der Abnahme derſelben in der äußern Luft, nimmt ſie in den Kellern zu, und es iſt ein ſicheres Merkmal, wenn ſich Fledermäuſe im Keller einſtellen, daß es draußen kälter werde. — Dieß war kurz vor dem 16ten Dezember, als dem kälteſten Tage 1788.

Feinde.

Bey dieſer Art hab' ich keine Eingeweidewürmer, und Stachelläuſe, wohl aber die Fledermausmilben, und die gelben Flöhe gefunden. Dieſe vermehren ſich oft in ihrer gedrängten Geſellſchaft ſo ſehr, daß ſie ihnen den Tod bringen.

Eulen, Katzen, Marder und Wieſeln verfolgen ſie, und ſie werden oft von ihren Kammeraden, der größern Art, todt gebiſſen.

Ihr Schaden, den ſie in den Speckkammern thun, iſt gegen den Nutzen, da ſie uns von ſo manchem ſchädlichen Inſekt befreyen, nicht zu vergleichen.

Zu phyſikaliſchen, mediziniſchen und abergläubiſchen Vorurtheilen hat wohl dieſe nicht ſo viel Veranlaſſung gegeben, als die größere Art.

Von dieſen Arten finden ſich kurze Beſchreibungen, und mittelmäßige Abbildungen in Büffons Naturge-

ſchichte der vierfüßigen Thiere von **Martini**, 5ter B. S. 53—90; beſſere Abbildungen aber in **Schrebers** Säugthieren I. p. 165. n. 9. t. 51.

Alle **Schriftſteller** und **Namen** des Thiers in *Erxleben* Mammal. p. 143. no. 2.

Vorzüglich empfehle ich ihnen künftig ein für allemal, bey dieſen und allen übrigen Säugthieren, ein erſt neuerlich herausgekommenes Buch:

Bechſteins *) gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands nach allen drey Reichen — ein Handbuch zur deutlichern und vollſtändigern Selbſtbelehrung, beſonders für Forſtmänner, Jugendlehrer und Oekonomen 1 B. gr. 8. Leipzig bey Cruſius 1789, mit ſchwarzen und illuminirten Kupfern (nach Schreber von Capieux).

Keine Kompilation; ſondern alles eigene Erfahrung. Ein Buch, das ſeiner Abſicht völlig entſpricht, und das uns im Vaterlande noch fehlte. Ein wahres klaſſiſches Buch, bey dem man ganze Bibliotheken entbehren kann. Die Kupfer ſind ſchön und getreu. Ich freue mich, daß ich dieſes Buch noch bey meiner **Fauna** habe nutzen können.

Vorzüglich neu iſt die ſehr nützliche Idee, auf 4 Kupferplatten die unterſchiedenen **Fährten** der meiſten europäiſchen Säug- und Jagdthiere vorzuſtellen.

Die **Beſchreibung** unſerer gemeinen Fledermaus finden ſie S. 164. no. 2.

2. Die

*) Mitlehrers an dem Salzmanniſchen Inſtitut zu Schnepfenthal bey Gotha.

2. Die langöhrige Fledermaus. *)

Beſchreibung des Thiers.

Der Name: Langohr, giebt es ſchon, daß ſie ſich durch ihre lange Ohren von andern Arten auszeichnet. Aus Irrthum nennt man ſie Doppelohr, den ich unten widerlegen werde. So viel iſt gewiß, daß die Ohren wegen ihrer ſonderbaren Bildung weit größer ſind, als der Kopf. Uebrigens iſt ſie in der Größe um ein unmerkliches kleiner, als die vorige gröſſere Art. Denn die Breite mit ausgeſpannten Flügeln und dem Körper, beträgt 10 Zoll, 3 Linien.

Sie gehört mit zu den Arten, die in der Oberkinnlade 4 Vorderzähne, und in der untern 6 haben, welche, nebſt den übrigen, faſt eben ſo ſtehen, und gebildet ſind, als bey den andern Arten.

Kopf, Augen, Schnauze, wie bey der vorigen; und über den Augen zeigt ſich eine mit ſteifen Haaren beſetzte Blaſe. Die dicken Augenlieder ſtark gewölbt. Die Ohren ſind der merkwürdigſte Theil des Thiers; an ſich pergamentartig, durchſichtig, eyrund, und tief gewölbt. Vor dem Gehörgange, der drey flache Bedeckungen hat, ſtehet ein, einen halben Zoll langes, ſenkrechtes, lanzettenförmiges Blättchen, welches ein eigentlicher Ohrendeckel iſt. Daher das Anſehen, als wenn ſie doppelte Ohren hätte.

Der Grund des Irrthums iſt dieſer. Die Ohren ſind ſo einfach, wie bey andern, nur ungewöhnlich groß, und umgeſchlagen, daher ſie doppelt erſcheinen.

*) Veſpertilio auritus *Linn.* Gmelin ed. 13. I. p. 47. no. 5.

Das Thier hat davon ein beſonderes Anſehen, und die Natur muß ſie ihm bey ſeiner Lebensart, zur Erleichterung des Hörens, gegeben haben. Vor dem Gehörgange hängt ein beſonderer Lappen, den viele als ein zweytes Ohr angeſehen haben.

Die Farbe der Leibhaare iſt im Grunde ſchwärzlich, in der Mitte weißgelblich, und ſo bleiben ſie am Unterleibe; auf dem Rücken aber endigen ſie ſich in roſtfarbige Spitzen, daher der Rücken und Oberleib ziemlich fuchsröthlich ausſieht.

In der Stimme unterſcheidet ſich dieſe von den übrigen, welche ziſchen, dadurch, daß ſie, wie eine Spitzmaus, einen hellpfeifenden Ton von ſich giebt.

Lebensart.

Wo lebt dieſe Art? Aufenthalt.

Dieſe Art pflegt ſich da überall aufzuhalten, wo ſie ſich am Tage am leichteſten verbergen kann. Man findet ſie in den Ritzen alter Gebäude, hinter den Fenſterladen, unter den Dächern; auch wohl in Steinbrüchen und hohlen Bäumen. Ihr liebſter Aufenthalt ſind alte Leimwände, weil ſie ſich da, wie ich oben bey der allgemeinen Gattung ſchon erinnert habe, am bequemſten anhängen können. Unter den warmen Dachziegeln unter Mittage mögen ſie gern herumkriechen. Denn ſie lieben die Wärme ungemein. Und ich habe öfters um dieſe Zeit unter meinem hohen Hausdache dieſe Art, wie ſchwarzgraue Tuten mit zuſammengeſchlagenen Flügeln, unter den Ziegeln auf den Sparren, herumwandern geſehen.

Aber,

Aber, ſollte man es glauben, daß ſie ſich öfters auch in die Schwalbenneſter begeben? Wer ſollte ſie da ſuchen? Ich war einmal auf dem Lande in einem Hauſe, wo unter dem Dache einige Schwalbenneſter angekittet waren. Gegen Abend kamen die Schwalben, ihr Neſt zu beziehen. Ich konnte nicht begreifen, warum ſie plötzlich zurückſchreckten, und mit ängſtlichem Schwirren vor dem Dache hin- und herzogen. Das Neſt war nicht hoch, und man konnte leicht dazu kommen. Dieß bewog mich, die Sache zu unterſuchen, und es ſaß ein Langohr darinn.

Wovon lebt dieſe Art?

Nahrung.

Dieſe Fledermäuſe gehen beſonders auf kleinere Inſekten, als Mücken, Käfer und kleine Nachtfalter. Ueber den Teichen ſchweben ſie gern. Daher findet man ſie auch zuweilen im Rohr, wenn ſie der Tag übereilt hat. Auch ſchweben ſie lieber an den Wänden, als im Freyen herum, die daran ſitzenden Fliegen abzuleſen. Nie hab' ich dieſe Art auf einer Speckkammer gefunden, und ich vermuthe, daß ſie gar nicht nach Speck und fettigen Sachen gehen.

Ich fieng einmal ein lebendiges Langohr, und ſetzte es in ein Vogelbauer, um zu verſuchen, ob ich das Thier erhalten könnte. Anfänglich hungerte es über acht Tage. Nachher aber bequemte es ſich, vorgeworfene Fliegen, Käfer und kleine Nachtfalter, nie aber in meiner Gegenwart, auch nie am Tage, ſondern wenn es dunkel wurde, zu ſpeiſen. Vorgelegtes Speck aber, und dergleichen rührte es nicht an.

Hierbey hab' ich eine beſondere Anmerkung ge-macht, daß es ſeiner Natur ſchien zuwider zu ſeyn, auch nur einen einzigen Tagſchmetterling anzurühren. Ich gab ihm Füchſe, Admirale, Pfauenſpiegel, kleine Arguſſe, u. ſ. w. und ſie blieben liegen. Die kleinen Nachtvögel aber wurden gleich verzehrt, ſo bald ich den Rücken wandte. Gewiß eine ganz beſonders weiſe Einrichtung! Ich hätte ſie länger erhalten; aber ſie klemmte ſich mit dem Kopfe zwiſchen dem Drat, und ſo fand ich ſie todt.

Wie lebt das Thier?

Sie leben in größerer Geſellſchaft, als die erſte Art der gemeinen Fledermaus, und rotten ſich öfters in geräumigen Höhlen bey Hunderten zuſammen. Hier halten ſie auch ihren Winterſchlaf; aber alle neben einander aufgehängt, welches den beſonderſten Anblick giebt, wovon ich bald noch etwas erzählen werde. So fand ich einſt auf dem Kirchenboden der Blaſii Kirche einige zwanzig in einer Reihe, an einem Balken, wel-ches nicht anders ausſahe, als wenn da lauter kleine ſchwarze Tuten hiengen.

Fortpflanzung.

Auch dieſe leben Paarweiſe, und ihre Heckezeit fällt in den Anfang des Mayes. Nicht in der Luft be-gatten ſie ſich; ſondern das Männchen hängt ſich über dem angehäkelten Weibchen auf. Das Weibchen geht volle vier Wochen, und bringt zwey Junge zur Welt, die ohne Umſtände in eine Ritze, oder Leimloch gelegt werden. Dieſe Art iſt es beſonders, die ihre Jungen im Fluge, an ſich hängend, mit herumträgt. Un-

möglich

möglich kann dieſes Langohr, wie Linne' vermuthet, das andere Geſchlecht der vorigen gemeinen Fledermaus ſeyn. Sie wird faſt gar nicht da angetroffen, wo dieſe hauſen. Ihr ganzer Bau und ihre Bildung iſt verſchieden, und ich habe von dem Langohr Männchen und Weibchen angetroffen.

Eigene Merkwürdigkeiten

dieſer Art ſind folgende;

1. Daß ſie ſpäter, als alle übrigen, zum Vorſchein kommen, und ſieht man in dunkler Nacht noch Fledermäuſe herumflattern; ſo ſind es die Langohren. Hieraus ergiebt ſichs ſchon, warum ſie die kleinen Nachtfalter lieber freſſen, weil dieſe bloß um Mitternacht fliegen.

2. Ihr Einhüllen und Anhäkeln, wenn ſie der Winterſchlaf überfällt, iſt ganz beſonders. Das erſte iſt, daß ſie ſich ganz in ihren Flormantel einwickeln, der ſich wie ein Gewölbe um den Körper herumlegt, ſo daß nur die äußerſte Spitze der Naſe aus einer kleinen Ritze, die der Mantel läßt, hervorragt, und ſo hängen ſie ſich mit den Nägeln der Hinterfüße an. Sie dürfen nur das kleinſte Schlitterchen oder Wurmloch faſſen; ſo hängen ſie feſt. Denn die Nägel ſind äußerſt ſcharf, und ſo krumm, daß ſie nicht leicht loslaſſen. Obgleich das ganze Thier nicht ſchwer iſt; ſo iſt es doch immer viel, daß ein Paar ſolche Nägel den ganzen Körper Monate lang tragen. Kommen gelinde Tage; ſo wachen ſie wieder auf, und gehen ihrer Nahrung nach. Treibt ſie rauhe Witterung und Kälte in ihre Schlupfwinkel; ſo hängen ſie ſich wieder auf — und ſo geht es den ganzen Winter durch.

3. Dieſe Art iſt ſehr luſtiges Humeurs. In den Höhlen ſowohl, wo ſie gemeinſchaftlich wohnen, als im Freyen, jagen ſie ſich oft herum, und ſpielen mit einander, wobey man ihre leichten und geſchwinden Wendungen, die ſie gegen einander machen, nicht genug bewundern kann. So hat doch jedes Geſchöpf, wenn es auch noch ſo ekelhaft und häßlich ausſieht, und beſtändig im Dunkeln lebt, nach ſeiner Art ſeine Freude, und ich kann mir dabey die Güte des Schöpfers nicht lebhaft genug denken: du macheſt frölich, alles, was da webert, und nur das geringſte Zeichen von Leben hat!

4. Dieſe Art iſt des Abends ſehr leicht zu fangen. Man darf nur ein weißes Kalkſteinchen in die Luft werfen. Gleich ſchießt ſie darauf, und läßt ſich tief mit herunter, daß man ſie mit dem Schnupftuche ſchlagen kann.

Vaterland.

Dieß iſt wohl nur unſer Welttheil und Deutſchland. Im Thüringiſchen ſollen ſie häufiger ſeyn, als in der Mark; doch auch da zahlreicher, als in andern Gegenden. Der große Thüringer Wald liefert ihnen mehr Nahrung, als andere Gegenden. Ob ſie auch in andern Welttheilen ſind, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen. In Deutſchland mögen ſie an verſchiedenen Orten ſeyn, nur nicht bemerkt werden.

Feinde.

Die Eulen ſind ihre Hauptfeinde, und die Katzen ſollen ſie gern freſſen, worüber ich aber keine Erfahrungen habe. Marder und Wieſeln gehen ihnen

auch nach. An ſich müſſen ſie ebenfalls die Flöhe, und verſchiedene Milbenarten ernähren. Von Eingeweidewürmern habe ich in dieſen noch keine Spur finden können, ob es gleich von andern kann geſchehen ſeyn, weil man behauptet, daß ſie den Blaſenwurm (Taenia veſicaria) und die Egelwürmer (Faſciola) *) haben.

Nutzen und Schaden.

Der erſte iſt darum wichtig, weil ſie die kleinen und den Gewächſen ſo gefährlichen Nachtphalänen, die recht mitten in der Nacht fliegen, und denen man ſo wenig beykommen kann, vertilgen. Wie viele andere ſchädliche Käfer und Fliegen finden nicht in ihrem Magen ihr Grab, ehe ſie ihre Brut abſetzen? — Schaden — wüßte ich von dieſem Thiere gar nicht anzugeben. Denn, daß ſie in alte ſchon verfallene Leimwände ein Paar Löcher nagen, wird man doch für keinen Schaden rechnen.

Irrthümer und Vorurtheile.

Es iſt durch die Erfahrung und genauere Unterſuchung ausgemacht, daß dieſes Großohr nicht das andere Geſchlecht der gemeinen Fledermaus ſey, und keine doppelte, ſondern einfache, nur mit doppelten Lappen verſehene Ohren habe.

Mit dem zu Aſche gebrannten Thiere mögen nur die ihr Zipperlein und Podagra kuriren, die noch an dieſes Mittel glauben, und ſich durch mediziniſchen Aberglauben lieber, als durch Vernunft wollen heilen laſſen.

*) S. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 163.

laſſen. Ob auch diejenigen, die mit dem Blute dieſes Thiers ſich ihre kahle Glatze behaaren wollen, nicht doch eine Peruke zulegen müſſen, mag ſie die Erfahrung lehren.

Schriften.

Es iſt Büffon, Erxleben, und vorzüglich Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 156, wie auch Schrebers Säugthiere I. S. 163. no. 8. t. 50.

3. Der Nächtling *).

Beſchreibung des Thiers.

Sie heißt auch die große Speckmaus, weil ſie wirklich etwas größer iſt, als die gemeine größere Art. Die Breite der ausgeſpannten Flügel mit dem Körper beträgt 1 Schuh, 4 Zoll.

Bey dieſer iſt die Schnauze kürzer, dicker und breiter, auch die Stirn flacher, als bey der gemeinen. An der letztern ſtehen einzelne Borſtenhaare auf 10 Wärzchen. Sie gehört noch zu denen, die in der Oberkinnlade vier Vorderzähne, und in der untern ſechs haben. Die Ohren ſind kürzer und breiter, als bey andern, und haben nur einen, zwo Linien langen Ohrendeckel. Der Hals iſt viel deutlicher zu bemerken, als bey den übrigen. Der Körper länglichter, und die Flügel ſchmäler als bey der gemeinen.

Die Farbe ſchmutzig braun; nur die Schnauze, Kinn, Flughaut, Beine und Füße glänzend ſchwarz. Die

*) Veſpertilio *Noctula* Linn. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 48. no. 10.

Die Stimme ſcharfpfeifend, und der Geruch nicht völlig ſo biſamartig, als bey den übrigen; ſondern noch ſüßlichwidriger.

Lebensart.

Wo lebt das Thier? Aufenthalt.

In Schweden war ſie dem Linne´ unbekannt; ſie findet ſich aber in Frankreich, England und Deutſchland; in Thüringen gar nicht ſelten. Nur kommt ſie wenigen zu Geſicht. Hier heißt ſie die große Fledermaus; der Mäuſekopf; die nächtliche Fledermaus.

Sie leben Paarweiſe beyſammen; aber nicht in Mauern, Höhlen und Gebäuden; ſondern in zuſammengelegten Holzhauſen in Wäldern, in alten hohlen Bäumen, beſonders da, wo Teiche in der Nähe ſind.

In der Hundeſenke hinter Thale hab' ich ſie in den aufgemalterten Holzſtrecken pfeifen gehört, und die Köhler haben mich verſichert, daß ſie dieſelben oft um Mitternacht haben am Waſſer fliegen geſehen. Zuweilen werden ſie hier am Tage an den Holzhaufen gefunden, daß ſie ſich angehängt haben, und ſchlafen.

Wovon das Thier lebt? zeigt ſchon der Aufenthalt deſſelben nahe am Waſſer, wo Mücken, Schnaken, Ephemern, Libellen, und andere Waſſerinſekten zu finden ſind. Daher ſchweben ſie gern über den Teichen und moraſtigen Bächen. In den Städten wird man ſie ſchwerlich antreffen.

Wie lebt das Thier?

Die beſondern Eigenheiten und Merkwürdigkeiten ſeiner Lebensart zeigen ſich darinn: daß es

1. nicht,

1. nicht, wie andere, in großer Geſellſchaft;
2. nicht in Städten, Häuſern und Speckkammern, ſondern im Freyen lebt;
3. einen feſtern Winterſchlaf, als die übrigen hat, und nicht eher, als in den warmen Frühlingstagen zum Vorſchein kommt.

In der Fortpflanzung

weicht es von den andern Arten nicht ab; nur haben die Jungen, wenn ſie erſt geworfen ſind, eine dunklere Farbe, und einen dickern Kopf, als wenn ſie älter werden.

Was ſeine Feinde

betrifft; ſo ſoll der Uhu und die Weideneule ihnen beſonders nachgehen. Ueberall ſollen ſie mit kleinen weißlichen Läuſen *), wie Papier- oder Bücherläuſe (Termes) beſäet ſeyn. Allein dieſe Art von Inſekten macht eine Mittelart zwiſchen den eigentlichen Läuſen und Milben aus. Man hat bisher ihren Bau und ihre Theile nicht genug unterſucht. Sie haben ſechs Füße, aber unter dem breiten eckichten Kopfe zwo, ſcharf zuſammengreifende Zangen, womit ſie ſich bey den Vögeln, die ſie häufig haben, an den Federn, und bey haarichten Thieren, an den Haaren ankneipen. Degeer **) hat ſie in einem beſondern Kapitel, unter dem Namen: Ricins, Rizinus oder Zangenläuſe abgehandelt.

In

*) S. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 177.

**) Abhandlungen zur Geſchichte der Inſekten, nach meiner Ueberſetzung. 7 Theil S. 30. Tab. IV. F. 6. 9. 11. 12. 13.

In Anſehung des Nutzens und Schadens kann man ſie ein für Menſchen und Vieh ſehr wohlthätiges; aber zugleich auch ganz unſchädliches Thier nennen.

Irrthümer und Vorurtheile.

Von dieſen iſt mir bey dieſer Art nichts bekannt: ſie müßte denn von Unwiſſenden mit andern verwechſelt werden.

Die hieher gehörigen Schriften ſind Büffon; Erxleben; Schrebers Säugthiere I. p. 166. no. 10. t. 52. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 174.

4. Die Zwergfledermaus *).

Beſchreibung des Thiers.

Dieſe Art führet den Namen: Zwergfledermaus mit Recht. Denn ſie iſt wegen ihrer Kleinheit unter den andern Arten ein Zwerg. Ihre Länge beträgt kaum 2 Zoll, und die Breite etwa 9 Zoll.

Dieß Thier hat einen ſehr kleinen Kopf, und die Augen ſind beynahe nicht wahrzunehmen. Sie liegen in dicken Augenliedern, und unter den Haaren, wie bey der Spitzmaus, verborgen. Die Lage der Zähne, wie bey den vorigen; die Ohren aber faſt ſo lang als der Kopf. Die Schwanzſpitze ragt unter der Flughaut etwas hervor.

Die

*) Veſpertilio *pipiſtrellus* Linn. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 48. ſp. 12.

Die Farbe iſt dunkel, und der Grund ſchwarz. Wenn das Thierchen vor einem liegt; ſo läßt es nicht anders, als ob ein ſchwarzes Klümpchen da läge, und man ſollte es kaum für ein lebendiges Geſchöpf anſehen. Bloß durch die Farbe iſt Männchen und Weibchen verſchieden, da das erſte auf dem Rücken faſt kaffebraun, das Weibchen aber ſchwarzblaulich ſcheint. Die Stimme iſt ein ſchwacher, heiſerer Ton.

Lebensart.

Wo das Thier lebt? muß uns die Erfahrung ſagen. Vorzüglich findet ſichs in Wäldern und hohlen Bäumen, und in ſolchen Gebäuden, die einzeln außer den Städten und Dörfern, im Holze oder im freyen Felde liegen, als in Forſt- und Jagdhäuſern, hinter den Bretterverſchlägen.

Dieſe Art iſt ein abgeſagter Feind der kleinen Miſt- Blatt- und Aaskäfer, die des Abends fliegen, und es ſcheint: als habe die Natur faſt für jede Art ſchädlicher Nachtinſekten, eine beſondere Art von Fledermäuſen beſtellt.

Auch dieſe hat ihre eigene Merkwürdigkeiten, die andern fehlen. Dahin gehört

1. daß ſie einen ſehr feinen Bau und zarte Glieder haben;
2. daß ihr Winterſchlaf kürzer und unterbrochener iſt, als bey andern;
3. daß ſie, ungeachtet ihrer Kleinheit und zarten Gliederbaues, doch mehr Kälte und Regen ertragen können, als größere Arten.
4. Daß man ſie öfters, beſonders bey kühlen ſanften Regen, wenn die andern ſich nicht austrauen, herumflattern ſiehet.

5. Daß

5. Daß ſie vorzüglich häufig des Abends bey ſchönem Wetter im Auguſt und September herumfliegen, und ſchönes Wetter anzeigen.

Ihre Fortpflanzung geſchiehet auf die gewöhnliche Art.

Ihr Vaterland iſt Europa.

Ihre Feinde, die gewöhnlichen.

Ihr Nutzen wegen Vertilgung mancherley kleiner Inſekten, beträchtlich; ihr Schaden ganz unbedeutend: es müßten denn einige morſche Bretter von ihnen zerfreſſen werden.

Irrthümer und Vorurtheile geſtattet dieß Thierchen nicht.

Schriften darüber

ſind Büffon; Erxleben; Schrebers Säugthiere I. p. 167. no. 12. t. 54. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 177.

5. Der Spätling oder die blaſſe Fledermaus *).

Beſchreibung.

Sie unterſcheidet ſich von andern durch die bläſſere Farbe, und ausgerändelten Ohren. Die Länge des Körpers beträgt etwa 3 Zoll, und der Schwanz die Hälfte derſelben. Sonſt gehört ſie nach der Lage der Zähne zu den vorigen. Ihren Namen: Spätling, mag ſie wohl davon erhalten haben, daß ſie ſehr ſpät in der Nacht fliegt, und von wenigen geſehen wird.

Lebensart, Aufenthalt, Nahrung, Fortpflanzung, u. ſ. w. iſt noch nicht bekannt genug.

Zuerſt

*) Veſpertilio *Serotinus Gmelin* Syſt. Nat. *Linn.* I. p. 48. Sp. 11.

Zuerſt iſt dieſe Art in Frankreich entdeckt worden, und man glaubte anfänglich, daß ſie daſelbſt allein ihr Vaterland habe; nachher aber hat ſie ſich doch hin und wieder in Deutſchland gefunden. Pallas hat ſie in einer Kaſaniſchen Höhle in großer Menge angetroffen. Daraus ergiebt ſich, daß ſie in Geſellſchaft lebe.

Bey dieſer vergleichen ſie vorzüglich Büffon, hernach Erxleben; Schrebers Säugthiere I. p. 167. t. 53. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 180. t. II. f. 1.

* * *

6. Das Hufeiſen *).

Beſchreibung.

Der Name iſt von der Geſtalt der Naſe bey dieſem Thiere hergenommen, die völlig wie ein Hufeiſen ausſieht. Daher heißt ſie auch in einigen Gegenden: Hufeiſennaſe, Wundernaſe, Maske.

Sie iſt keine von den größten, weil die Länge des Körpers nur 2 Zoll; die Breite aber mit ausgeſpannten Flügeln 11 Zoll beträgt. Es giebt zwo Arten: eine größere und kleinere, die ſich beyde durch ſtandhafte Merkmale, durch Exiſtenz des Weibchens und Männchens, durch Größe und Farbe, unterſcheiden.

A. Die große Hufeiſennaſe.

Von dieſer gilt die obige Größe, und ihre Farbe iſt rothgrau, oder fuchsfahl. Der ganze Bau dieſes ſeltſa-

*) *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn.* ed. 13. I. p. 50. ſp. 20. Veſpertilio *Ferrum equinum; Fer à Cheval.*

ſeltſamen Thiers unterſcheidet es von allen übrigen Arten.

Die Lage der Zähne iſt nicht, wie bey den vorigen. Denn in der Oberkinnlade findet ſich kein einziger Vorderzahn; in der untern aber viere. Beym Spielen, und, wenn ſie in Noth iſt, giebt ſie einen hellziſchenden Laut von ſich.

Das Sonderbarſte an dem ganzen Geſchöpfe iſt der Bau der Naſe: völlig die Geſtalt eines Hufeiſens, deſſen Oeffnung rückwärts ſteht. Man kann ſie auch, als zween halbe Monde anſehen, die vorn an der Mundſpitze in einer Kerbe zuſammenſtoßen.

Recht in der Oeffnung des Hufeiſens liegen die kleinen eyrunden Naſenlöcher; hinter denſelben eine kleine Muſchel; und dann am Ende ein kleiner Sattel, oder Hühnerkamm. Zuletzt zwiſchen den Ohren in der Mitte noch eine dreyeckige Pyramide. Alle dieſe Theile beſtehen aus einer hellaſchgrauen, mit einzelnen weißen Härchen beſetzten Haut.

Ein ſo wunderbarer Naſenbau, der von dem Bau der Naſe bey allen übrigen Arten abweicht, kann doch unmöglich ein bloßes Ungefähr ſeyn. Denn die Jungen bringen die ſeltſame Naſe, oder ihr Hufeiſen, ſchon mit auf die Welt. Es muß bey der ganzen Oekonomie des Thiers, es ſey zum Aufhängen bey dem Winterſchlaf, oder zur Auswitterung der Inſekten, oder zum Fluge, oder ſonſt wozu, die beſonderſte Abſicht zum Grunde liegen, die allein durch den Bau, und durch die Stellung dieſer Theile erreicht werden kann. Allein wer hat dieſe ſchon ergründet?

Die Augenlieder haben dicke weiße Rände. Bey den Augen zeigt ſich auch eine Ausnahme. Wenn

das Thier das untere Augenlied in die Höhe zieht; ſo tritt eine dünne Haut vor, durch welche das Auge durchſcheint. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Fledermaus, die mehr, als andere Arten, am Tage auf den Böden wüſter Gebäude herumfliegt, ſich dadurch ſelbſt das Tageslicht ſchwächt und verdunkelt.

Die Zehenkrallen ſind glänzend weiß und beſonders ſcharf, daß ſie ſich damit ſelbſt an den glätteſten Wänden aufhängen kann.

Das Weibchen hat in der That vier Zitzen; zwo an der Bruſt, und zwo unten am Bauche.

Lebensart.

Wo lebt das Thier, und wo iſt ſein Aufenthalt?

Der erſte, der dieſes ſeltſame Geſchöpf entdeckte, war der in Frankreich um die ganze Naturgeſchichte, und beſonders um die Gattung der Fledermäuſe, ſo ſehr verdiente Daubenton, und man hielt ſie daher eine geraume Zeit für einheimiſch. Nachher aber hat man ſie auch in Franken, und in den Gebirghöhlen des Marggrafthums Bayreuth angetroffen. Jetzt kennt man ſie ſchon in mehrern Provinzen von Deutſchland, und im Thüringiſchen iſt ſie ſehr gemein.

Daſelbſt wird ſie ſelten im Walde und Gärten, eher in den Ritzen alter Leimwände und hinter den Bretterverſchlägen verfallener Gebäude angetroffen. Doch nicht allein; ſondern faſt immer in Geſellſchaft des Langohrs, und der kleinen gemeinen Fledermaus.

Wovon

Wovon lebt das Thier?

Nahrung.

Da ſich ihr Gebiß von andern Arten unterſcheidet; da ihr Winterſchlaf ſehr oft abwechſelt; und ihr Geruch wegen der beſondern Naſe vielleicht ſehr fein iſt; ſo ſcheinen ihnen von der Natur vermuthlich noch andere Nahrungsmittel, als die gewöhnliche Fledermäuſekoſt, angewieſen zu ſeyn, die wir aber noch nicht kennen. Das aber iſt durch Erfahrungen bewieſen, daß ſie ſtark nach den Spinnen gehen, ſtets über den Teichen ſchweben, wie die Schwalben, mit dem Kopf ins Waſſer tauchen, und die Larven der Mücken und Ephemern herausholen; nie aber in den Feuermauern am Speck angetroffen werden. Aus dem Umſtande des Eintauchens ins Waſſer ſchließe ich faſt, daß ihnen dazu der wunderbare Naſenbau behülflich und nothwendig ſey.

Wie lebt das Thier, und was hat es für Eigenheiten?

Außer den ſchon angeführten

1. des wunderbaren Naſenbaues;
2. des dünnen Hautüberzuges des Auges;
3. der unterſchiedenen Einrichtung des Gebiſſes,

hat es noch folgende:

4. daß das weibliche Geſchlechtsglied eine dreyeckige Figur,
5. das Weibchen vier Zitzen,
6. das Thier etwas längere Flügel hat, als die andern; daher

7. ſehr ſchnell fliegt, und leichter, als die übrigen, vom Boden aufkommen kann, wozu ihm ſeine langen Finger ſehr behülflich ſind;
8. daß ſie im Winter, wenn die andern noch todt ſind, bey mittelmäßig gelinder Witterung herumfliegen, und im Frühjahre die erſten ſind, welche erwachen.

Die Fortpflanzung

dieſer Art hat nichts unterſcheidendes, außer daß die Mutter nur drey Wochen trächtig iſt.

Ihre Feinde

ſind, außer den gewöhnlichen, große und kleine Holzböcke, (Acarus Ricinus), die auch an ihnen Winterſchlaf halten, und mit ihnen wieder erwachen.

Der Nutzen

iſt ungleich größer, als der Schaden, da ſie faſt gar keinen thun.

B. Das kleine Hufeiſen.

Die Länge des Körpers kaum ein Zoll, und die Breite mit ausgeſpannten Flügeln etwa 9 Zoll. Die Farbe hellaſchgrau.

Dem Weibchen fehlen allezeit die beyden Saugwarzen der vorigen unter dem Bauche, und es paart ſich nie mit der größern Art. Uebrigens kommt dieſe Art, außer daß die Hintertheile der Hufeiſennaſe etwas flacher liegen, in allen Stücken mit der vorigen überein.

Schriften über beyde

ſind Büffon; Erxleben; Schrebers Säugthiere I. S. 174. die große Art t. 62 oben; die kleinere ib. t. 62. unten. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 181. t. II. f. 2. wo die große in der Art ihres Aufhängens abgebildet iſt.

* * *

Die zwote Ordnung der Säugthiere enthält die Bruta, oder die Thiere ohne Schneidezähne, die wir ganz übergehen können, weil ſie in Europa und Deutſchland nicht angetroffen werden.

* * *

Die dritte Ordnung

faßt die eigentlichen Raubthiere in ſich, und dieſe werden uns mehr Unterhaltung verſchaffen. Vorher aber wollen wir ihre Unterſcheidungszeichen im Ganzen kennen lernen.

Es ſind folgende:

1. Haben ſie in beyden Kinnladen ſechs ſpitzige Vorderzähne;
2. Auf jeder Seite einen langen kegelförmigen, etwas gekrümmten Eckzahn;
3. Hinter dieſem ſtehen bey einigen noch kleinere Seitenzähne, und Backenzähne, welche faſt alle ſchmal ſind, und eine oder mehrere Spitzen haben;
4. In der Jugend fallen ihnen, wie den wiederkäuenden Thieren, die Vorderzähne aus: erſt die obern, dann die untern.

5. Die Füße ſind mit ſpitzigen Krallen verſehen, welche einige einziehen können, andere nicht. Meiſtens können ſie damit geſchwind laufen; auch klettern einige ſehr gut.
6. Die meiſten leben auf der Erde im Trocknen. Einige graben ſich in die Erde; andere leben bald im Waſſer, bald auf dem Lande, als die Robben, die wir übergehen.
7. Sie ſind alle Raubthiere, weil ſie ſich bloß vom Raube anderer Thiere ernähren, welche ſie entweder mit ihrem ſcharfen Gebiß würgen, oder mit ihren Krallen zerreiſſen. Nur ein Paar Gattungen genießen auch Speiſen aus dem Gewächsreiche.
8. Die Vorderfüße dieſer Thiere ſind unten mehrentheils größer, als die Hinterfüße, und haben daher eine größere Vorder- als Hinterfährte.

Unſer Linne' hat davon zehn Gattungen, darunter wir eine ausländiſche, als die Beutelratze, übergehen.

Der dritten Ordnung

Erſte Gattung:

Der Hund.

Kennzeichen der ganzen Gattung.

1. In der Oberkinnlade ſechs Schneidezähne, davon die Seitenzähne länger, und abgeſondert ſind, die mittlern aber an den Enden Spitzen haben;

2. In

2. In der Unterkinnlade gleichfalls ſechs Schneidezähne, davon die Seitenzähne geſpitzt ſind.
3. Die Hundszähne ſtehen einzeln, und ſind gekrümmt.
4. Der Backenzähne ſind etwa ſechs oder ſieben, auf jeder Seite, und zackicht.
5. Alle Thiere dieſer Gattung ſind beißend, heißhungrig und zerreiſſend.
6. Kein Thier derſelben klettert auf die Bäume.
7. Ihre Nahrung beſtehet vorzüglich in Fleiſch.
8. Das Weibchen hat mehrentheils 10 Saugwarzen, 4 an der Bruſt, und 6 am Bauche. Die erſten fehlen dem Männchen.
9. Der männliche Geſchlechtstheil iſt hökricht: davon bey der Begattung das Zuſammenhängen.
10. Im dritten und vierten Monate fangen ſie an, die Vorderzähne, die ſie mit auf die Welt gebracht haben, zu verlieren.

Beſchreibung des Hundes überhaupt.

1. Dießmal erzähle ich zuerſt etwas von dem Urſprunge, Vaterlande und Aufenthalte des Thiers überhaupt, das wir Hund nennen: er mag zahm oder wild ſeyn.

Die Hunde ſind in allen Welttheilen anzutreffen, wo ſie theils wild in ganzen Rotten, theils in Geſellſchaft der Menſchen leben. Außer dem Menſchen hat wohl kein Thier ein ſo dauerhaftes Naturell, das alle Klimaten gewohnt wird, als der Hund. Daher ſeine außerordentliche Verbreitung.

Wo iſt eine Himmelsgegend, wo ſich der Hund nicht finden ſollte? Er iſt aber gleichſam an die Erde gebunden. Denn kein eigentlicher Hund, er lebe in Afrika, Amerika, oder Europa, klettert auf die Bäume.

Dieſer einzige Umſtand unterſcheidet ihn ſchon von den meiſten Thieren des Katzengeſchlechts, zu welchem ihn doch einige haben rechnen wollen. Ob er aber gleich feſte Fußkrallen hat; ſo kann er ſie doch nicht katzenartig aus- und einziehen, und ſie ſind auch gar nicht, wie dieſe, zum Klettern eingerichtet.

Wir denken mit dem weltbekannten Hunde recht bekannt zu ſeyn, und wir kennen den erſten Stammvater deſſelben nicht einmal. Wir können nicht ſagen: wo er eigentlich zu Hauſe iſt, — und ob nur eine einzige Hunderace erſchaffen ſey, aus welcher die übrigen mit ihren Nebenarten durch Vermiſchung entſtanden ſind?

Man glaubt zwar: der Schäfer- oder Hirtenhund ſey der erſte Schöpfungshund oder Stammvater aller übrigen Hunde geweſen; allein ohne Grund, ohne Beweis, ohne Erfahrung. Man vergleiche nur damit den Bullenbeißer, den Dachshund und den Windhund. Wie abſtechend iſt der Körperbau dieſer Hunde gegen den Schäferhund? Ein ſicheres Merkmal, daß ſie auch zu ganz andern Abſichten, mit einem für dieſelben eingerichteten Körper verſehen ſind.

Schwerlich kann man ſie daher für ausgeartete Schäferhunde halten, denen doch die in Amerika verwilderten europäiſchen Hunde ziemlich gleichen, und im ſüdlichen Theile haben die Spanier Hunde ange-

angetroffen, die lange vor ihrer Ankunft in dieſem Welttheile einheimiſch geweſen ſind.

Unmöglich kann alſo der Schäferhund der einzige und erſte Stammvater aller Hunde ſeyn. Denn die zottigen Hunde ſind erſt in den nordiſchen Gegenden langhaaricht geworden. Und diejenigen, welche auf den älteſten Kunſtwerken abgebildet ſind, ſind völlig glatt. Ja! was das merkwürdigſte iſt; ſo ſind es theils Windſpiele, theils Bullenbeißer, die man daſelbſt abgebildet findet. Wie ſoll man dieſes reimen?

Die Aegyptier haben bekanntermaßen den Hund, als eine Gottheit, verehrt, wie noch heut zu Tage die Japaner, wo er ſehr zahlreich iſt. In Kongo und Unteraethiopien, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu, lebt er wild, in ganzen Heerden, die alles zerfleiſchen und würgen, was ihnen vorkommt, und die es mit Löwen und Tigern aufnehmen.

Die Mahumedaner hingegen verabſcheuen alle Hunde. Die grönländiſchen Hunde bekriegen gemeinſchaftlich die weißen Füchſe, und verfolgen die weißen Eisbäre bis auf die Eisſchollen. Sogar in den neuentdeckten Südländern hat man Hunde angetroffen. Nur ſind ſie hier keine Fleiſch=, ſondern Krautfreſſende Thiere. Sie werden in erhitzten Steingruben gebacken, und ſollen eine delikate Speiſe ſeyn.

Wo ſollen wir nun den wahren eigentlichen Hund herausfinden? In Europa haben wir ſchon ſo viele Verſchiedenheiten, daß wir ſelbſt nicht wiſſen, ob wir ſie für urſprüngliche, oder bloß für Racen, die durch Ausartung entſtanden ſind, halten ſollen.

Unter allen bleibt daher doch das Wahrſcheinlichſte, daß es keine eigentliche erſte urſprüngliche Hunde-

race gebe; ſondern daß der Hund aus der Vermiſchung dreyer verwandter Hauptarten, die zuerſt erſchaffen worden: des Wolfes, des Schakals *) und des Fuchſes entſtanden ſey. Der berühmte Pallas mag hierüber die Entſcheidung geben.

„Die Hauptrace unſerer Hünde, ſagt er **), ſtammt zuverläßig von dem Chakal her, der ſich von Natur wenig vor dem Menſchen fürchtet, (daher hat auch Simſon leicht ſo viele zuſammenbringen können) — Zuneigung zu demſelben gewinnt, Unterweiſung annimmt, und dem Schafhunde ähnlich iſt, wie man an demjenigen geſehen hat, der vor zwey Jahren aus Perſien gebracht wurde. Dennoch halte ich die Race der Hunde nicht für ganz unverfälſcht; ſondern glaube, daß ſie ſich von undenklicher Zeit, mit dem gemeinem Wolf, dem Fuchs, und ſelbſt mit der Hyäne vermiſcht habe, welches die ungemeine Verſchiedenheit der Geſtalt und Größe der Hunde verurſacht hat.“

„Die größte Gattung, die zu Alexanders Zeiten aus Indien kam, war vermuthlich von der Hyäne. Der Chakal, deſſen Größe zwiſchen dieſen, ihm verwandten Gattungen, das Mittel hält, wird, zahm gemacht, um ſo viel geſchickter, ſich mit andern, auch zahmgemachten Thieren der andern Gattungen zu paaren, und mit ihnen Junge zu erzeugen. Es iſt kein Zweifel,

*) Canis *aureus* Linn. der Goldwolf. In Aſien häufig. Dieß Simſons Füchſe. Er iſt wie ein Spitz geſtaltet, und hat die Größe zwiſchen dem Wolf und Fuchs. S. Zimmermanns geographiſche Geſchichte des Menſchen ꝛc. I. 142.

**) S. Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte I. S. 151.

Zweifel, daß ſolche Erzeugungen ſtatt finden können, weil unter günſtigen Umſtänden auch der Hund, wie er heut zu Tage iſt, ſich mit dem Wolf in England, und mit dem Fuchs in Meklenburg, fruchtbar begattet hat. Der Wolfshunde der Alten zu geſchweigen."

2. Laſſen ſie uns einige der vornehmſten Hunderacen durchgehen, die aus der Vermiſchung verſchiedener Arten entſtanden ſind, und ſich in ganz Europa verbreitet haben. Zuerſt rechne ich dahin

a. den ſchwarzmäuligen Mops *) mit untergeſetztem kurzen Leibe, rundem Kopfe, ſtumpfer, allezeit kohlſchwarzer Schnauze, hangenden Ohren, und glatten Haaren. Dieſe Art Hunde ſind ſehr phlegmatiſch, kommen nicht viel aus der Stube, ſchlafen faſt immer, und laſſen auf einer Seite die Spitze der Zunge herVorſtehen. Seit zwanzig Jahren ſcheinen ſie in Deutſchland beynahe ausgeſtorben zu ſeyn.

b. Der Bullenbeißer, oder die engliſche Dogge, auch Bärenbeißer **): groß, ſtarkleibicht, mit dickrundem Kopfe, hangenden lappichten Oberlefzen, und glattem Haar. Er bellt dumpfig und kurz abgebrochen.

Zu dieſem gehört wohl der Metzcher- oder Fleiſcherhund, mit ſtarkem geraden Schwanze ***).

c. Der Jagdhund mit allen ſeinen Nebenarten; mit langem dicken Körper, eingefurchtem Hinterkopfe, langen

*) Canis *Fricator* Linn. Le Doguin; Pug-dog. *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn.* ed. 13. I. p. 67. no. 13.

**) *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn.* ed. 13. I. p. 67. no. ξ. Canis *Moloſſus*; o. Anglicus.

***) Ib. no. εε. Canis *laniarius*.

langen hangenden Ohren, und bald ſchlichtem, bald zottichtem Haar *).

α) Der Schweißhund **).

β) Der Leithund ***).

γ) Der Hühnerhund ****) mit abgeſtutztem Schwanze: mehrentheils ſchön getiegert. Daher auch der Pantherhund.

d. Der Budel oder Waſſerhund †), mit ſtumpfen Kopfe, dickem Leibe, und wollichtem Haar, daß man öfters die Augen nicht ſehen kann. Dieſe gehen vorzüglich ins Waſſer, und haben zwiſchen den Zehen etwas ähnliches von einer Schwimmhaut. Eine der treueſten, klügſten und gelehrigſten Arten!

e. Der Windhund oder das Windſpiel ††): mit langem zugeſpitzten Kopfe, hangenden Ohren, ſtarker Bruſt, ſchlanken Leibe und Füßen; bald zotticht, bald glatt.

f. Der Dachshund †††), mit langer Schnauze, hangenden Ohren, langgeſtrecktem Körper, und kurzen krummen Vorderfüßen. Die einzige Art, welche den in der Erde vergrabenen Thieren z. B. Dachſen, Füchſen und Kaninchen, beykommen kann.

g. Der

*) *Gmelin* l. c. no. π. Canis *ſagax*; teutſcher Jagdhund.

**) Ib. no. σ. Canis *Scoticus - Sanguinarius*.

***) Ib. no. τ. Canis *venaticus*.

****) Ib. no. υ. Canis *avicularius*.

†) Ib. no. ε. Canis *aquaticus*. Grand - Barbet. — no. ζ. *minor*.

††) Ib. no. αα. Canis *grajus*; ββ. *hirſutus - leperarius* — no. γγ. Canis *Italicus*, kleines Windſpiel.

†††) Ib. no. ϑϑ. Canis *vertagus* 3 Arten.

g. Der Ißländer oder Spitz *) mit geraden Ohren, woran nur die Spitzen hangen, und langem Haar. Dieſe Art iſt beſonders bey Wagen und Pferden ſehr wachſam und treu. Der Fuhrmannshund.

h. Der Hirtenhund, Wolfshund **), mit geraden Ohren. Am Kopfe lange Haare. Der Schwanz überwärts gekrümmt.

i. Das Bologneſerhündchen ***), von ungemein kleiner Statur, und ſehr langen zottichten Haaren, zumal im Geſicht. Daher auch Löwenhündchen †).

3. Wir kommen nun auf unſern eigentlichen Haushund ††), wovon die obigen Racen lauter Abänderungen ſind.

I. Art: Haushund.

Beſchreibung des Thiers.

Dieſe Art von Hunden unterſcheidet ſich durch ein beſonderes Kennzeichen von den übrigen. Es iſt der krumme, und mehrentheils nach der linken Seite zu gebogene Schwanz. Es ſoll vorzüglich daher kommen, weil die Haushunde insgemein nach der linken Seite zu, etwas ſchief, zu laufen pflegen. Daher iſt es ein Zeichen der Angſt und Furcht, oder Krankheit, auch

*) *Gmelin* l. c. no. δ. Canis *islandicus*.

**) Ib. no. α. Canis *domeſticus*; β. Canis *pomeranus*, der Pommer, Chien-loup.

***) Ib. no. κ. Canis *leoninus*.

†) Von den verſchiedenen Hunderacen S. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands. I. S. 193 ff. und von den vielerley Bildungen und Größen der Hunde die Abhandlung des Paſt. Friſch im 7ten St. des Naturforſchers S. 52.

††) *Gmelin* l. c. p. 65. no. 1. Canis *familiaris*.

auch wohl der Tollheit, wenn er den Schwanz zwiſchen die Beine nimmt, oder hängen läßt.

Für den Menſchen ſcheint dieſe Art eigentlich geſchaffen zu ſeyn, und ſein Naturtrieb, dem Menſchen überall zu folgen, beſtätiget es. Unter allen Thieren übertrifft wohl nicht leicht ein Thier den Hund an Vertraulichkeit, Geſelligkeit, Klugheit, Gelehrigkeit und Treue gegen den Menſchen.

Die große und mannigfaltige Brauchbarkeit der verſchiedenen Hundearten für ſo viele verſchiedene Bedürfniſſe und Geſchäfte des menſchlichen Lebens, erhöhet den Werth dieſes nützlichen Thiers. Doch davon werde ich ihnen unten mehr erzählen.

Jetzt wollen wir die Theile des Hundekörpers näher beſchreiben.

Der Kopf ſtehet flach hin, und iſt immer länglicht. Die Schnauze, von den Augen an, macht die Hälfte des Kopfes aus. Die Unterlippe wird von der obern an den Seiten bedeckt. Der Seitenrand iſt nackt und gezähnelt.

Die Naſe ragt über der untern Kinnlade hervor, iſt chagrinartig, mit vielen kleinen Drüſen beſetzt, immer feucht, und recht dazu eingerichtet, den vorzüglichen Sinn des Geruchs, womit dieſes Thier begabt iſt, zu erhöhen.

Wie die Zähne ſtehen, haben wir ſchon gehört. Gewöhnlich ſind ihrer 42. Die Zunge iſt lang, etwas flach, glatt, kann ſich mollen, und lang vorziehen, weil der Hund nicht anders, als leckend, ſaufen kann.

Die Augen ſtehen ein wenig ſchief, und haben am innern Winkel eine kleine Nickhaut. Die Ohren

zuge=

zugeſpitzt, bald hängend, bald aufgerichtet. Der obere Rand der Gehöröffnung iſt umgebogen; der Hinterrand iſt zwey= der vordere dreyfach. Vollkommene Zehen hat der Hund nur vier; der fünfte iſt ein unvollkommener Daumen an dem Hintertheile der Füße. Die Hinterbeine ſind allezeit etwas höher, als die vordern, welches ſeinen Lauf geſchwinder macht.

Die Farbe iſt, wie bey allen zahmen Thieren, ſehr verſchieden, und hat ihren Grund in der Vermiſchung ſo vieler verſchiedener Arten, die öfters mit einer Hündin laufen.

In den Haaren der Haut laſſen ſich 15 Näthe unterſcheiden, die man vorzüglich an kurzhaarichten Hunden bemerkt. Dadurch unterſcheiden ſich die Hunde merklich von verwandten Arten, als vom Fuchs und Wolfe.

Die Stimme iſt bey den meiſten knurrend, bellend, heulend, auch leiſe murrend, und ſie geben dadurch hauptſächlich ihre Leidenſchaften zu erkennen. Ganz anders klafft und bellt der Hund, wenn er ſich freuet, wenn er mit ausgehen ſoll, und wenn er zornig iſt, und ſeinem Feinde in die Haare fällt.

Zergliederung.

Bey der Zergliederung mancherley Hundearten hab' ich gefunden, daß ſowohl die äußerlichen, als innerlichen Theile jeder Art, zu der Abſicht, die ſie erfüllen ſollen, vollkommen verhältnißmäßig eingerichtet ſind.

Ob wir gleich dem Fuchs, und andern Thieren, eine ſehr feine Witterung zuſchreiben; ſo weiß ich

nicht, ob ihn nicht gewiſſe Jagdhunde in der Schärfe und Genauigkeit des Geruchs übertreffen ſollten.

Der Grund davon liegt in der Geruchsnervenhaut des Hundes, die ich mit beſonderer Sorgfalt und Bewunderung unterſucht habe, und in dem drüſichten Bau der Naſe, die feinſten Ausdünſtungen aufzufangen, und zu den Nerven zu bringen. Dieſe Geruchsnervenhaut iſt bey allen Hunden merkwürdig und groß; vorzüglich ſtark gefaltet, und, wenn man alle ihre Falten aus einander zieht, und ausbreitet; ſo kann man den ganzen Hundekörper damit bedecken, da hingegen die Geruchshaut des Menſchen kaum hinreicht, ſeinen Kopf damit zu belegen.

Man muß wirklich erſtaunen, wenn man ſiehet, was ein wohlabgerichteter Spür- und Leithund auf der Jagd leiſtet. Der Schweißhund thut viel, der durch einen verlornen Blutstropfen des angeſchoſſenen Wildes gereizt wird, dieſer Spur unermüdet, über Berg und Thal, ſo lange nachzugehen, bis ers findet; aber der Leithund leiſtet unendlich mehr.

Wenn dieſer auf die Fährte eines jagdbaren Hirſches gebracht wird, den er ausſpühren ſoll; ſo macht der Geruch davon, den andere Thiere kaum empfinden würden, auf ihn einen ſolchen Eindruck, daß er ſie nie verliert, oder eine unrechte Fährte verfolgen wird. Das iſt doch in der That zu bewundern.

Die einmal gefaßte Fährte bringt ihn ſicher zu dem Thiere, und er läßt ſeine Ungeduld durch beſtändiges abgebrochenes Bellen: Gauf! Gauf! — genugſam blicken, ehe er an Ort und Stelle kommt. Das aufgeſprengte Thier nimmt die Flucht, ſetzt über Büſche und Sträucher, — ſpringt bald links, bald rechts,

um den Hund irre zu machen, — ſprengt öfters zwey, drey andere jagdbare Thiere auf, miſcht ſich unter ſie, um die Fährte zu verwirren — nimmt hundert Umwege, ſetzt durchs Waſſer, u. ſ. w. deſſen ungeachtet bleibt der Hund bey ſeiner einmal aufgefaßten Fährte des erſten, und läßt ſich durch keine fremde Spuren irre machen. Wie weit übertrifft er hierinn den Menſchen?

Der Hühnerhund kann durch ſeinen Geruch Hühner und Haſen unterſcheiden, und ſo abgerichtet werden, daß er, wenn er vor jenen ſteht, den linken Vorderfuß aufhebt, vor dieſen aber ſich mit allen vieren feſt anſtämmt.

Wenn der Reiſende einen Handſchuh, oder Schnupftuch, oder ſonſt etwas von ſeinen Sachen im Wirthshauſe vergeſſen hat; ſo darf er nur zu ſeinem getreuen Gefährten, dem Spitz oder Budel, wäre er auch ſchon eine Meile entfernt, ſagen: zurück! ſuch! — verloren — und dabey auf die Hand, Taſche oder Schuh zeigen; ſo wird er augenblicklich umkehren, nachſuchen, und die Sachen, wären ſie auch unter andere geworfen, herauszufinden wiſſen.

Die Budel beſitzen hierinn eine beſondere Stärke. Auf der Meſſe wetten einmal zween Kaufleute, daß der Budel des einen, den in der Hand gehaltenen, bezeichneten, und hinterwärts ausgeworfenen Konventionsthaler wiederfinden und bringen würde. Der Wurf geſchiehet, und nachdem ſie einige Straßen gegangen ſind, läßt der Herr den Hund in die Hand riechen, und weiſet ihn an, das Verlorne zu ſuchen. Der Hund fort, und bleibt den ganzen Tag, und die folgende Nacht aus. Des andern Morgens iſt er wieder

 da,

da, und hat eine Manſcheſterhoſe vor ſeines Herrn Bette gelegt, worinn ſich der bezeichnete Thaler findet. Dieſen hatte ein vornehmer Herr gefunden, und eingeſteckt. Der Hund riecht es, und begleitet ihn ſo lange, bis er ſich des Abends zu Bette legt. Des andern Morgens nimmt er die Hoſe, und eilt, bey Eröffnung des Hauſes, davon.

Ein Jagdhund, der ſehr gut apportirte, wurde von ſeinem Herrn in nicht geringe Verlegenheit geſetzt, da er ihm ein Sechslipresſtück in ein kryſtallnes, mit Waſſer gefülltes Spühlgefäß, warf. Der Hund wollte gehorchen, konnte aber mit der Naſe nicht auf den Boden kommen. Wie machte ers alſo? Er ſoff einen Theil des Waſſers aus, bis er zum Gelde kommen konnte. Sogleich wurde das Gefäß wieder gefüllt, und das Stück abermal hineingeworfen. Da der Hund nicht mehr ſaufen konnte; ſo faßte er das ganze Gefäß mit den Zähnen, und brachte es ſeinem Herrn *).

Hat man doch ein Exempel von 1582, daß ein Hund ſeinem Herrn, 14 Tage nach ſeiner Abreiſe vom Schloſſe Altenklingen in Thürgau, ganz allein nach Paris nachgelaufen, und ihn glücklich gefunden habe.

Der Verfaſſer des Tagebuchs ſeiner neuen aſiatiſchen Reiſe, erzählt von ſeinem großen Hunde, den er aufgezogen hatte, daß er auf einer Reiſe von mehr als 100 Meilen die Spur verloren, und den Weg von Benglur nach Pondichery, bloß durch den Geruch, zu einem Freunde wieder gefunden habe, mit dem er eine geraume Zeit ſehr vertraut gelebt habe; und

*) S. Schriften der berliniſchen Geſellſchaft Naturforſchender Freunde 6ter B. S. 429.

und doch war der Hund vorher nie in dieſen Gegenden geweſen.

Bloß durch den Geruch ſpürt der Trüffelhund die Trüffeln tief unter der Erde, und durch ihn allein werden ſie gefunden. Kein anderer Hund hat davon Witterung.

In der That ſcheint die Vorſehung bey dieſem Thiere ganz beſondere Rückſicht auf den Nutzen der Menſchen genommen zu haben. Es iſt kein bloßes Ungefähr, daß ſich die Hunde in ſo viele Racen abgeändert haben. Jede hat in ihrem Körperbau, und in den daraus entſtehenden beſondern Eigenſchaften, etwas, welches dem Menſchen nützlich iſt, und welches er, ohne dieſe Hundeart, nicht haben würde. Hierauf hab' ich mein beſonderes Augenmerk bey der Zergliederung dieſes Thiers genommen.

Der Hirten- und Schäferhund iſt vor andern mit langen, zottigen Haaren verſehen. Warum? weil es ſein Beruf erfordert, bey Tag und Nacht in Wind und Wetter die Heerde zu bewachen. Wenn der Schäfer bey einem ſtarken Gewitter ſich in ſeiner Karre verbirgt; ſo muß Phylax um die Heerde herum revieren, damit ſie beyſammen bleibe, und ſich keins verlaufe.

Was wollte doch ein einziger Mann bey einer zahlreichen Heerde, ohne dieſen Hund, ausrichten? Ein Wink! — und er läuft um die zerſtreuete Heerde herum. Im Augenblick iſt ſie beyſammen. Hat ſich ein Schaf, oder eine Kuh zu weit verloren, oder iſt ſie in ein Saatſtück gerathen; ſo darf der Hirte nur mit der Hand hinweiſen; gleich weiß der Hund, was

er thun ſoll, und treibt es zur Heerde. Und dieſes alles thut er, ohne ein Stück zu beißen.

Wie wollte ein Mann mit dem wütenden Bullen fertig werden, wenn ihn nicht ſein getreuer und vorſichtiger Hund in Reſpekt hielte? Er weiß ihm entweder von hinten beyzukommen, wenn er auf Menſchen gehen will, und faßt ihn bey empfindlichen Theilen, daß ihm alle Kraft entgeht, oder er erſiehet ſeinen Vortheil, wenn der Bulle mit niedergebeugtem Kopfe nach ihm bohrt; ſo ſpringt er ihm zwiſchen die Hörner, faßt den Zopf Haare dazwiſchen, und hält ihn mit dem Kopfe nieder, bis er ausgetobt hat.

Stellen ſie einen Hühner- Wind- oder Parforcehund bey eine Heerde: ſie werden nichts mit ihm ausrichten. Dieſe leiſten hingegen wieder etwas, wozu der Hirtenhund ganz ungeſchickt iſt. Der kleine Dachshund hat ſeine krummen Beine, die er ganz unter den Leib legen kann, nicht vergeblich empfangen. Wie wollte er ſonſt in die Dachs- und Kaninchenbaue kriechen können?

Es iſt doch in der That merkwürdig, daß jeder Race ihre beſonderen Eigenſchaften, womit ſie nützen ſollen, gleichſam angeboren ſind. Der Hirtenhund wird nie lernen, vor einem Volk Hühner zu ſtehen, und der Wachtelhund es nie verſtehen, dem Wink des Schäfers gehorſam zu ſeyn.

Betrachten ſie nur die Geſchmeidigkeit in den Gliedern des Windſpiels — das Geſtreckte ſeines Körpers, die Länge ſeines Halſes und Vorderkopfs, das Schlanke ſeiner Füße, die Kraft ſeiner Muskeln, ſich im Lauf faſt noch halbmal ſo lang auszuſtrecken, und die ſtärkſten Sätze zu thun; ſo werden ſie es ihm gleich anſehen,

anſehen, daß dieſer Hund bloß zum Laufen gemacht ſey.

Die Lungen der Hunde, beſonders der Parforce- Wind- und Hühnerhunde, die geſchwinder als der Haſe laufen, und öfters lange anhalten müſſen, ſind ſehr groß und feſt gebauet.

Wenn ſich ein Windhund recht ausgelaufen hat, und ſich entkräftet niederlegt: wie arbeiten da ſeine Lungen! Wie ſchlagen ihm die Weichen? Wie geſchwind holt er Athem! Wie lang hängt ihm die Zunge aus dem Halſe! Mit welcher Geſchwindigkeit müſſen ſich die Lungen ausdehnen und zuſammenziehen? Wäre es möglich, das auszuhalten, wenn die Lungen nicht dazu gebauet wären? Ich habe die Lungen eines Windhundes, mit den Lungen eines faulen Mopſes verglichen, und einen merklichen Unterſchied gefunden. Wann kommt dieſes phlegmatiſche, verzärtelte Thier einmal aus der Stube, oder eine Treppe herunter? Daher ſind auch ſeine Lungen ſehr klein, und haben wenig Farbe.

Bey meinen Zergliederungsverſuchen hab' ich beſonders dem ſogenannten Tollwurm unter der Zunge der Hunde nachgeſpürt. Ich habe aber nicht gefunden, daß es ein wirklicher Wurm ſey. Er hat gar nichts von organiſirten Theilen, was man Kopf, Mund, Glieder und Schwanz nennen könnte. Vielmehr iſt es eine bloße Muskelfiber, die unter der Zunge ſitzt, und das Vorſtrecken derſelben erleichtert, wenn der Hund ſaufen will. Offenbar wird ihm nun, durch Beraubung dieſes Theils, das Saufen erſchwert, und er der Gefahr, toll zu werden, noch mehr ausgeſetzt. Häufige Erfahrungen haben es auch bewieſen, daß Hunde,

 denen

denen der Tollwurm genommen iſt, nachher doch toll geworden ſind. Schneidet man den Muskel aus, und wirft ihn ins Waſſer; ſo krümmt er ſich wurmförmig zuſammen. Daher mag es wohl gekommen ſeyn, daß man ihn für einen Wurm angeſehen hat.

Bey den trächtigen Hündinnen hab' ich beſonders nachgeforſcht, was die Natur auch bey dieſem Thiere für einen Gang genommen habe. Ich habe von vielen Racen die Ungebornen in Weingeiſt, und, wenn man nur einigermaßen ihren Habitus kennt; ſo kann man es ihnen anſehen, ob ſie vom Dachs, von einer Dogge, oder Windſpiele ſind.

Iſt ein Thier mit Eingeweidewürmern geplagt; ſo iſt es der Hund. Er hat viele Rund- oder Spulwürmer, und mit dieſen zugleich zwey- bis dreyerley Arten von Bandwürmern. Er hat den kürbiskernartigen, oder langgliedrichten, und zweyerley Arten mit korallenförmigen Gliedern, daß der ganze Wurm wie ein Halsband von ovallänglichten Steinen ausſieht. Von dieſen letztern habe ich öfters bey jungen Hunden im Darmkanal auf 200 gefunden. Selbſt in ungebornen, und in andern gleich nach der Geburt *).

Eine wahre Merkwürdigkeit muß ich hier noch anführen. Ein junger Hund von drey Viertel Jahren hatte ſo viele Bandwürmer, daß ſie Gliederweiſe mit dem Unrath abgiengen. Ich gab ihn einem Apotheker, der ſie ihm durch eine ziemliche Portion Gummi gutta abtrieb, und ihn nach der gewaltſamen Kur mit Kalbfleiſchbrühe erquickte. Von der Zeit an blieb der Hund, ob ich ihn gleich erzogen hatte, bey ſeinem Arzt, als wenn

*) S. Goezens Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer ꝛc. S. 311 ff. Tab. XXIII. ff.

wenn er die Wohlthat fühlte, und war nicht wegzubringen. So oft ich hinkam, war er ſehr freundlich, begleitete mich bis vor die Hausthür, und ließ mich gehen. Gleichſam als wenn ihn eine größere Verpflichtung gegen dieſes Haus zurückhielte. Er hat darinn wohl noch zwölf Jahre ſehr geſund gelebt.

Sonderbar war es doch, daß dieſer Hund, ſo lange er mit Bandwürmern geplagt war, faſt gar nicht bellen konnte. So bald er ſie los war, war das erſte, daß er mit muntern Bellen um ſeinen Arzt herumſprang.

Lebensart.

Wo lebt der Hund? Aufenthalt.

In allen Welttheilen, wie ich ſchon geſagt habe, lebt der Hund, nach Beſchaffenheit der Lage und Umſtände, worinn er ſich befindet. Iſt er unter Menſchen; ſo lebt er, als Wächter des Hauſes und der Heerden, auch als Beſchützer der Pferde, des Schiffs, Geſchirrs und Waaren, entweder im freyen Felde, oder auf den Höfen, und in den Ställen, auf der Reiſe, u. ſ. w. oder bey der Jagd, als Begleiter und unentbehrlicher Gehülfe; oder als Geſellſchafter zum Zeitvertreib und Vergnügen.

Iſt er in der Wildheit; ſo lebt und ernährt er ſich, wie andere Raubthiere. Wie die Haus- Stadt- und Dorfhunde leben, iſt bekannt, und ihre Lebensart richtet ſich ganz nach den Eigenſchaften der Race, und der Dienſte, die der Menſch von ihnen fordert.

Anders lebt der Spitz im Stalle bey den Pferden, und bey den Frachtwägen, oder wenn der Knecht zu Pfluge zieht, und er ſich draußen bey das Geſchirr legt.

Anders der Schäferhund unter dem Schäferkarren im freyen Felde, bey der Heerde. Anders der Hofhund an der Kette, der das Haus hütet. Anders der Jagd- und Hühnerhund, der täglich im Walde, und auf dem Felde liegt. Anders die eigentlichen Haus- und Stubenhunde, die zwar auch zur Sicherheit des Hauſes, mehrentheils aber zum Vergnügen gehalten werden.

Der Haushund inſonderheit mag ſich aufhalten, wo er will, im Stalle, im Hauſe, oder in der Stube; ſo liebt er Reinlichkeit, und wird ſich an keinem Orte niederlegen, der nicht trocken, warm und reinlich wäre.

Der Gang des Hundes iſt ein geſchwinder Trab, beſonders wenn er ſeinen Herrn verloren hat, oder wenn er mit ausgehen darf, oder ſeinen Gang, ſich ſelbſt gelaſſen, fortſetzt. Wird er aber verfolgt, oder verfolgt er; ſo ſetzt er ſich bald aus dem Trabe in den geſchwindeſten Gallop, dem kein Pferd gleich laufen kann. Es iſt natürlich, daß jede Race ihren eigenen Gang, und vorzügliche Geſchwindigkeit im Laufen hat, worinn der Dachshund und Mops die letzten; die Windhunde aber die erſten ſind. Es iſt erſtaunlich, wie geſchwind ein eigentlicher Haushund von mittelmäßiger Größe laufen kann. Ich wollte faſt Bürge ſeyn, daß er zu einer guten deutſchen Meile kaum 12 oder 15 Minuten gebrauchte.

Wenn ſie mit ihrem Fidel eine Stunde ſpatziren gehen, und ſie ſollten den Weg thun, den er durch Hin- und Herlaufen endiget; ſo würden ſie 4 — 5 Meilen haben machen müſſen. Daher auch das Sprüchwort von Leuten, die viel vergebliche Arbeit thun: er läuft die Wege doppelt, wie der Hund.

Wenn

Wenn der Hund ruhet; ſo ſitzt er auf den zuſammengeſchlagenen Hinterbeinen; der Vordertheil bleibt gerade auf den Vorderfüßen ſtehen, und ſo ſieht er ſich um. Oder er legt die Hinterfüße auswärts, und die Vorderfüße vorwärts, ſo, daß er Kopf und Schnauze dazwiſchen legen kann. Das iſt insgemein ſeine Lage, wenn er auf der Lauer liegt.

Wo es recht warm iſt, als in der Sonne, oder unter dem Ofen, da ſtreckt er alle viere von ſich, und legt ſich auf die Seite. In ſeinem gewöhnlichen Lager aber im Stalle, oder in der Hütte geht er erſt, ehe er ſich niederlegt, einigemal im Kreiſe herum, zieht die vier Füße unter ſich, krümmt den Rücken, und legt ſich ſo zuſammen, daß er die Schnauze zwiſchen die Hinterbeine ſteckt.

Wovon lebt der Hund?

Nahrung.

Der Hund frißt alles, was ihm vorkommt, aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Aus dem erſten beſonders mehlichte Speiſen, als Brey, Brot, und dergleichen; nur nicht ſehr warm. Giebt mans ihm zu heiß, und er iſt heißhungrig; ſo kann der beſte Hund mit einemmale verdorben werden.

Hülſenfrüchte: Erbſen, Linſen u. ſ. w. verſchmähet er auch nicht. Frißt er aber von den letztern zu viel, oder kann er nachher nicht gleich zum Saufen kommen; ſo bekommt er Verſtopfungen, heult erbärmlich, wenn die Natur wirken will, und ſtirbt wohl gar am Miſerere, wie ich einigemal an den Dachshunden erfahren habe. Bey dem einem half ſich die

Natur.

Natur. Was er aber von ſich gab, war ein blutiger Klumpen feſt zuſammengepackter Linſen.

Fleiſch frißt er am liebſten; halbfaules vorzüglich gern; zu viel aber ſchadet ihm, macht ihn faul, ſtinkend, und triefende Augen. Soll er ſtark und geſund bleiben; ſo gebe man ihm nur die Ueberbleibſel von Fleiſch, Knochen, Brot, und etwas Brühe.

Daß die Hunde zuweilen Gras freſſen, wie man ſagt, iſt eine bekannte Sache. Sie thun es vorzüglich in den heißeſten Sommertagen, wenn viele Gewitter am Himmel ſtehen; ſie freſſen es aber nicht zur Nahrung; ſondern der Hund wird hier, aus beſonderem Naturtriebe, ſein eigener Arzt.

Iſt er bey übler Laune, hat er zu viel gefreſſen, oder fühlt er den Druck der Gewitterluft, daß es ihm im Bauche knurrt, und in den Gedärmen kollert, wie man deutlich hören kann; ſo ſucht er ſich allerley ſtachlichte Kräuter, beſonders Schwertlilie und Queckengras, theils ſich dadurch zum Vomiren und Purgiren zu reizen, theils, wie ſeine Exkremente beweiſen, die feinſten und ſpitzigſten Knochenſplittern, die ihn drücken, einzuwickeln. Denn er verdauet das Queckengras auf keine Art; ſondern giebt es mit den darinn feſt eingewickelten Knochenſpitzen unverſehrt wieder von ſich. Wegen des Grasfreſſens hält man ihn für einen **Wetterpropheten**, und daher iſt auch das Sprüchwort entſtanden: **der Hund frißt Gras, es wird bald regnen.**

Ein ſonderbares Exempel, wie ſich ein Hund ſelbſt kurirt habe, gehört hieher. Beym Spatzirengehen findet ein Hund eine Kröte, fällt über ſie her, und beißt ſie. Die Kröte beſpritzt ihn mit ihrem Urin, darüber

er

er jämmerlich anfängt zu ſchreyen, und unruhig herumläuft, bis er Hundegras findet, und gierig frißt. Dieß macht ihm Erbrechen, und er wird ſogleich wieder hergeſtellt *).

Unter den Thieren frißt er alles Fleiſch und Knochen; nur wüßte ich nicht, daß er zahmes oder wildes Geflügel freſſen ſollte. Enten, Kapaunen, Hühner u. ſ. w. beißt er wohl todt, wenn er verwöhnt und noch jung iſt; aber mehr aus Spielerey, als aus Freßſucht. Ich habe oft den Hunden Tauben- und Hühnerknochen vorgeſetzt; ſie haben die Brühe und das Brot davon gefreſſen; die Knochen aber nicht angerührt.

Ueberhaupt leben die Hunde in unſern Gegenden, und in ganz Europa, nicht vom Raube; ſondern ſie werden gefuttert. Allein zuweilen regt ſich doch bey ihnen der Trieb, ſelbſt zu jagen, und ſich ein Stückchen friſches Wildpret für ihren Appetit einzufangen.

Gemeiniglich aber thun das die Hofhunde, die des Tages an der Kette liegen; des Nachts aber losgelaſſen werden, beſonders wenn ſie kurz gehalten werden, und ſie der Hunger treibt, daß ſie ſich mit einem Kameraden zuſammen thun, aufs Feld oder ins Holz ſtreifen, und ſich ein Häschen oder Kaninchen holen. Dabey giebt es Fälle, bey denen man ihre Klugheit nicht genug bewundern kann.

Ich habe davon eines der merkwürdigſten Beyſpiele, auf einem benachbarten Dorfe erlebt. Der große Kettenhund des Amtshofes wurde von der Hausfrau aus Mitleid öfters am Tage einige Stunden losgelaſſen. Des Nachts konnte er nicht vom Hofe kommen. Dieß geſchahe

*) S. Schriften der berliniſchen Geſellſchaft Naturforſchender Freunde 6ter B. S. 430.

geſchahe nicht ſo bald, als er durch ein lautes Kleffen, Jauchzen und Herumſpringen bey der Pforte, ſeine Freude zu erkennen gab. Allein es hatte noch eine andere Bedeutung: nämlich einem andern Hunde aus der Nachbarſchaft, der ſich ſonſt nie auf dem Hofe durfte ſehen laſſen, ein Zeichen zu geben, daß er frey ſey. Kaum hatte er einigemale ſeine Freudentöne hören gelaſſen, als ſich dieſer vor der offenen Pforte ſehen ließ, und kaum erblickte ihn Sultan, als er auf ihn zueilte, und mit ihm unſichtbar wurde, ſich aber nach einer Stunde wieder einſtellte.

Da dieß einigemal geſchahe; ſo ſpürte man ihnen nach, und fand, daß ſie in dem benachbarten kleinen Holze, ein Kaninchen aufgejagt, gefangen, und brüderlich getheilt hatten. Iſt es nicht halber Menſchenverſtand, ſich, dem Scheine nach, durch Zeichen ordentlich zu beſtellen, und gleichſam eine geſellſchaftliche Jagd mit einander zu verabreden?

Der arme Schäfer- und Hirtenhund wird wohl am kärglichſten gehalten. Nichts, als das trockene Brot, und das Waſſer aus der Quelle, wo ſein Herr trinkt, iſt ſeine Koſt. Zuweilen wird ihm erlaubt, auf dem Anger, an einem gefallenen und abgezogenen Stück Vieh zu ſchmauſen. Bey dem allen verrichtet er ſeine Dienſte mit der größten Treue.

An ſich ſind die Hunde ſehr gierig und gefräßig; im Nothfall aber können ſie doch auch ſehr lange hungern. Bey Lyon wurde am 1ſten May 1787 auf einem Landgute verſiegelt, und aus Verſehen blieb eine kleine Hündin in einem der innerſten Zimmer zurück. Als man am 8ten Junius entſiegelte, fand man das Thier noch lebendig, das ſich durch nichts, als etwas Wolle einer

zerfreſ-

zerfreſſenen Matrаtze erhalten hatte. Man gab ihm allmählig Milch, und am folgenden Tage fiel es ſchon wieder einen Hund an. Es hatte alſo 40 Tage gehungert.

Die Fortpflanzung

iſt bey allen Hundearten einerley. Sie belaufen, oder begatten ſich des Jahrs gewöhnlich zweymal, im Sommer und Winter, und dieſes auf freyen Straßen, wobey es Zeit wäre, die Jugend, die ihr Geſchäfte täglich wahrnimmt, auf eine vernünftige Weiſe von dieſem Werke der Natur zu belehren, damit ſie bey dem, ſich ſelbſt bey ihr regenden Geſchlechtstriebe, aus Neubegierde und Unwiſſenheit, nicht auf Abwege geriethe, die ihr nachher höchſt gefährlich werden können.

Wenn die Hündin den Reiz der Natur zur Begattung fühlt; ſo präſentirt ſie ſich von ſelbſt, und wird bald durch die Witterung von vielen Galanen umgeben. Sie converſirt mit ihnen 10 bis 14 Tage, und ergiebt ſich ſelten vor dem ſiebenten Tage. Inzwiſchen giebt es unter den Rivalen blutige Kriege, und die kleinſten und ſchwächſten werden mehrentheils abgeſtoßen.

Da die Hündin alle Hunderacen zuläßt; ſo müſſen daher eben die vielen Abartungen, und Verſchiedenheiten der Farbe entſtehen. Sie trägt mehrentheils 9 bis 10 Wochen, oder 63 Tage, nie aber unter 60, und wirft von 3 bis zu 12 Junge, welche blind geboren werden, und 10 bis 12 Tage blind bleiben.

Dieſen Umſtand hab' ich bey der Zergliederung genau unterſucht. Es iſt keine eigentliche Blindheit; ſondern die Augenlieder ſind, nicht ſowohl zuſammengeklebt, als vermittelſt eines zarten Häutchens an einan-

der befeſtigt. Dieß zerreißt, ſo bald der obere Muskel des Augenliedes Stärke genug bekommen hat, dieſes Hinderniß zu heben, und das Augenlied aufzuziehen.

Es iſt doch beſonders, daß nicht alle blindgeborne Thiere eine gleiche Zeit blind bleiben. Die Katzen nur 9 Tage. Die Natur muß dabey ihre eigene Abſichten haben, daß ſie den Jungen mancher Thiere nach der Geburt eine Zeitlang das Tageslicht entzieht. Vermuthlich geſchieht es, die Augen, und die dazu gehörigen Theile erſt recht ſtark werden zu laſſen, ſich bey einem zu blendenden Lichte gehörig zu bedecken, oder auch in der Dunkelheit gewiſſe elektriſche Eigenſchaften zu bekommen, wie die Augen der Hunde, Katzen, Füchſe, und mehrerer Nachthiere haben.

Bekanntermaßen iſt die Brechnuß, (Nux vomica, Krähenaugen) — ein amerikaniſches Saamenkorn — das Mittel, als ein Gift, alle blindgeborne Thiere zu tödten. Warum aber nur dieſe? Andern ſchadet es nicht. Davon iſt doch noch Niemand im Stande, den eigentlichen Grund anzugeben. Sehen ſie wohl, daß die Natur noch manches Geheimniß zurückhält, unſere Wißbegierde beſtändig zu reizen, damit wir nie auslernen. — Die Ziege frißt den, den Menſchen, und ſo vielen andern Thieren giftig-ſchädlichen Schierling ohne Nachtheil. Worinn liegt der Grund, daß ſie das allein zu thun im Stande iſt?

Die Hündin ſäugt ihre Jungen mit vieler Sorgfalt; wird ſie aber in ihrem Wochenbette zu oft beunruhiget; ſo trägt ſie die Jungen am Halſe an einen andern Ort. Davon will ich ihnen eine der merkwürdigſten Geſchichten erzählen. Ein Bauer fährt nach Nordhauſen, welches 3 Meilen von ſeinem Orte iſt. Seine

trächtige

trächtige Hündin iſt wider ſeinen Willen mitgelaufen, und, kaum iſt er angekommen; ſo wirft ſie fünf Junge. Der Mann bekümmert ſich weiter nicht um ſie, als daß er ſeine Wöchnerin mit ihren Jungen des andern Morgens auf den Wagen packen will. Allein Mutter und Junge ſind nicht zu finden. Wie groß iſt ſeine Verwunderung, da er nach Hauſe kommt, ſie alle wohlbehalten in der Hütte erblickt, und ſeine Frau verſichert, daß ſie das Thier ſchon am frühen Morgen geſehen habe. Mithin war dieſe treue Mutter in einer Nacht, wenn ſie auch das erſtemal drey getragen, und die andern beyden nachgeholt hat, 9 Meilen, und, wenn ſie den Weg dreymal thun müſſen, 15 Meilen gelaufen *).

Insgemein bleiben die Jungen 6 Monate bey ihr. Im erſten Monat hat der junge Hund ſchon alle Sinne, und den Gebrauch aller ſeiner Kräfte, und iſt im zehnten im Stande, ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Das Alter der Hunde iſt ungleich, weil ſie vielen Zufällen unterworfen ſind. Zuweilen wird ein Hund über 20 Jahre alt; zuletzt aber gemeiniglich blind. In andern Welttheilen, glaub' ich, wo die Hunde in der Freyheit leben, und weniger Fleiſch freſſen, daß ſie auch ein höheres Alter erreichen können.

Vom Aufenthalt und Vaterlande

der Hunde hab' ich ihnen ſchon im Anfange das nöthige geſagt, und komme daher gleich auf die Frage:

Wie

*) Von dem Hrn. Candidat Borntrüger in Geſtorf im Amte Calenberg.

Wie lebt der Hund, oder wie iſt es mit ſeinen Lebensumſtänden?

Ich glaube, daß die wilden Hunde in der Freyheit einer dauerhaftern Geſundheit, als die zahmen und verwöhnten genießen. Denn bey weitem iſt kein Thier ſo vielen Krankheiten unterworfen. Wir wollen einige dieſer

Krankheiten

nahmhaft machen. Der Grund davon liegt meines Erachtens in dieſen beyden Umſtänden: erſtlich, weil ſie ſo viele, gar nicht für ihre Natur paſſende Nahrungsmittel genießen; zweytens jetzt eine, ihnen ganz unnatürliche Lebensart führen müſſen. Iſts Wunder, daß ſich viele Krankheiten bey ihnen einfinden, die andere Thiere nicht kennen?

1. Der Hund kriegt verſchiedene Arten von Fiebern, welches mehrentheils von Unverdaulichkeit herrührt, wobey ſich aber die Natur insgemein durch einen eintretenden Durchfall ſelbſt hilft.

2. Die Bräune, oder Entzündung und Geſchwulſt des Halſes, welches von ſchleuniger Abwechslung von Wärme und Kälte, auch vom Waſſermangel, kommt.

3. Die Räude, welche oft erblich iſt; aber auch von einer faulen und müßigen Lebensart, von Erkältung, Unreinlichkeit und ſchlechtem Waſſer entſteht.

4. Die Gicht, daß einige Glieder ſteif, und kontrakt werden. Stuben- und Schooßhunde ſind dieſem Uebel am erſten unterworfen, daß ſie öfters die Hinterfüße hinter ſich herſchleppen.

Es

Es ſoll doch nicht ganz ungegründet ſeyn, daß Hunde, die bey Podagriſten ſchlafen, oder ihnen die gelähmten Füße lecken müſſen, mehrentheils ſelbſt in dieſe Krankheit fallen *).

5. Entzündete und triefende Augen. Eine gewöhnliche Krankheit der, durch zu vieles Fleiſch und Suppen verwöhnten Hunde, die man aber durch bloßes Waſſer von faulen borſtorfer Aepfeln, oder Roſenwaſſer, mit etwas darunter geriebenen Bleyzucker, leicht kuriren kann.

6. Der Durchfall, dem vorzüglich die Jagdhunde wegen einer auf die große Erhitzung erfolgten Erkältung am meiſten unterworfen ſind.

7. Verſtopfungen, wobey ſich die Natur ſelbſt hilft.

8. Der Krebs, der ſich mit einem Geſchwulſt hinter den Ohren anfängt, aus welchem eine ſtinkende Materie fließt, die immer weiter um ſich frißt.

9. Der Kropf, oder Halsgeſchwulſt von ſtockenden Feuchtigkeiten.

10. Die ſchrecklichſte und gefährlichſte Krankheit der Hunde iſt die Tollheit, weil ſie ſolche ſo leicht auf Menſchen und andere Thiere bringen können. Unſtreitig iſt dieſes eines der größten leiblichen Uebel, weil der Menſch ſo leicht dazu kommen kann, und die Folgen der Waſſerſcheu gar zu ſchrecklich ſind. Wegen der Entzündung aller Theile, die zum Schlucken gehören, bekommt eben der Gebiſſene die Waſſerſcheu, und muß elendiglich verſchmachten. Indeſſen hat ſich die Vorſehung auch dabey nicht unbezeugt gelaſſen, daß wir

*) S. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 215.

wir nicht allein vorher Warnungszeichen an dem Hunde, der toll werden will; ſondern auch Mittel haben, dieſer Krankheit, ehe ſie recht zum Ausbruch kommt, und ſich das, an ſich ſchwache Gift, durch die lymphatiſchen Gefäße einſaugt, und ins Blut übergeht, zeitig beyzukommen.

So viel aber muß ich ihnen hierbey doch ſagen: daß kein Hund auf einmal und plötzlich toll wird. Es giebt Grade, auf die man aufmerkſam ſeyn muß. Der erſte, daß er ſtill traurig wird, und den Schwanz hängen läßt. Der zweete, daß er das Freſſen, und inſonderheit das Saufen ſcheuet. Der dritte, daß er ſeinen Herrn verkennt, und nach ihm beißt. Dann iſts hohe Zeit, ihn wegzuſchaffen. Iſt aber das Unglück geſchehen; ſo hüte man ſich doch, dem Patienten viel von ſeiner Gefahr vorzuſprechen, und gebrauche lieber das erſte und ſicherſte Mittel, die Wunde gleich auf der Stelle auszuſchneiden, und mit Blaſenpflaſtern einige Monate offen zu erhalten, damit das Gift nicht ins Blut übergehe *).

Ein geſunder Hund ſcheuet auch den tollen ſehr, fliehet winſelnd vor ihm, und rührt nichts von dem Freſſen an, was jener vor ſich gehabt hat.

Falſch aber iſt es, wie ich ſchon oben bemerkt habe, daß die Hunde, denen der ſogenannte Tollwurm genommen ſey, nicht toll würden. Die Erfahrung hat es genugſam widerlegt **).

Falſch

*) Mehr davon in Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 215. — Natur, Menſchenleben und Vorſehung I. S. 436=460. Journal von und für Deutſchland 1786 2ter Abſchn. S. 394.

**) S. Naturforſcher 16tes St. S. 89.

Falſch iſt es auch, daß ein gebiſſener, und toll gewordener Menſch, wie ein Hund bellen ſolle. Bloß von der Beſchwerlichkeit der entzündeten Schluckmuskeln entſtehen die widrigen Töne bey der Waſſerſcheu.

Eben ſo falſch iſt es, daß ſich das Gift zehn, zwanzig, und mehrere Jahre im menſchlichen Körper halten könne, welches durch die neueſten Unterſuchungen der erfahrenſten Aerzte, zum Troſt vieler Unglücklichen, gänzlich widerlegt iſt. In Amerika ſollen die Hunde gar nicht toll werden. Eben ſo merkwürdig iſt es, daß in einem ſo dürren Klima, als auf der Inſel Sardinien, wo oft an einem Orte über 4000 Hunde gehalten werden, doch nur in einer Zeit von mehr als 8 Jahren, das Beyſpiel eines völlig toll gewordnen Hundes vorgekommen iſt. Zur Urſache giebt man an, weil alle Junge vom erſten Wurfe einer Hündin weggeworfen werden, indem man ſolche für geneigter zur Tollheit hält *).

Da in Europa nach ſehr kalten Wintern die Hunde toll werden; ſo iſt doch die Hundswuth in ganz Grönland unbekannt **).

Dießmal will ich mit den Krankheiten der Hunde ſogleich

ihre Feinde

verbinden, die ihnen nachzuſtellen pflegen. Dahin gehören

1. Weſpen, Fliegen und Mücken; inſonderheit die Bremſen oder Stechfliegen, welche die Pferde peinigen (Tabanus). Sie ſetzen ſich ihnen in großer

 Menge,

*) S. Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 55.
**) S. Pennants Thiergeſchichte der nordl. Polarländer I. 42. *Fabricii* Faun. Grönl. 19.

Menge, beſonders hinter die Ohren, wo der Hund nicht hinkommen kann, ſaugen ihnen das Blut aus, und verurſachen eine Art von Grind.

2. Die gelblichten Kuhmilben, (Hundeläuſe, Hundsteken, Acarus *Ricinus*), ingleichen die grauröthlichen Hundemilben, (Acarus *Reduvius*) graben ſich alten und grindichten Hunden gern in die Haut; wohl gar in die Ohren. So bekam ich kürzlich von einem kleinen Bologneſer einen Reduvius aus dem Ohr, in der Größe einer Saubohne.

3. Zuweilen ſind ſie auch mit unzählichen kleinen Hühnerläuſen, oder Zangenläuſen, (Ricinus), die ihnen kahle Flecke freſſen, überſäet.

4. Daß auch die Filzlaus, Pedic. Pubis, le Morpion, die ſonſt nur bey Menſchen angetroffen wird, die Hunde zuweilen ſo plage, daß ſie auf keiner Stelle zu bleiben wiſſen, hat erſt ein berühmter Entomologe bekannt gemacht *).

5. Mit Flöhen ſind die Hunde vorzüglich geplagt, beſonders die Budel mit den wollichten Haaren, worinn ſie ſich recht fortpflanzen können. Man iſt zwar der Meynung: es ſey der Hundesfloh etwas heller an Farbe, als der menſchliche; allein es iſt eine und eben dieſelbe Art, die an den Menſchen ſehr gut fortkommt. Die blaßgelben bey den Hunden ſind die, welche noch nicht gar zu lange in der Welt geweſen ſind.

6. Von den Spul- und Bandwürmern der Hunde hab' ich ſchon oben bey der Zergliederung und Unterſuchung der innern Theile das nöthige beygebracht.

Die

*) Fr. v. P. Schrank in den Schr. der berl. Geſellſch. Naturf. Fr. II. 315.

Die Eigenheiten,

die der Hund vor andern Thieren hat, will ich erſtlich nach Linné's meiſterhafter Kürze anführen; zweytens ſolche erläutern, und mit Beyſpielen, Geſchichten und Anekdoten beſtätigen.

1. Der Hund, ſagt der ſchwediſche Naturforſcher, frißt Fleiſch; auch aus dem Pflanzenreiche zubereitete Mehlſpeiſen; aber keine Kräuter. Er verdauet Knochen, frißt Gras, um ſich zu brechen, und das iſt ſeine Kur. Seinen Unrath ſetzt er auf einen Stein. Dieſer, oder der weiße Entian, iſt das ſtärkſte ſchweißtreibende Mittel. Er ſäuft leckend. Seinen Urin läßt er an die Wand, oft hundertmal, wenn er mit ſeinem Herrn läuft. Andern Hunden riecht er unter den Schwanz. Er hat den ſtärkſten Geruch, wenn die Naſe feucht iſt.

Er läuft ſtets zur Quer, und auf den Zehen. Er ſchwitzt nicht; erhitzt läßt er die Zunge hangen. Beym Niederlegen geht er erſt ein Paarmal im Kreiſe herum. Er ſchläft ſehr leiſe, und träumt. Beym Erwachen gähnt er.

Gegen Mitbuhler bey einer Hündin iſt er grauſam. Die läufiſche Hündin hält es mit allen, und beißt alle ihre Galane; ſie kein einziger. Trächtig iſt ſie 63 Tage, und wirft vier bis achte. Die Männchen ſehen nach dem Vater, die Weibchen nach der Mutter.

Unter allen das treueſte Thier gegen den Menſchen. Er wohnt unter ihnen. Beym Eintritt des Herrn ſchmeichelt er ihm, und leidet es nicht, daß ihn Jemand antaſte. Beym Ausgehen läuft er voran, und ſieht ſich auf dem Scheidewege nach ihm um. Er iſt ſehr gelehrig; ſucht das Verlorne, iſt bey Nacht Wäch-

 ter,

ker, zeigt es an, wenn ein Fremder kommt, und bewacht die Waaren.

Die Heerde hält er von den Aeckern ab, treibt die Rennthiere zuſammen, und beſchützt Rinder und Schafe vor den wilden Raubthieren; nimmts mit dem Löwen auf, verjagt die wilden Thiere, ſteht vor den wilden Enten, und treibt ſie durch Zuſpringen ins Netz. Das erlegte Wildpret trägt er zum Jäger, ohne ſich daran zu vergreifen.

In Frankreich dreht er den Bratſpieß, und in Sibirien zieht er den Schlitten. Bey Tiſche bettelt er. Hat er was verſehen; ſo zieht er den Schwanz krumm, und verkriecht ſich. Beym Freſſen iſt er neidiſch. Unter ſeinen Hausgenoſſen ſpielt er den Herrn. Der Bettler Feind. Unbekannte bellt er an, ohne zu beißen. Durch ſein Lecken heilt er Wunden, Podagra und Geſchwüre. Bey der Muſik heult er. Er beißt in den vorgeworfenen Stein. Bey Veränderung des Wetters iſt er krank, und ſtinkt. Hat den Bandwurm, wird toll, und verbreitet durch ſeinen Biß die Wuth. Zuletzt wird er blind, und beißt ſich ſelbſt.

Von empyreumatiſchem Oehl unter den Schwanz geſtrichen, ſchreyet er ſehr. Er bekommt oft einen giftigen Naturfluß. Die Mahumedaner verabſcheuen ihn. Er iſt ein Märtyrer der Zergliederungskunſt geworden, um ſich von dem Umlauf und Ergießung des Bluts, von den Milchgefäßen, von zerſchnittenen Nerven, u. ſ. w. richtigere Begriffe zu machen.

2. Die merkwürdigſten dieſer Eigenſchaften wollen wir nun zweytens noch erläutern, und mit einigen Geſchichten beſtätigen.

2. An dem Hunde haben wir, im Winter und Sommer, einen lebendigen Barometer, — einen richtigen Wetterpropheten. Von der Veränderung des Wetters hat er eine ſo ſtarke Vorempfindung, daß davon ſein eigener Körper, und zwar wider ſeinen Willen, Merkmale von ſich giebt.

So bald es umwettern will, wird er launiſch, ſchläft viel, und iſt gar nicht aufgereimt. Kollert es ihm, ſelbſt im Schlafe, dergeſtalt im Leibe, als wenn Erbſen in einer Blaſe geſchüttelt würden, ohne daß er eben ſchmerzhafte Empfindungen dabey äußerte; ſo erfolgt gewiß Sturm und Ungewitter, auch lange anhaltende Regen. Nicht immer aber erfolgt ſchlechtes Wetter, wenn er Gras frißt. Oefters geſchiehet ſolches bey dem anhaltendeſten trockenſten Wetter, und, wie ich oben ſchon erinnert habe, mehr aus Unverdaulichkeiten des Magens, als aus Vorempfindung des Wetters.

Hirten- Schäfer- und Jagdhunde, die mehrentheils im Freyen leben, und mehr der Luft ausgeſetzt ſind, empfinden die Veränderungen des Wetters faſt noch ſtärker, als die Stubenhunde, und die Jäger ſo wohl als Hirten können ſich darnach ſo gut richten, als wenn ſie, meine Leſer! aus der Unruhe ihres lebendigen Fiſchbarometers in der Bouteille mit Waſſer und Sande, des Peizkers (Cobitis foſſilis), Umwetter prophezeyen.

In meiner Jugend, da ich viel mit Jägern umgieng, iſt es oft geſchehen, wenn wir im Herbſt des Morgens früh auf die Jagd gehen wollten, daß es dem, noch unter dem Ofen liegenden Hühnerhunde dergeſtalt im Bauche lärmte, als ob eine Orgel gienge. Der Jäger pflegte uns alsdann übel zu tröſten, und ſo ſchön

und heiter das Wetter des Morgens, ſo neblicht wurde es nach einigen Stunden, und gegen Mittag fiel ein ſtarker Regen ein.

Von der Vorempfindung der Gewitter hab' ich ſelbſt vor einigen Jahren auf einem Dorfe, an einem Schäferhunde, eine der merkwürdigſten Erfahrungen erlebt. Als der Schäfer des Morgens früh austreibt, weiß er nicht, was ſeinem Hunde fehlt. Er will nicht folgen, und läuft am Ende gar davon. Noch an demſelbigen Vormittage kommt ein ſtarkes Gewitter, und erſchlägt den Schäfer unter einem Weidenbaum. Die Schwiegerältern des Mannes kommen von einem benachbarten andern Dorfe, und bringen den Hund mit, zu denen er hingelaufen war, und wohin ihn das Vorgefühl des Gewitters getrieben hatte.

b. Die Unterſcheidungskraft des Hundes durch alle ſeine Sinne, beſonders durch den Geruch, geht in der That ſehr weit. Im Hauſe kennt er alle Leute aufs genaueſte, beſonders ſeinen Herrn, diejenigen, die ihn füttern, oder ſich ſonſt mit ihm abgeben. Vorzüglich gilt dieſes von dem Herrn, mit dem er ausgeht, oder Reiſen macht.

An der Stimme kennt er ihn nicht allein; ſondern er weiß jedes Kleidungsſtück deſſelben, vom Hute bis zum Handſchuh, und bis zur Schuhſchnalle zu unterſcheiden. An den Minen ſieht ers ihm an, ob er böſe oder freundlich iſt. Iſt das letzte; ſo ſpringt er freudig um ihn herum, auch wohl an ihm in die Höhe, wedelt mit dem Schwanze, und die Freude blitzt ihm aus den Augen. Eine finſtre Mine oder hartes Wort, und er kriecht zuſammen, legt ſich zu ſeinen Füßen, winſelt, und hat ſich jämmerlich, wenn er auch nichts verbrochen

hat. Hat er aber was verſehen; ſo fühlt ers eher, als es andere merken, verſteht es, wenn davon geſprochen wird: und, ſagt einer etwa laut: das hat der Hund gethan; ſo macht er ſich entweder unſichtbar, oder eilt nach der Thür.

Seinen alten Herrn kennt er wieder, wenn er auch viele Jahre von ihm weg iſt. Der Hofhund kennt nicht nur alle Leute im Hauſe; ſondern auch alle Nachbarn und Bekannte, die ein- und ausgehen. Kommt aber ein Fremder oder Bettler; ſo knurrt und bellt er.

Daß die Hunde dem Scheine nach die Sprache verſtehen, beweiſen verſchiedene Exempel. Ich hatte einen kleinen Hund, der gar zu gern mit auslief, wenn ich ſpatzieren gieng. Da ich ihn einmal nicht mitnehmen wollte, ſagte ich zu meiner Gattin: Fidel ſoll dießmal zu Hauſe bleiben, ohne mich nach ihm umzuſehen, wo er war. Der Hund war unſichtbar, als wir weggiengen. Als wir aber ein Paar Straßen heruntergegangen waren, ſtand er ſchon an der Ecke, und lauerte auf uns. Auf das Wort: der Hund ſoll zu Hauſe bleiben, hatte er das ſicherſte gewählt, und war voraus gelaufen.

Hab' ich doch einen Hund gekannt, der den Ton der Schlüſſel unterſcheiden konnte, wenn die Hausfrau auf die Kammer zu den Haſelnüſſen, oder in den Keller zu andern für ihn appetitlichen Sachen gieng. So bald ſie mit dieſen Schlüſſeln klingelte, war er gleich bey der Hand. Nahm ſie andere; ſo blieb er ruhig liegen.

c. Von den heftigen Leidenſchaften des Hundes: Neid, Zorn, Wuth und Rache, wird Jeder Proben genug geſehen haben. Ein einziger Knochen kann unter

einer

einer ganzen Schaar ein Zankapfel werden, daß ſie ſich weidlich herumbeißen. Und was für Liebeskämpfe entſtehen nicht unter den Rivalen um einer Hündin willen.

Daß der Hund eine lebhafte Einbildungskraft beſitze, davon haben wir mehr, als eine Erfahrung. Wie oft träumt er ordentlich, wie ein Menſch träumen kann; die Bilder des Traums aber beziehen ſich allezeit auf ſeine Lebensart. Iſt es Zorn; ſo brummt und knurrt er. Iſt es Liebe; ſo thut er freundlich. Ja! der Jagdhund giebt öfters, obgleich nur ſchwach, im Schlaf die Töne an, mit welchen er das Wild zu verfolgen gewohnt iſt.

Hat man doch Beyſpiele, daß ſich eine trächtige Hündin an andern Thieren, wie man es zu nennen pflegt, ſoll verſehen, und wunderbar geſtaltete Geſchöpfe zur Welt gebracht haben.

Die erſte Geſchichte davon erzählt Frontom *) von einer Hündin, welche drey Junge mit Papageyköpfen geworfen habe, weil ſie vorher von einem Papagey ſey ſtark gebiſſen worden.

Die zwote habe ich ſelbſt erlebt. Ein Elephant kommt bey Halle durch Paſſendorf. Ein kleines trächtiges Hündchen, das ein Frauenzimmer bey ſich gehabt, riecht ihm an den Rüſſel. Der Elephant ſchlägt nach ihm, worüber es ſo erſchrickt, daß es zitternd und bebend zurückfährt. Bey dem Wurf fällt ein Junges männlichen Geſchlechts, deſſen Naſe in einen wahren Elephantenrüſſel, von wenigſtens 1½ Zoll Länge, verlängert war. Ich habe das Stück in Weingeiſt ſelbſt

*) Hiſtoire et Memoires de l'Academie royale des Sciences, des Inſcriptions, et belles lettres de Toulouſe Tom. I. 1782.

ſelbſt eine geraume Zeit unterſucht, und ausgemeſſen, und der jetzige Beſitzer davon iſt der berühmte Entomologe, Hübner zu Halle.

d. Die Gelehrigkeit des Hundes iſt ſehr groß: er mag dazu Naturfähigkeiten haben, oder durch Kunſt abgerichtet ſeyn. Ich habe eine ganze Geſellſchaft verkleideter Hunde geſehen, die nach Muſik ordentlich tanzten. Der große Leibnitz überſandte der pariſiſchen Akademie eine Nachricht, daß ein Hund, der einen Bauerjungen zum Sprachmeiſter hatte, verſchiedene Wörter, als Thee, Kaffe, Aſſamblé, u. ſ. w. ſehr vernehmlich auszuſprechen gelernt habe.

Ein ähnliches Exempel hat Hanov *) angeführt. Einen kleinen Hund hatte ſein Herr in holländiſcher und franzöſiſcher Sprache ſo abgerichtet, daß er über hundert Fragen, nicht durch die Stimme; ſondern durch einzelne vorgelegte Buchſtaben, beantworten konnte: z. E. Wer hat Rom erbauet; ſo legte der Hund die Buchſtaben: Romulus, zuſammen. Er gieng dabey immer um ſeinen Herrn herum, der ihm auch zuweilen zurief: pas bien, unrecht, wenn er ſich vergriffen hatte. Ja! er machte ſeine Künſte auch, wenn ſein Herr nicht im Zimmer war. —

e. Große Klugheit äußert der Hund, wie ſie irgend ein Thier äußern kann, zumal wenn es auf Appetit ankommt, oder wenn er in Gefahr und Verlegenheit iſt. Bey einem Landprediger hatte ſich ein Hund angewöhnt, ihm allezeit nach Tiſche, wenn er in den Garten gieng, den Bierkrug auszuleeren, und den abgenommenen Deckel ſorgfältig wieder aufzuſetzen; hernach aber ſich ruhig hinzulegen. Der Verdacht fiel anfäng-

*) Seltenheiten der Natur und Oekonomie III. 670.

anfänglich auf das Geſinde. Da man aber davon einmal mit Heftigkeit in der Stube ſprach, ſchlich ſich der Hund auf eine Art heraus, daß man ihn für den Thäter hielt, und ihn auch bald hernach auf der That ertappte.

Ich habe einmal auf der Univerſität einen Hund geſehen, der ſo abgerichtet war, daß er in einem Körbchen alles vom Markte holte, was auf dem eingelegten Zettel ſtand. Einſt wurde er zum Fleiſchhauer geſchickt, eine Bratwurſt zu holen, um zu ſehen, wie er ſich dabey nehmen würde, wenn die andern Hunde ſeine Tracht witterten, und ihn umringten. Kaum war er mitten auf dem Markte; ſo meldeten ſich ſchon verſchiedene Kameraden zu der Wurſt. Sogleich ſetzte er ſein Körbchen hin, ſtellte ſich davor, und wehrte ſich tapfer. Da er aber ſahe, daß er übermannt war, war er auch der erſte, der anpackte, und fraß.

In einer großen Reſidenz wurden auf Befehl von dem Abdecker alle Hunde, welche nicht das Zeichen des genommenen Tollwurms trugen, entweder todt geſchlagen, oder eingefangen, und in einen großen Schuppen eingeſperrt. Die Hunde trieben, wie leicht zu erachten, einen gewaltigen Lärm, da ſie faſt aus allen Nationen zuſammengeſchleppt waren. Ein Budel unter ihnen, der ſich von dem gemeinen Pöbel abſonderte, und den Philoſophen ſpielte, ſaß in einer Ecke, und überlegte die Umſtände ruhiger. Er bemerkte die Art und Weiſe, wie die Thür auf- und zugemacht wurde. Ganz gelaſſen gieng er hin, ſprang mit den Pfoten auf den Drücker, öffnete die Thür, ſahe ſich nach dem unruhigen Haufen um, und gieng großmüthig voran. Im Triumph führte er ſeine Geſellſchaft aus, und zum

Thor

Thor hineln; aber mit ſolchem Lärm, daß die Wache, welche die Ankunft einer Hundearmee nicht begreifen konnte, ins Gewehr trat. Ein Jeder lief nun wieder zu ſeinem Herrn.

f. Von der Treue der Hunde will ich ihnen noch drey merkwürdige Geſchichten erzählen.

Ein Jäger bey Halberſtadt vermißte um Michaelis, Abends an einem Sonntage, ſeine beyden Hunde: einen männlichen Dachshund, und einen kleinen Budel. Der letztere kam zwar des Abends wieder, war aber ſehr unruhig, lief immer nach der Thür, und, kaum war der Tag angebrochen, nach dem Stadtwege. Hier begegnete ihm der Kutſcher eines Herrn aus der Stadt mit einem großen Budel, wohl zu merken, dem Vater dieſes kleinen, der bisher ſo unruhig geweſen war. Er ſpringt ihm frölich entgegen, und giebt ihm viele Zeichen, daß er ihm folgen ſollte, welches auch endlich geſchiehet. Er läuft voran in die Berge nach einem Kaninchenbau, wo der kleinere hineinkriecht, und kratzt, der große aber ihm hilft.

Des andern Morgens früh entſtehet vor dem Hauſe des Jägers ein gewaltiger Lärm, daß man glaubt: es wären Diebe da. Als die Thür geöffnet wird, ſpringt der kleine und große Budel frölich hinein, und hinten nach kommt der vermißte, und ganz ausgehungerte Dachshund. Dieſer war in dem Kaninchenbaue verſchüttet. Sein Kamerad, der kleine Budel, wollte ihn retten, fand ſich aber allein zu ſchwach dazu, munterte den, zu rechter Zeit kommenden Vater, dazu auf, und nun führten ſie beyde im Triumph den Geretteten nach Hauſe. Wer kann noch ſagen, daß die Thiere keine Seelen haben?

Eine ähnliche Geſchichte hat mir der oben gedachte Cand. Borntrüger mitgetheilet, die ſich bey einem Amtmann im Hoyaiſchen zugetragen hat. Zween Dachshunde haben die Gewohnheit, in den benachbarten Holzungen auf die Jagd zu laufen, und der eine iſt ſo unglücklich, mit der einen Vorderpfote in ein Fuchseiſen zu gerathen. Vergeblich bemühet ſich der andere, ihn zu erretten. Da er nichts ſchaffen kann; ſo kommt er ganz außer Athem auf den Hof gelaufen, daß ihm die Zunge aus dem Halſe hängt, ſpringt an dem Verwalter in die Höhe, winſelt erbärmlich, läuft vorwärts, kehrt wieder um, da ers nicht merken will, thut immer ängſtlicher, bis er endlich aus der gar zu großen Unruhe des Thiers ſchließt: es müſſe etwas beſonderes vorgefallen ſeyn, und ihm folgt. Nun verwandelt ſich ſeine Unruhe in die größte Freude, und Ungeduld, daß ihm der Verwalter nicht ſo geſchwind, als er wünſcht, folgen kann. Indeß führt er ihn über Stock und Stein, durch Büſche, Hecken und Moräſte endlich an den Ort, wo der arme Gefangene in dem Fuchseiſen ſitzt, der denn auch glücklich erlöſet wird.

Im Jahr 1729 war ein großer Budel, der alles aus dem Waſſer holte, ſeinem Herrn, einem königlichen Kommiſſär, nach Gatersleben im Fürſtenthum Halberſtadt, nachgelaufen. Ueber Tiſche kam er ſtürmend, ſchnaubend, und ganz naß in den Saal, und meldete ſich mit ungeſtümen Bellen bey dem Herrn. Dieſer befahl einem Bedienten, ihn herauszujagen. Er wieß ihm die Zähne, und wich nicht. Vielmehr kehrte er ſich wieder zu ſeinem Herrn, zerrte ihn beym Rocke, bellte ohne Aufhören, lief nach der Thür, kam zurück, und wiederholte ſolches beſtändig.

Der

Der Herr gab ihm ein Stück Fleiſch; allein er trat zurück, ſchüttelte mit dem Kopfe, und lief wieder nach der Thür. Dieß machte den Herrn aufmerkſam, und da der Hund triefend naß war; ſo ſagte er: es muß etwas ſonderliches vorgefallen ſeyn, ſtand auf, und folgte ihm mit der ganzen Geſellſchaft. Der Hund voran, und nach der Brücke vor dem Amthofe. So bald er da angekommen war, ſprang er ins Waſſer, und ſchwamm nach einer kleinen Sandinſel zu.

Ein ſiebenjähriges Mädchen ſtand mit kläglichem Geſchrey und Händeringen auf der Brücke, und erzählte: „ſein dreyjähriges Brüderchen ſey von der Brücke ins Waſſer gefallen. Der große ſchwarze Hund da — habe auf der Brücke gelegen, und geſchlafen — ſey aber dem Kinde gleich nachgeſprungen, habe es todt gebiſſen, und auf den Sandhügel getragen.“

Als die Geſellſchaft dahin ſahe, erblickte ſie das Kind. Der Budel ſtand bey ihm, leckte ihm beſtändig die Hände und das Geſicht, und ſahe ſich dabey immer nach ſeinem Herrn um, ob ers bringen ſolle. Dieſer rief ihm zu: Kuſch! Gleich legte er ſich bey dem Kinde nieder, und fuhr fort es zu lecken. —

Das Kind wurde ſogleich durch einen Kahn abgeholt, und wieder zum Leben gebracht. Der Hund hatte es im mindeſten nicht beſchädiget, ſondern bey den Kleidern dahin getragen. —

Dieß alles hatte der treue Hund ſeinem Herrn im Saale anzeigen wollen.

Noch im vorigen 1789ſten Jahre hat ſich ein Hund durch ſeine Treue empfohlen, und ſeinem Herrn das Leben gerettet. Bey dem tiefen Schnee, der da-

mals lag, gieng der Schulze von Laiſingen *), Johann Schurer, an einen benachbarten Ort, und da er etwas zu viel Wein zu ſich genommen hatte; ſo war er ſo unglücklich, in einen Graben zu fallen. Ein großer Hund, den er bey ſich hatte, gab ſich alle Mühe, ſeinen Herrn mit den Zähnen herauszuziehen; aber umſonſt. Hierauf lief er nach Hauſe, zerrte des Schulzen Sohn beym Kleide, winſelte, lief vor das Haus, und gab es deutlich genug zu verſtehen, daß er ihm folgen ſollte. Dieſem ahndete der Vorfall, und folgte dem getreuen Führer, der ihn auch an gedachten Graben brachte, wo der Vater im tiefen Schnee ſteckte, den er halb todt herauszog, und zum Leben brachte. Vor nicht gar langer Zeit, heißt es weiter in dieſer Nachricht, wurde ein Jagdhund auf dem Grabe ſeines Herrn todt gefunden, welches er zwey Jahre ununterbrochen, alle Tage eine Stunde beſuchte."

Der Hund aber iſt nicht nur im Leben, ſondern auch im Tode ſeinem Herrn getreu. Unter allen Geſchichten, die davon erzählt werden, will ich nur eine, aber gewiß die merkwürdigſte, anführen **).

„Bey dem Städtchen Nemours und Montargis ſteht ein ſehr altes Schloß von Karl V. An einem der Kamine zeigt ſich in halberhabener Bildhauerey der Zweykampf zwiſchen einem Menſchen und einem ſehr großen Hunde, vor vielen tauſend Menſchen, wovon die Geſchichte 1371 den 8ten Oktober aufgezeichnet iſt ***)."

„Ein

*) S. Jenaiſche politiſche Zeitung 1789 Intelligenzblatt Nr. 30.

**) S. Blainville Reiſebeſchreibung 5 B. S. 107.

***) Aus des de la *Colombiere* Theatre d'honneur et de Che-

„Ein Hofjunker Karls V, Ritter Macaire, wurde über einen ſeiner Kameraden, Aubry von Montdidier eiferſüchtig, weil er bey dem Könige in großen Gnaden ſtand. Er legte ihm allerley, aber vergebliche Schlingen. Endlich traf er ihn einmal im Walde; da er nichts, als einen Windhund am Stricke führte, ermordeter ſeinen vermeynten Feind, und vergrub ihn auf der Stelle in der Erde.“

„Hierauf gieng er an den Hof zurück, und ließ ſich nichts merken, weil er glaubte, daß ihn Niemand verrathen könnte. Allein er hatte den Hund aus der Acht gelaſſen. Dieſer blieb ſo lange auf ſeines Herrn Grabe liegen, bis ihn der Hunger nöthigte, nach Paris zu laufen, wo er ſich bey ſeines vorigen Herrn Freunden einfand, ſich ſatt fraß, und dann eilfertig wieder mit einem beſondern Geheul in den Wald zum Grabe lief. Da er dieſes öfter that; ſo erregte es Aufmerkſamkeit, und es wurden einige dadurch bewegt, ihm nachzuſpühren.“

„Sie fanden ihn auch im Walde an einem Orte, wo die Erde friſch aufgegraben zu ſeyn ſchien. Man fand den ermordeten Leichnam bald, der ſtandesmäßig beerdiget wurde; Niemand aber hatte die allergeringſte Vermuthung auf den Mörder.“

„Einer der Verwandten des Entleibten nahm indeß den treuen Hund zu ſich, und da geſchahe es, daß er bey dieſem einmal herlief, als er den Mörder mitten

 unter

Chevallerie. Tom. II. Chap. 23. p. 300, die er aus einer alten Handſchrift genommen hat. *Montfaucon* hat auch in ſeinen Monuments de la Monarchie françoiſe Tom. III. p. 6. nach einem alten Kupferſtich von 200 Jahren, eine Abbildung von dieſer ſo ſeltſamen, als feyerlichen Hundegeſchichte gegeben.

unter der adelichen Armbruſtſchützengarde des Königes erblickte. Voll Wuth ſchoß er auf ihn zu, und ſprang ihm nach der Kehle. Man jagte zwar den getreuen Rächer durch Prügeln weg; aber er kam immer wieder, und, wenn er weiter nichts thun konnte; ſo bellte er ihn doch beſtändig an, ſo oft er ihm begegnete.“

„Allein dabey blieb es nicht; ſondern der Hund ſuchte ihn beſtändig auf, und fiel ihn an, wo er ihn fand. Daher fieng man endlich an, auf ihn Verdacht des Mordes zu werfen. Der Adel, der dieſen Hund kannte, entdeckte dem Könige die Sache, und dieſer war ſo neugierig, daß er es ſelbſt ſehen wollte. Er befahl daher, daß ſich alles am Hofe verſammeln, und den Verdächtigen unter dem großen Haufen verbergen ſollte.“

„Der Hund wurde hierauf in aller Stille herbeygebracht; aber den Augenblick fand er auch aus allen den Mörder heraus, und fiel ihn unter einem gräßlichen Gebelle und Geheule mit verdoppelter Wuth an, gleichſam als wenn er Rache vom Könige forderte.“

„Dieſem weiſen Herrn kam die Sache bis zum Erſtaunen wunderbar vor, und der Hund wurde ſeines Wunſches gewährt. Da ſich über dieſes noch andere Anzeigen hervorthaten; ſo ließ der König den Ritter allein vor ſich kommen, ſtellte ihm die ſtärkſten Gründe des Verdachts vor, und redete ihm gütig zu, die Wahrheit zu bekennen. Allein aus Furcht vor der Strafe leugnete er hartnäckig, daher der König bewogen wurde, nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten, die Entſcheidung auf einen Zweykampf ankommen zu laſſen, in welchem Gott die Wahrheit entdecken würde.“

„Es wurde daher, wie das Bild zeigt, auf der Inſel unſrer lieben Frauen zu Paris ein runder Platz mit einem Geländer umfaßt, und für den König und den Hof ein offener Pavillon — zu beyden Seiten mit Trompeterchören — aufgerichtet. Auf dieſem Platze erſchienen die beyden Kämpfer: der Hund und Macaire.“

„Nach dem Bilde war der letztere mit einem Panzerhemde verſehen; in der linken ein Schild, und in der rechten ein großer Prügel; der Kopf aber bloß. Der arme, aber herzhafte Hund hatte keine andere, als ſeine natürlichen Waffen. Im Nothfall hatte man zu ſeiner Erholung eine Tonne ohne Boden auf den Platz gerollt. Dieſes tapfere Thier erwartete den Anfall ſeines Feindes nicht; ſondern ſtürzte ſich raſend auf ihn zu. Damit es aber vor dem Prügel ſicher wäre; ſo ſprang es eine geraume Zeit immer um ihn herum, bis es ſeine Gelegenheit erſahe, ihm an die Gurgel ſprang, und ihn ſo gut faßte, daß es ihn zu Boden riß.“

„Nun ſchrye der Miſſethäter um Gnade, und verſprach, alles zu bekennen. Als der Hund weggebracht war, geſtand er, daß er in keines andern, als dieſes Hundes Gegenwart die That verrichtet habe, — und empfieng ſeinen Lohn.“

Eine ganz ähnliche Geſchichte trug ſich mit einem Papierhändler 1718 zu, der auf einer Reiſe von Marſeille nach Toulon in einem Walde ermordet wurde. Niemand konnte den Thäter entdecken, bis endlich der Sohn des Entleibten, nach geraumer Zeit, mit dem Hunde, den der Vater bey ſich gehabt hatte, auf ein Ballhaus, in eine große Geſellſchaft kam, wo der Hund ſogleich einen Menſchen darunter mit der grim-

migſten Wuth anfiel, und nicht abzubringen war. Dieß machte den Menſchen verdächtig. Es wurde der Obrigkeit angezeigt, — der Menſch in Verhaft genommen, und ehe er noch zu dem Gefängniß kam, geſtand er die That *). Eins der älteſten Beyſpiele von der Treue des Hundes hat Plinius angeführt **), und es kommt dem vorigen ziemlich nahe.

„Das merkwürdigſte Beyſpiel unſerer Zeit findet ſich in den Akten des römiſchen Volks. Unter dem Conſulat des Appius Junius und P. Silius wurden in dem Prozeſſe, der den Nero, einen Sohn des Germanicus betraf, Titus Sabinus, und ſeine Sklaven zur Strafe gezogen.“

„Der Hund eines dieſer Sklaven konnte von dem Gefängniß ſeines Herrn nicht weggebracht werden, wich auch nicht von deſſen Körper, als er von den gemitoriſchen Stufen herabgeſtürzt wurde, und erhob, bey einer großen Menge umſtehender Zuſchauer ein klägliches Gewinſel. Ein Stück Brot, das ihm einer zuwarf, nahm er, und legte es ſeinem todten Herrn vor den Mund. Als der Leichnam darauf in die Tiber geworfen wurde, ſchwamm er hinter her, und bemühete ſich, ihn über dem Waſſer zu erhalten. Eine große Menge Volks ſtrömte herbey, die Treue dieſes Thiers zu ſehen.“

g. Der Hund pflegt ſeinen Urin allezeit mit aufgehobenem Hinterfuße an die Wand, oder an einen Eckſtein zu laſſen, und im Felde kein Hügelchen, oder Strauch vorbeyzugehen, den er nicht benetzen ſollte. Ver-

*) S. Hennings von Ahndungen der Thiere. S. 38. 136.

**) Naturgeſchichte von Groſse 8 B. 61 Kap.

Vermuthlich muß er in dieſer Art von Stellung eine Erleichterung finden. Dieſe Eigenſchaft war in den älteſten Zeiten ſchon bekannt. Daher wurde in der Bibel davon die Beſchreibung des Hundes genommen, ohne ihn zu nennen. Bey den Drohungen von der Ausrottung eines Volks heißt es oft: es ſoll auch nicht übrig bleiben, der an die Wand mingirt.

Bey dem freyen Umlaufen im Felde geſchiehet das Benetzen der Steine, Hügel und Sträucher, welches zuletzt kaum noch einige Tropfen ſind, wohl deswegen, um bey der Rückkehr daran allezeit die Spur des rechten Weges zu haben.

h. Der Hund kann nicht anders, als mit gemollter Zunge leckend ſaufen. Die Natur ſcheint ihm wohl deshalb dieſe Eigenſchaft gegeben zu haben, weil er bey ſeinem Gebrauch und Geſchäften für den Menſchen nicht immer ſo viel Waſſer haben kann, daß ers mit vollem Maule ſchöpfen könnte. Er würde alſo beſonders auf der Jagd verſchmachten müſſen, wenn er nicht auch das Bischen, in der Fahrgleiſe zuſammengelaufene Waſſer mit der Zunge auslecken könnte. Durch das Nehmen des ſogenannten Tollwurms, wie ich oben bemerkt habe, wird ihm, zum Nachtheil ſeiner Geſundheit, dieſes Geſchäfte offenbar erſchwert.

i. Jeder zornige Hund beißt in den ihm vorgeworfenen Stein. Die Erwartung ähnlicher Fälle iſt ihm ſehr bekannt. Er hat von den Bettlern und Jungen den Stein ſchon oft gefühlt, und der wütendeſte Hund weicht zurück, wenn man ſich bückt, als ob man einen Stein aufnehmen wollte. Sagt doch Plinius *) ſchon;

*) 8tes B. 61tes Kap. Mehrere Beyſpiele dieſer Art von ſolchen ſeltſamen Handlungen der Hunde, und der Intelli-

ſchon; ihr Zorn, wenn ſie einen Menſchen anfallen, wird vermindert, wenn ſich dieſer auf die Erde ſetzt.

k. Der Hund hat ſehr empfindliche Augen- und Gehörnerven. Wie oft ſieht man nicht, daß ein Hund im hellen Mondſchein ſtehet, und den vollen Mond anbellt? Eben ſo fährt er wütend auf ungewohnte Geſtalten los. Starke Muſik, blaſende Inſtrumente, inſonderheit das Geläute der Glocken, wirkt, vorzüglich bey jungen Hunden, dergeſtalt auf ihre Nerven, daß ſie empfindlich heulen, und alle Augenblick Urin laſſen. Sobald ſich in einem Dorfe das Nachtwächterhorn hören läßt, ſo bellen und heulen alle Hunde.

l. Der Hund hat auch die Eigenheit, daß er das Umrollen der Wagenräder nicht leiden kann. Daher er immer hinter einen ſchnell fahrenden Wagen herläuft, und die Hinterräder anbellt, weil er bey den Vorderrädern der Peitſche nicht trauet.

m. Eine ganz beſondere Eigenheit muß ich noch anführen, die ich ſelbſt erſt kürzlich, am 16ten September 1790, in Thale an zween Jagdhunden, Mutter und Tochter, mit meinen Augen geſehen habe, nämlich dieſe: daß die Mutter die Tochter flöhete. Das Manöver war ſo. Die Mutter ſtörte mit der Naſe in den Haaren der Tochter und wo ſie Flöhe witterte, wußte ſie ſolche ſehr geſchickt mit den Zähnen in den Haaren zu zerknirſchen. Beſonders ſuchte ſie ſolche unter dem Halsbande auf, und ſchob ſolches mit der Naſe

Intelligenz anderer Thiere findet man in Smith über die Natur und Beſtimmung der Thiere, und Pflichten gegen dieſelben S. 215.

Naſe zurück. Die Tochter ſtand in der Zeit ganz ſtille, und ließ ſich geruhig flöhen. Dieß daurte oft eine Stunde. Ich weiß nicht, ob ſolches ſchon bemerkt iſt.

Nutzen und Schaden.

1. Groß, allgemein und ausgebreitet iſt der Nutzen des Hundes in allen Welttheilen; zwar nicht ganz ſo nützlich und brauchbar, als das Pferd und Schaaf; aber doch in vielen Bedürfniſſen des Menſchen unentbehrlich. Ich habe ſolches ſchon durch verſchiedene Beyſpiele der Hirten, Jäger, Metzger, Fuhrleute u. ſ. w. erläutert; jetzt will ich noch einige beſondere Arten ſeines Nutzens anführen, den er uns im Leben und im Tode leiſtet.

Der Hund vertritt die Stelle des Pferdes, in Ländern, wo der Schnee das Ziehen großer Laſten erleichtert. Die Grönländer haben ſehr große, weiß und ſchwarz getigerte Hunde, mit gerade aufſtehenden Ohren. Sie ſind ſtumm, und, anſtatt zu bellen, heulen ſie nur. Dieſe müſſen ihnen die mit Seehunden beladenen Schlitten auf dem Eiſe, bis vor ihre Hütten ziehen. Vor einen Schlitten, mit ſechs Seehunden, und dem Fuhrmann, werden öfters ſechs bis zehn Hunde geſpannt. Ihre Fahrt gehet weit geſchwinder, als mit unſern Pferden. Oefters legen ſie in einem Tage 15 deutſche Meilen zurück. Aber ihre Koſt iſt erbärmlich. Sie kriegen kein ordentliches Futter; ſondern müſſen ſich ſolches ſelbſt ſuchen, und mit den abgenagten Knochen und Fiſchgräten ihrer Herren zufrieden ſeyn. Es iſt ein großes Traktament für ſie, wenn ſie einmal etwas von dem Blute und Eingeweiden eines Seehundes erhalten. Ihre gewöhnliche Nahrung

ſind Muſcheln, oder eine Art von Beeren, die man Kräkebeeren, auch Revlinger nennt.

Die Hunde in Kamtſchatka ziehen kleine Schlitten und Karren. Es iſt unglaublich, was ſie ausrichten können. Vier Hunde ziehen drey erwachſene Perſonen, und 60 Pfund Gepäcke ſehr geſchwinde fort, und ihre gewöhnliche Ladung ſind 240 Pfund.

Eine Kamtſchatkaiſche Hundereiſe muß ich noch beſchreiben *). Die Hunde ſind von der Spitz- oder Jßländer Art; aber bey weitem größer. Fünfe werden zuſammen vor den Schlitten geſpannt: zwey und zwey bey einander, und der fünfte, als der Leithund, vorn an. Die Zügel ſitzen am Halsbande. Der Kutſcher hat einen krummen Stab, womit er wirft, im Schnee dirigirt, und anhält.

Vor der Abreiſe iſt ein beſtändiges Geheule. Beym Anſpannen bellen und kläffen ſie ſchon ſo ſtark, daß man halb taub wird. So bald es fortgeht, iſt alles ſtille. Ganze Tage können ſie hungern, und dennoch binnen der Zeit 120 engliſche Meilen machen. Ihre Koſt iſt im Winter der Abfall von gedörrten und ſtinkenden Fiſchen. Den Tag vor der Abreiſe kriegen ſie ſchon nichts mehr zu freſſen, und auch nichts eher wieder, als bis die Reiſe geendiget iſt.

Im Sommer ſollen ſie in völliger Freyheit leben, und ſich ſelbſt beköſtigen. Sie leben von allem, was auf dem Felde vorkommt. Sie graben Mäuſe aus, und fangen an den Flüſſen, wie die Bären, Fiſche. Im Oktober werden ſie erſt wieder in die Wohnungen eingetrieben, und neben derſelben angebunden, damit ſie

*) S. Hiſtoriſches Portefeuille 1785. 3tes St. S. 333.

ſie einen Theil ihres Fettes verlieren, und zu den Winterreiſen fähiger werden.

Wie wohlfeil ſind dieſe Thiere gegen ein Pferd zu erhalten?

Müſſen ſie doch ſchon in Frankreich kleine Wagen mit Waaren ziehen, und den Bratſpieß, Schleifſtein, u. ſ. w. drehen.

In Norwegen werden ſie bey den Kaufmannsſtuben und Packhäuſern, auch ſchon in Danzig, ordentlich als Wächter gebraucht. Man wählt dazu die größten Racen, die des Tages friedſam, des Nachts aber grimmiger, als die Wölfe, ſind.

Außerdem gewöhnt man ſie auch in Norwegen zum Vogelfange, und zum Klettern auf ſteile Anhöhen, wohin ſonſt kein Menſch kommen kann. Mancher Pachter hält oft 16 ſolcher Vogelhunde. Sie ſind klein, lang, geſchmeidig, und haben kurze Füße. Dieſe Jagd trägt ihnen oft das meiſte ein.

Meine Leſer werden ſich der Menagerie von wilden Thieren: Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, u. ſ. w. die vor einiger Zeit durch Deutſchland kamen, erinnern. Wiſſen ſie wohl, daß allezeit unter jedem Wagen drey bis vier große engliſche Doggen an der Kette lagen, auf den Fall, daß etwan ein ſolches Thier loskäme, es anzuhalten.

So nützlich wird der Hund überall in ſo mancherley Bedürfniſſen des Menſchen!

Aber er iſt es auch dem Menſchen noch nach ſeinem Tode auf mehr, als eine Art.

Sein Fleiſch iſt in verſchiedenen Weltgegenden eßbar. Gekochte junge Hunde ſind bey den ägypti-

ſchen Frauenzimmern ein ſehr beliebtes Gerichte *). Sie glauben: es trage viel dazu bey, eine aufgeſchwollene ſchlappe Fettigkeit des Körpers zu erlangen, die hier zu den Schönheiten gerechnet wird.

Die Carthaginenſer waren vor Zeiten wegen des Hundefleiſcheſſens ſo berühmt, daß ſie daher Canarii, Hundefreſſer, genannt wurden, welche Benennung noch heut zu Tage die Zaabier im Königreich Algier führen **). Zu dieſer Klaſſe gehören auch die Chineſer, Kalmucken, Samojeden, u. ſ. w.

Zu Angola werden die Hunde gemäſtet, geſchlachtet, und auf öffentlichem Markte verkauft. Für einen großen fetten Hund werden zuweilen 22 Sklaven gegeben. So geringe wird hier die Menſchheit verkauft! Will ſich hier Jemand adeln laſſen; ſo kann er ſich durch ein Geſchenk von ein Paar fetten Hunden am leichteſten den Zutritt bey dem Könige verſchaffen.

Die Grönländer haben auf den Hundeinſeln ganze Hundekolonien von einigen Tauſenden, die ſie mit Seemooß, Muſcheln und Robbenſpeck futtern, hernach einfangen und ſchlachten.

Die Neger ſchätzen das Hundefleiſch höher, als das Fleiſch von andern Thieren. Es iſt bey ihnen ein ordentlicher Marktartikel, und ſie werden theurer, als Schöpſe und Ziegen, ja als Wildpret, bezahlt. Dieß erſtreckt ſich ſogar bis nach Nordamerika bis in die kanadenſiſchen Provinzen, wo die Wilden das Hundefleiſch eben ſo hoch, als die Neger, ſchätzen, und die europäiſchen Miſſionarien haben es öfters ohne Ekel gegeſſen.

In

*) S. Boßmanns Beſchreibung von Guinea. S. 282.

**) S. Shaw Reiſen S. 61.

In den neu entdeckten Inſeln des Südmeers, beſonders auf Otaheite, wird der, von Kräutern lebende, und in heißgemachten Steinen, gebackene Hund, wie ich ſchon oben angeführt habe, als eine große Delikateſſe, nicht nur von den Eingebornen, ſondern ſelbſt von den Europäern, geſpeiſt.

Aber in Europa werden ſie ſagen, wird doch der Hund wohl keinesweges zum Wohlſchmack gegeſſen? Darinn haben ſie Recht; ich kann ihnen aber doch davon ein Beyſpiel anführen, das ich ſelbſt erlebt habe.

Im Jahr 1785 war in dem Hauſe eines Fabrikanten, worinn viele Leute arbeiteten, ein alter, aber ſehr fetter Hund, den man gern los ſeyn wollte. Er wurde den Leuten übergeben, ihn wegzuſchaffen. Nun war aber damals keine Theurung, daß die Leute aus Noth auf ein ſolches Gerichte fallen durften; ſondern ſie bereden ſich, den ſchönen fetten Hund aus Lüſternheit und Wohlſchmack unter ſich zu verſpeiſen. Er wird geſchlachtet, und mehr, als ein Gerichte daraus gemacht. Die Eingeweide kochen ſie mit Sauer; den Kopf mit Hirſe; das übrige Fleiſch auf eine andere Art; das Zimmer wird gebraten, und ſie haben einmüthig geſtanden: es habe alles, beſonders der Braten, ſehr delikat geſchmeckt.

Es war für dieſe Leute gut, daß ſie nicht zu den Zeiten des weimariſchen Leibarztes, Fritſch, 1730, lebten: ſonſt würde er ſie gewiß, in ſeinen ſeltſamen, jedoch wahrhaftigen: theologiſchen, juriſtiſchen, mediziniſchen, und phyſikaliſchen Geſchichten *), als Inquiſiten aufgeſtellet haben. Denn daſelbſt wirft er die Frage auf: von einem Hunde, welchen ein Barbirer

*) Leipzig 4. 1730. 1 Th. S. 303.

birer nebſt ſeinem Geſellen und Lehrjungen geſchlachtet: ob dießfalls die Inquiſition ſtatt habe?

Vom Hundefett hält man zwar nicht mehr recht viel; es ſoll aber doch, beſonders von verſchnittenen Hunden, die ſehr fett werden, bey innerlichen Gebrechen gute Dienſte thun, und der Landmann gebraucht es noch, wenn er ſich verhoben hat, Blut ſpeyet, und innere Theile verletzt hat.

Die Haut aber iſt von mannigfaltigem Nutzen. Man bereitet daraus rothgegerbte Schuhe und Stiefeln. Ich habe ſelbſt davon Stiefeln getragen, da die Haarſeite inwendig war, und ſie wider die Näſſe, und bey podagriſchen oder gichtiſchen Zufällen, ſehr gut befunden. Es werden auch Stühle mit der Haut beſchlagen. Man macht daraus Reiſekiſſen, Tobacksbeutel und Mützen. Beſonders verarbeiten die Kürſchner die wollichten Felle der Budel als Unterfutter, zu Budelmützen, Mützen und Handſchuhen. Strümpfe von Fellen und Haaren kaufen die Podagriſten ſehr gern, und die Haare der Budel geben gute Hüte und Strümpfe.

Die Grönländer bedienen ſich der Hundefelle ſtatt der Bettdecken, und beſäumen ihre Kleider damit. Die Kamtſchadalen machen aus dieſem Pelzwerke ihre prächtigſten Staats- und Feſtkleider. Auch die Chineſer halten ſie in großem Werth, und kaufen oft von den Ruſſen ein Fell für einen Rubel.

In Oertern, wo vieler Saffian verarbeitet wird, als in Frankreich und der Levante, werden viele Hunde bloß um ihres ſcharfen Koths willen gehalten, damit die Häare auf der Fleiſchſeite wegzubeizen.

Von

Von den Hunden haben manche Profeſſoren in der Arzeneykunde viel gelernt. Bey Koliken von Erkältung kann man ſich keines beſſern Mittels bedienen, als daß man einen lebendigen jungen Hund quer über den Leib legt, der durch ſeine ſanfte Erwärmung große Linderung ſchafft.

Bey jungen Müttern, bey denen das Geſchäfte des Säugens noch nicht recht von ſtatten gehen will, leiſtet ein noch blinder junger Hund vortrefliche Dienſte, theils den zu ſtarken Ueberfluß der Milch wegzuſaugen, theils die Theile der Bruſt, die noch nicht recht geöffnet ſind, in Gang zu bringen.

Iſt aber eine Wiſſenſchaft, welche von den Hunden die größten Vortheile gewonnen hat; ſo iſt es die Zergliederungskunſt. Wie viele tauſend Hunde ſind nicht Märtyrer derſelben geworden! Und wie viele junge Aerzte haben nicht dadurch die richtigſten Einſichten von dem innern Bau des thieriſchen Körpers, von dem Mechanismus des Athemholens, von dem Umlauf des Bluts, von der Reizbarkeit der Nerven, u. ſ. w. bekommen.

Zu den neueſten und wichtigſten Entdeckungen gehört unſtreitig dieſe: daß der Magenſaft der Hunde, der Vögel und anderer Thiere, für äußerliche Krebsſchäden und andere faule Geſchwüre, ungemeine Dienſte leiſte *).

Allein, was ich ihnen jetzt noch ſagen will, erhöhet den Nutzen der Hunde ungemein. Ein Wundarzt auf der Inſel Domingo hat bekannt gemacht, wie er durch

*) Von dem großen Naturforſcher Spallanzani. S. Lichtenbergs Magazin für das Neueſte aus der Phyſik ꝛc. III B. 3tes St. S. 80.

durch einen Zufall darauf gekommen: daß einige Krankheiten der Menſchen auf die Thiere, durch nahen Aufenthalt um dieſelben, übergetragen würden. Er habe daher einer Dame, welche von bösartigen Flechten bedeckt, und engebrüſtig war, angerathen, zwey junge Hunde neben ſich ins Bette zu legen, und, ſo bald ſie ſähe, daß ſie von demſelben Uebel befallen würden, ſie gegen andere auszutauſchen. Die Dame that das, und in weniger als 18 Monaten war ſie völlig hergeſtellt. Vierzehn Hunde ſind auf einander gefolgt, wovon die neun erſten alle engebrüſtig geworden ſind. Hierauf hat er auch andern engebrüſtigen Damen zu Rochelle daſſelbe Mittel angerathen, und ſie ſind alle geneſen *).

Wenn der Hund nicht der Gefahr, toll zu werden, unterworfen wäre; ſo würde ſein Schaden gegen den Nutzen, den wir von ihm haben, faſt für nichts zu achten ſeyn. Allein auch für dieſes Unglück kann ſich der Menſch mit gehöriger Vorſicht hüten. Die Schooß- und Stubenhunde werden am erſten toll, und nähmen nicht viele, aus übertriebener Liebe die Hunde mit zu Bette; ſo würde weit weniger Schaden entſtehen.

Dieſer übertriebenen Hundeliebe haben wir ſelbſt den Schaden zu danken, den die Hunde durch ihre unverhältnißmäßige Menge in manchem Lande hervorbringen.

*) Lichtenbergs Magazin für das Neueſte aus der Phyſik ꝛc. II B. 4tes St. S. 195, wo noch ein anderes Beyſpiel dieſer Art von einer Frau mit einem gelähmten Arme, der durch nichts zu kuriren war, angeführet wird. Nachdem ſie einen jungen Hund 14 Tage bey ſich ſchlafen ließ, wurde er kontrakt und ſtarb. Sie nahm noch zwey, denen es eben ſo gieng, und ſie genaß.

bringen. Man hat vor 20 Jahren in Frankreich die Berechnung angeſtellt, daß von dem Brote, welches die entbehrlichen Hunde verzehrten, füglich 200000 Menſchen hätten leben können. Das iſt doch kein geringer Schaden; aber von den Menſchen ſelbſt veranlaßt!

Indeß hat man immer Urſache, ſich vor den Hunden in Acht zu nehmen, bey denen öfters die Leidenſchaft und der Naturtrieb erwacht, wodurch ſie, ohne toll zu ſeyn, großen Schaden anrichten können.

Im vorigen Jahre hat ſich ein Hühnerhund der Jagd wegen, von dem Edelhofe auf den Amthof gewöhnt. Er liegt in der Stube ganz ruhig unter dem Ofen. Ein kleines drittehalbjähriges Jüngelchen ſpielt in der Stube herum, und fällt. Sogleich ſpringt der Hund, ſicher in der Meynung, daß es ein Stück Wild ſey, in voller Wuth auf das Kind zu, und zerreißt ihm das ganze Geſicht, iſt auch nicht von dem Kinde abzubringen, bis der Jäger kommt, ihn abreißt und ihn bey den Ohren halten muß. Das Kind hat lange unter des Wundarzts Händen gelegen.

Ob es wahr iſt, was man den Bauerhunden und Spitzen der Dörfer, die nahe am Holze liegen, Schuld giebt, daß ſie die Vögel aus der Schneuße ausnähmen, kann ich nicht mit Gewißheit verſichern, weil nach meinen Erfahrungen kein Hund auf das Geflügel geht, oder Vogelknochen frißt.

Naturirrthümer und Vorurtheile.

Dieſe ſind zwar ziemlich aus der Mode gekommen; allein es finden ſich doch einige, deren ich gedenken muß, unter welchen das erſte noch von vielen Naturforſchern behauptet wird.

1. Daß die ſüdamerikaniſchen Hunde nicht bellen könnten, und die europäiſchen dahin gebrachten, aufhörten zu bellen. Dieſes hat man dem großen Linné durchgehends nachgeſprochen. Allein den neueſten Beobachtungen des Abts Molina*) zu Folge, gehört die ganze Sache zu den Vorurtheilen, und beruhet auf einem Mißverſtändniß.

Ehe die Spanier nach Mexiko kamen, war ſchon der kleine zottige Hund, (Kiltho), und der gemeine Hund, (Thegua), in allen Gegenden, bis ans Kap Horn, bekannt. Sie bellen, wie die europäiſchen, und ſind keine Fremdlinge.

Die Meynung, daß die amerikaniſchen Hunde ſtumm ſind, hat von der Verwechſelung, welche die erſten Eroberer bey der Aehnlichkeit der Thiere machten, ihren Urſprung. Als ſie nach Mexiko kamen, fanden ſie daſelbſt das Techichi **), ein ſtummes Thier, welches in der Geſtalt dem Hunde etwas ähnlich; aber von einer ganz verſchiedenen Gattung iſt, wie der Hr. Abt Saverio Clavigero in ſeiner Geſchichte von Mexiko zeigt. Unter mehreren außerordentlichen Dingen aus Amerika, verbreiteten ſie auch, daß die Hunde der neuen Welt nicht bellen könnten, und daß die europäiſchen, die man auf die Inſel Fernandes gebracht habe, die Stimme verloren hätten. — Kaum ſollte man denken, daß der Mißbrauch der Nomenklatur in der Naturgeſchichte ſolche Folgen hätte.

Vorzüglich beruhet die ganze Sache darauf, daß, als die Europäer Amerika entdeckten, der Wolf der Ameri-

*) Naturgeſchichte von Chili. S. 239.

**) *Erxleben* Mammal. p. 555. Canis *mexicanus.* Obſcurum animal *hodie.*

Amerikaner Hund war, und es noch jetzt an einigen Orten iſt, wie ich unten bey dem Wolfe erinnern werde. Dieſe Hunderace unterſcheidet ſich noch jetzt, weil ſie ſtatt des bedeutenden Gebells des wahren Hundes, nur ein Geheul von ſich hören laſſen *).

2. Daß die Hunde nicht toll würden, denen der ſogenannte Tollwurm genommen wäre.

3. Daß die rechten Gaudiebe ein geheimnißvolles Mittel hätten, die wüthendeſten Hunde zum Schweigen zu bringen. Es iſt keine Hexerey, ſondern Natur, und durch die letztere erweckte Liebe, worüber der Hund alle Wuth vergißt. Sie pflegen ihnen die friſch ausgeſchnittenen Geburtstheile einer läufiſchen Hündin vorzuhalten; ſo wird der wildeſte Hund zahm und ſtille.

4. Der weiße Entian, oder der ſcharfe weiße trockene Hundekoth, (Album graecum) wurde ſonſt als ein ſtark ſchweißtreibendes Mittel gebraucht; jetzt ſcherzt man darüber, wenn in den Apotheken nach weißem Entian gefragt wird.

5. Das Hundefett wird noch von Afterärzten und Quackſalbern den Leichtgläubigen, als ein Mittel angerathen, geſpannte feſte Theile geſchmeidiger zu machen, und innere Krämpfe zu ſtillen. Vor einiger Zeit mußte ein Frauenzimmer auf Anrathen eines ſolchen Scharlatans, dickes Hundefett ſtatt der Butter auf dem Brote, und in allen Suppen, ſo reichlich genießen, daß ſie als eine Märtyrer ihrer Hundekur, von dem Ueberfluß des Fettes glücklich ſtarb.

*) S. Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 41.

6. Am ganzen Hunde, innerlich und äußerlich, war ſonſt kein Theil, den man nicht in der Arzeney gebrauchte. Speichel, Gehirn, Leber, Galle, Blut, Herz, Haare, Koth, alles konnte den Menſchen vom Tode erretten.

Ich habe ein Buch, welches den Titel führt: Ausführliche Geſchichte der Hunde: von ihrer Natur, verſchiedenen Arten, Erziehung, Abrichtung, Krankheiten, und mannigfaltigen pharmaceutiſchen Gebrauch *), worinn über hundert Kurarten mit dem Hunde vorkommen, worunter nicht wenige abergläubiſche Vorſchläge befindlich ſind.

Zum Zeitvertreib will ich ihnen doch einige erzählen.

1. Haſt du dir etwas im Leibe zerriſſen, ſo verzehre einen jungen Hund, noch ehe er ſehen lernt.

2. Wenn einer das Waſſer nicht halten kann; ſo ſoll er das Geburtsglied eines Ebers zu Aſche verbrennen, dieſelbe in ſüßem Wein trinken, an die Schlafſtelle eines Hundes treten, und die Worte ſprechen: ich will nicht mehr, wie ein Hund, mein Bette wäſſern.

3. Ein Haus, das mit dem Blute eines ſchwarzen Hundes beſtrichen wird, kann nicht behext werden.

4. Wenn man baumwollene Dachte mit Ohrenſchmalz von Hunden beſtreicht, und ſie in einer grünen Lampe mit Oehl anbrennt; ſo ſcheinen alle herumſitzende Perſonen Hundeköpfe zu haben.

5. Mit der Galle eines ſchwarzen Hundes ein Haus eingeräuchert, verwahret die ganze Familie gegen alles Gift, und hält ſogar den Teufel ab.

6. Das

*) Leipzig. 8. 1781.

6. Das männliche Glied eines Hundes unter die Thürſchwelle gegraben, verwahret das Haus vor Hexerey.

7. Die Haut davon, an der Stelle, wo Jemand ſein Waſſer gelaſſen hat, mit Erde bedeckt, verurſacht, daß er, ſo lange die Haut mit Erde bedeckt iſt, das Waſſer nicht halten kann.

8. Die Krallen eines Hundes, nebſt Drachenſchwanz bey ſich getragen, macht feſt, daß man nicht kann überwunden werden.

9. Die im Hundekoth gefundenen Knöchelchen, Kindern angehängt; ſo verbrennt ſich keins.

10. Wenn einer Wein getrunken hat, und er ſoll Lärm anfangen; ſo wirf einen Stein darinn, worinn ein Hund gebiſſen hat.

11. Schneide den Wurm unter der Zunge eines tollen Hundes aus, und trag ihn bey dir; ſo ſchadet dir kein Biß von ſolchem Hunde.

12. Ein Wurm aus dem Aaſe eines tollen Hundes aufgelegt, vertreibt die Waſſerſcheu.

13. Das ſehnichte auch geſalzene Fleiſch eines tollen Hundes iſt ein Mittel wider die Hundswuth.

14. Vom tollen Hunde auf die Wunde gelegt, verhindert die Waſſerſcheu.

15. Aſche von der gebrannten Hirnſchaale eines tollen Hundes, in die Wunde geſtreuet, hat gleiche Wirkung.

16. Wenn man den Backenzahn eines tollen Hundes, womit er gebiſſen, in Leder eingenähet, am bloßen Arme trägt, wird man von keinem tollen Hunde gebiſſen.

17. Der Wurm unter der Zunge eines tollen Hundes, ausgeſchnitten, dreymal um einen unfrucht-baren Baum getragen, und eingenommen, dient dem Gebiſſenen zur Geneſung.

18. Wer vom tollen Hunde gebiſſen iſt, und nimmt von deſſen Galle ſo viel ein, als eine Linſe beträgt; ſo muß er entweder in ſieben Tagen ſterben, oder hat, wenn er dieſe überlebt, Hoffnung zur Geneſung.

Sie ſehen hieraus, meine jungen Leſer! wie elend unſere Vorfahren in dergleichen traurigen Fällen bey ſo unzuverläßigen Mitteln daran waren. Was können ſolche aufgelegte, oder bey ſich getragene Theile von dem Körper des Hundes gegen das Gift helfen, welches erſt alsdann ſchädlich wird, wenn es ſich durch die lymphatiſchen Gefäße allmählig ins Blut gezogen hat? Je weniger die Alten die Natur dieſer Krankheit kannten; deſto unſicherer waren ihre Mittel. Der größte Schaden dabey war der: daß dergleichen Patienten, welche ſolche abergläubiſche Mittel mit blindem Vertrauen gebrauchten, verſäumten, beſſere zu wählen, und dem Gifte Zeit ließen, ins Blut zu gehen.

19. Wenn ein Hund nicht entlaufen ſoll, ſo ſoll man ihn vom Kopfe bis auf die Füße mit Butter beſtreichen, auch mit einem grünen Rohr vom Kopfe bis zum Schwanze meſſen.

20. Wenn dir ein Hund nachlaufen ſoll; ſo darf man nur die Haut, worinn ein junger Hund zur Welt gekommen iſt, in ein Tuch wickeln, und ihn daran riechen laſſen; oder ihm einen gekochten Froſch vorwerfen.

21. Soll dich kein Hund anbellen; ſo halt einen Zahn von einem ſchwarzen Hunde in der Hand,

oder auch einen lebendigen Froſch; ingleichen mußt du das Herz eines ſchwarzen Hundes verzehren.

Tröſtliche Sachen! Froh werden ſie ſeyn, daß ich aufhöre, und ihnen noch

die beſten Schriften

vom Hunde anführe.

Außer dem Büffon, Müller, Erxleben und Borowski, wüßte ich ihnen keinen, als Zimmermann und Schreber, vorzüglich aber Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 189 zu empfehlen. Im Büffon und Müller finden ſie die Abbildung aller Hunderacen, oder den ganzen Stammbaum des Hundes; in jenem aber getreuer, als in dieſem.

Im Theophraſtus Paracelſus *) finden ſie artige Brocken von der Erklärung des Biſſes toller Hunde, und von beſeſſenen Hunden.

Der dritten Ordnung oder der Raubthiere, und der erſten Gattung: Hund,

2te Art: Der Wolf **).

Ob dieſes Thier gleich nicht mehr in unſern Harzwäldern, und im Thüringiſchen anzutreffen iſt; ſo findet ſich es doch noch in Europa, und am häufigſten in den waldigten und gebirgigten Gegenden von Niederöſterreich, Steyermark, Kärnten und Salzburg, wie auch in Polen. Denn in dem vorigen kalten Winter von 1788 in 89 haben verſchiedene

 Große

*) in ſeinen Werken. Straßburg Fol. 1616. II Th. Chirurg. Schriften S. 45. 47.

**) Canis *Lupus*: *Gmelin* ed. 13. Syſt. Nat. *Linn.* I. p. 70. Sp. 2.

Große in Polen einigemal ein Wolfstreiben angeſtellt, und einige hundert erlegt. Weil nun öfters noch vom Wolfe geſprochen wird; ſo wollen wir ſeine Naturgeſchichte immer mitnehmen.

Beſchreibung des Thiers.

Der Wolf iſt unbezweifelt eine Hundeart, ob wir gleich nicht ſagen können, ob er als eine beſondere Art erſchaffen, oder durch Vermiſchung mit andern Thieren, als eine eigene Race, entſtanden iſt. So viel iſt gewiß, daß er in ſeinem innern und äußern Körperbau dem Hunde vollkommen ähnlich iſt. Nur wollte ich ihn doch nicht bloß den wilden Hund nennen, weil ſeine Lebensart, und ſein ganzes Naturell völlig von dem Hunde verſchieden iſt, wie wir hernach hören werden.

Er hat beynahe die Geſtalt eines großen Hirtenhundes, doch einen ſtärkern und geſtrecktern Leib, einen größern Kopf, der ziemlich ſchmal iſt, und ſpitz zuläuft, daß er einem Fuchskopfe ähnlich wird, und kleinere, aber ſtämmigere Füße. Auch in den Kinnladen und Muskeln des kurzen Halſes und der Beine beſitzt er eine größere Stärke, daß er Ochſen und Pferde niederzureißen im Stande iſt. Seine Stimme iſt vom Hunde verſchieden. Er bellt nicht; ſondern er heult.

Wenn man die Wolfshyäne geſehen hat; ſo ſollte man faſt in die Verſuchung kommen, den Wolf für eine, aus der Vermiſchung des Hundes und dieſes Thiers entſtandene Race zu halten.

Die Länge ſeines Körpers iſt ungefähr 3 Fuß, 11½ Zoll; die Höhe aber 2 Fuß, 10 Zoll. Der Kopf iſt länglicht, ſtark, mit einer flachbreiten Stirn, und ſtumpf

ſtumpf zugeſpitzter Schnauze, wie bey den Jagdhunden. Der Rachen iſt beynahe bis an die Ohren geſpalten. Die Zunge iſt lang und rauh.

Die Zahl der Zähne iſt wie bey dem Hunde; doch ſind ſie in ihrer Bildung etwas verſchieden. Die beyden äußerſten Vorderzähne in der Oberkinnlade haben nur eine Spitze; und dieſelben in der untern, nach den Eckzähnen zu, an der Seite ein Zäckchen. So hat auch jeder von dieſen Zähnen auf der Innenfläche eine etwas erhabene Einfaſſung.

Die Eckzähne ſind etwas ausgebogen, und haben an beyden Seiten eine ſtumpfe Schneide. Der vorderſte Backenzahn iſt klein, und rundlich; der folgende etwas breiter; und die übrigen noch breiter, ſpitziger und ſtärker, als bey dem Hunde *).

Die Augenlieder und Augäpfel ſtehen etwas niedriger, und die Augen ſelbſt ein wenig ſchiefer, als bey dem Hunde. Sie funkeln im Finſtern, und haben einen höchſt fatalen ſchielenden Blick: faſt den nämlichen, den ich an der Wolfshyäne wahrgenommen habe.

Der Schwanz iſt lang, und ſtark behaart, und hat faſt zween Fuß Länge. Er trägt ihn anders, als der Hund, nämlich entweder gerade herabhängend, oder die Spitze (Blume) deſſelben zwiſchen die Beine eingezogen. An den Füßen hat er gerade ſtumpfe Nägel oder Klauen. Sein Gang iſt ein kurzer Trab; aber plump, ſchleppend, am Hintertheile etwas ſchwankend, und immer ſchüchtern; aber doch gerade, daß, wenn

 viele

*) S. Schrebers Säugthiere Tab. 81. Der Kopf eines Wolfs mit den Zähnen, nach einer eigenen Zeichnung.

viele hinter einander hergehen, ſie alle in eine Fährte treten, und es ſcheint, als ob nur ein Wolf da gegangen wäre.

Das Haar iſt ziemlich lang, am Halſe ſteif und aufrecht ſtehend. Es wechſelt im Sommer und Winter in der Farbe. In der erſten Zeit iſt es auf dem Rücken rothgrau; in der zwoten aber, gelblichtbraun, mit grau und ſchwarz gemiſcht. Die recht alten ſind grau, wie man an den beſten Wildſchuren ſiehet.

Geruch, Geſicht und Gehör faſt ſchärfer, als beym Hunde, und ſeine größte Stärke beſtehet in den Vordertheilen des Körpers, im Halſe und in den Kinnbackenmuskeln. Er bellt eigentlich nicht; ſondern heult nur, aber gräßlicher, als der Hund.

Die Wölfin hat einen ſpitzern Kopf, und dünnern Schwanz; iſt auch niedriger und ſchwächer.

Die Zergliederung

zeigt allerley Abweichungen. Die Bruſt iſt weit, und mit zwölf Rippen ausgefuttert. Die Luftröhre ebenfalls ſehr weit. Die Lunge beſteht aus zwey großen Lappen, davon der rechte wieder in vier, der linke in drey getheilt iſt. Das Herz iſt beynahe rund. Der Magen am Boden ſehr groß, in der Mitte enge, und die innere Haut gleichſam an einer Schnur gerunzelt. Die Leber iſt am Rande gelblichtroth, und ſcheint in Riemen abgetheilt zu ſeyn. Sie beſtehet aus zwey großen Lappen, die zuſammen neun kleine haben, woran die Jäger ein Kennzeichen der Jahre und des Alters nehmen wollen. Das übrige, wie bey den Hunden.

Lebensart.

Wo lebt das Thier? Aufenthalt.

Dieſes gefährliche Raubthier wird in Deutſchland immer ſeltener, und iſt in Thüringen gänzlich ausgerottet. Nur in ſtrengen, anhaltenden Wintern zieht es ſich wohl einmal aus den öſterreichiſchen, mähriſchen, böhmiſchen und fränkiſchen Wäldern, in die dickſten Gegenden des thüringer Waldes herunter. Daher halten ihn die Jäger für ein Zugthier unter den Säugthieren; allein die Noth mag ihn wohl zwingen, einen Heerzug zu thun. Im Winter iſt er aus den polniſchen Wäldern über die gefrorne Oder gegangen, und in Schleſien kommt er vom Zotenberge herunter ins Land *).

Wo er noch iſt, da lebt er im Sommer vorzüglich in recht dicken, düſtern Wäldern, und in Brüchen mit moraſtigen und trocknen Stellen, um ſich am Tage zu verbergen. Nur des Nachts gehet er auf den Raub, und ſucht die Heerden zu beſchleichen; zur Nothzeit aber läßt er ſich auch am Tage ſehen, und wagt alles, um nur etwas zu erbeuten.

Wovon lebt der Wolf? Was iſt ſeine Nahrung?

und zwar erſtlich, wenn er keine Noth hat; zweytens, wenn ihn der Hunger treibt.

1. Der erſte Fall iſt bey dem Wolfe ſehr ſelten. Noth und Hunger leidet er immer; weil er eins der gefräßig-

*) S. die Naturgeſchichte von Weigelsdorf im 1ſten B. der Abhandlung der halliſchen Naturf. Geſellſchaft S. 86.

fräßigſten Raubthiere iſt, und faſt niemals ſatt wird. Indeß iſt die Noth nicht immer gleich groß, ob er zwar ſtets vom Raube leben muß.

Sein liebſtes iſt Fleiſch von vierfüßigen Thieren: Hunden, Schafen, Lämmern, Ziegen, Schweinen; vorzüglich Pferden. In Ermangelung dieſer frißt er Haſen, Kaninchen, Ratzen, Hamſter, Maulwürfe, Mäuſe; kurz, alles, was das Feld und der Wald giebt, wo er hauſet. Doch geht er auch dem Geflügel nach, und weiß manchen Waldvogel, auch die Gänſe auf der Weide, zu berücken. Dieß unterſcheidet ihn ebenfalls vom Hunde.

2. Zur Zeit der Noth aber iſt ihm alles willkommen, was er nur kriegen kann. In ſtrengen Wintern geht es ihm kümmerlich, beſonders, wenn alles verſchneyet iſt. In Nordamerika, in den kälteſten Gegenden, ſind ſie oftmals ſo ausgehungert, daß ſie ſich in Moräſten mit Koth anfüllen, ſolchen aber ſogleich, als ſie etwas beſſeres finden, wieder von ſich geben *). Allein man muß ſich dann in der That über die Klugheit eines ſonſt ſo ſchüchternen Thiers wundern, das bey dem geringſten Geräuſch, oder vor dem Stahlfunken, womit Schwamm angezündet wird, die Flucht nimmt. Bloß der Hunger macht ihn ſcharfſinnig; aber auch ſo kühn, daß er alles wagt, und allen Gefahren trotzt, da er ſonſt für ſein Leben ſo ſehr beſorgt iſt.

Iſt die Noth und der Hunger allgemein; ſo pflegen ſie ordentlich Truppweiſe auf die Jagd zu gehen, und die Thiere im Walde aufzutreiben. Dieß geſchiehet aber

*) Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer von Zimmermann I. 40.

aber nicht eher, als bis ſie paarweiſe nichts mehr ausrichten können. In beyden Fällen lauern ſie, beſonders des Abends und Morgens dem Wildpret auf, wo es ſeinen Gang zu nehmen pflegt, und jagen ſichs einander zu. Lämmer, Friſchlinge und Gänſe ſind ſeine Lieblingsſpeiſen. Trifft er die letztern auf der Weide an; ſo würgt er erſt einige, legt ihre Hälſe kreuzweis zuſammen, faßt ſie in den Rachen, und macht ſich davon. Iſt der Hunger zu groß; ſo jagt er in Geſellſchaft wilde Schweine, Pferde und Rinder, wenn ſie des Nachts auf der Weide bleiben. Stellen ſie ſich in einen Kreis, mit den Köpfen zuſammen; ſo kann er wenig ausrichten, und fürchtet ſich, den Pferden von hinten und den Rindern von vorn anzukommen, wenn ſie ihm die Köpfe mit den Hörnern vorhalten. Verſieht es aber eins, ſtreift ab, und will ſich durch die Flucht retten; ſo iſt es geliefert. Sie verfolgen es ſo lange, bis es ſtürzt, und ihnen zu Theil wird.

Iſt es nicht Klugheit, daß er die trächtigen, ſchwerleibig gehenden Rehe, Hirſchkühe, u. ſ. w. zu unterſcheiden weiß, weil ſie ſo ſchnell nicht laufen können? Machen ſie ſich doch, wenn der Hunger zu groß iſt, ſogar an die Bären. In Kamſchatka fallen ſie die Rennthiere an, und gehen beſonders nach ihren Zungen, wie auch nach den ans Ufer geworfenen Wallfiſchen.

Wenn nur ein Paar Wölfe die Jagd anſtellen; ſo ſoll das Weibchen im Schnee beſtändig in die Fußſtapfen des Männchens treten, damit man glaube: es habe nur einer die Fährte gemacht.

Stoßt der Jäger auf ein Trupp Wölfe; ſo hüte er ſich ja, nach dem erſten vorangehenden zu ſchießen. Es

iſt allezeit eine Wölfin, und hat er die erlegt; ſo geht der ganze Haufen auf ihn los *).

Kann er im Walde und Felde nichts mehr finden; ſo macht er ſich an die Schäfereyen, Viehſtälle und Dörfer. Er iſt im Stande, ſich unter der Thürſchwelle durchzugraben. Geräth er erſt unter die Schafe; ſo würgt er eine Zeitlang fort, ehe er etwas wegſchleppt, recht, wie der Tiger und der Marder. Dabey iſt er ſo wüthend blind, daß er alles Schießen, Klingeln und Lärmen nicht achtet. Wie oft iſt es in ſtrengen Wintern geſchehen, daß er Kinder aus den Wiegen geholt, und Menſchen angefallen hat! Hat er erſt einmal Menſchenfleiſch gekoſtet; ſo ſoll er demſelben immer mehr nachtrachten. Man hat Erfahrungen, daß die Wölfe den Kriegesheeren in großer Anzahl auf die Schlachtfelder gefolget ſind, und die halbverſcharrten Leichen aufgegraben haben. Nachher ſollen ſie mit weit größerer Wuth auf die Menſchen gegangen ſeyn. Vielleicht iſt daher die Fabel von den Währwölfen, vor denen man ſich wahren und in Acht nehmen ſoll, entſtanden **).

In

*) S. Taubens Beſchreibung von Slavonien und Syrmien S. 19.

**) S. Büffon Martini- und Ottoſche Ausg. XV. 96. Als 1718 unſere Armee aus Norwegen kam, und viele Kranke mitbrachte, kam ihr auch eine Menge Wölfe nach. Schrecklich muß es bey den erſten Kolonien in Amerika geweſen ſeyn, wenn die Wölfe haufenweiſe von den Gebirgen, durch den Geruch der Indianer, die hundertweiſe an den Pocken ſtarben, heruntergelockt wurden, und ſich nicht bloß mit den Leichen begnügen ließen; ſondern die Kranken und Sterbenden in den Hütten fraßen. S. Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 40.

In dem kalten Winter 1740 holt in Preußen ein Wolf den kleinen Knaben eines Holzhauers aus der Hütte, und eilt mit ihm nach dem Walde zu. Der Vater verfolgt ihn, und da er in den Wald kommt, findet er ſchon einen Bär mit dem Wolfe im Kampfe, der ſeine Beute abgeworfen hat. Unbeſchädigt klettert der kleine Junge auf einen Baum, da indeß der Bär den Wolf erwürget hat, und jener von dem Holzhauer erlegt, das Kind aber glücklich gerettet iſt.

Wenn der Wolf auf ſeinen Raub ausgeht; ſo ſoll er erſt allenthalben die Luft und Witterung aufnehmen. Dieſe iſt ſo ſtark, daß er, wie einige wollen, das Aas über eine Meile weit riechen kann. Zugleich gebraucht er ſein leiſes Gehör, und ſchleicht überaus ſachte, um nicht das geringſte Geräuſch zu machen. Wenn es keine Jägerlegende iſt; ſo ſoll er ſich ſelbſt in die Pfote beißen, wenn er damit an dürres Strauchwerk geſtoßen, und ein Geräuſch gemacht hat.

Ueber geſpannte Stricke, Balken und Latten wird er nicht leicht weggehen; er ſpringt lieber gerade drüber. Seine Jagd in Truppen verrichtet er allezeit mit einem gräßlichen Geheule, das Vieh zu ſchrecken. Einen gewürgten Hammel wirft er ſich über den Rücken, und trabt damit fort. Kann er ihn doch auch wohl im Rachen wegtragen, ohne ihn ſchleppen zu laſſen, und doch ziemlich ſchnell laufen.

In Ermangelung lebendiger Thiere behilft er ſich mit der Aaskule, frißt auch wohl Erde, und in der äußerſten Noth fällt der Stärkere den Schwächern an. Iſt unter dem Trupp einer verwundet; ſo verfolgen ihn die andern, und geben ihm den Reſt. Eine Wölfin wird nie in der Nähe rauben, wo ſie Junge hat, um

nicht

nicht ausgekundſchaftet zu werden. Wenn der Wolf zu viel Knochenſplittern im Magen hat; ſo ſoll er ſich, wie der Hund, mit Gras purgiren. Bey anhaltendem Hunger wird er öfters zuletzt toll, und ſtirbt in der Raſerey, welches ein weiſes Mittel der Vorſehung iſt, die Erde von vielen dieſer Raubthiere, ohne menſchliches Zuthun, zu befreyen.

Wie lebt der Wolf, und welches ſind ſeine Eigenheiten?

1. Der Wolf lebt ganz und gar nicht in Geſellſchaft. Sogar der Wolf und die Wölfin halten wenig Umgang mit einander. Nur des Jahrs einmal ſuchen ſie ſich auf, und bleiben kurze Zeit beyſammen. Die im Winter jagenden Truppen hat bloß die Noth vereiniget.

2. Seine Gefräßigkeit iſt ſo groß, daß er ein Reh und Hirſchkalb, oder zwey Schafe auf einmal verzehrt, wenn er Zeit dazu hat, und im Nothfall ſelbſt Hunde von der Kette holt.

3. Die Schüchternheit und Furcht des Wolfes iſt ſo groß, daß er vor dem Hahnengeſchrey, vor dem Bellen eines Hundes, vor einem Glöckchen, vor einem Bischen Feuer die Flucht nimmt, und das Kindergeſchrey ſoll ihn öfters von den Dörfern verſcheucht haben.

Iſt er gefangen; ſo iſt ſein ganzer Muth weg, und er wagt es nicht, ſich zu wehren. Daher hat man Beyſpiele, daß ſich der Wolf, wenn er in der Wolfsgrube gefangen worden, in eine Ecke verkrochen hat, wenn ein Menſch unglücklicher Weiſe zu ihm hineingefallen iſt. Ein einziger Ziegenbock, der ſich in die

Höhe

Höhe gebäumt, und mit ſeinem gewöhnlichen Manöver auf ihn zugeſtoßen hat, hat ihn öfters in die Flucht gejagt. Allein die Erfahrung, die Pallas*) zur Sommerszeit von dieſem ſo menſchenſcheuen Thiere gehabt hat, verdient hier angemerkt zu werden. „Ich hatte mich kaum von dieſem Berge an den Jamyſcheſſchen See, erzählt er, entfernt, und fuhr, weil alle übrige Wagen noch zurück waren, langſam weiter, da ein ſehr großer Wolf dicht an den Wagen geſchritten kam, und vor unſern Augen eine auf der Steppe brütende Ente aufjagte, uns eine kleine Weile phlegmatiſch, und ohne die geringſte Furcht über unſer Zurufen zu bezeigen, anſahe, und darauf mit einigen Sätzen, die eben ſo wenig Furcht andeuteten, hinter uns vorbey ſprang, und auf dem Wege fortwanderte."

4. Der Wolf hat vieles, das ihn vom Hunde unterſcheidet. Sein ganzes Naturell iſt anders, und es herrſchet zwiſchen beyden Arten eine beſtändige Feindſeligkeit.

Ein junger Hund, der noch keinen Wolf geſehen, ſchauert beym erſten Anblick deſſelben. Die bloße Witterung iſt ihm ſo zuwider, daß er zitternd zwiſchen die Füße ſeines Herrn kriecht. Der Hirten- und Schäferhund ſträubt das Haar, wenn er den Wolf ſiehet, und geht mit unglaublicher Wuth auf ihn los. Siegt der Wolf; ſo verzehrt er den Hund. Siegt dieſer; ſo läßt er das Aas liegen, ohne es anzurühren.

5. Der wildeſte Hund kann zahm gemacht werden, und hält ſich zu dem Menſchen; der Wolf aber wird nie zahm, und ob es gleich ein junger in einigen Stücken

*) Reiſen durch Rußland; im Ausz. II. 346.

Stücken werden möchte; ſo wird er doch nie mit dem Menſchen in Umgang treten.

6) Man hat es bisher als ungezweifelt angenommen, daß ſich der Hund nie mit dem Wolfe belaufe; allein das neuerlich angeführte Beyſpiel beweiſet das Gegentheil. In der Picardie, nicht weit vom Dorfe Duchi, kam aus dem Gehölze eine Wölfin im Angeſicht aller Einwohner auf den Viehhof des Hrn. Marolle, eines angeſehenen Landwirths, und lockte einen großen Hund an ſich. Der Galan wurde gefeſſelt, und entführt, ſo daß er 12 Tage in den Büſchen bey ſeiner Wölfin zubrachte. Die Leute des Dorfs ſuchten bald nach, und fanden, daß dieſe Wölfin vier Wolfshunde geworfen hatte. Nur einer wurde beym Leben erhalten, den der Parlementsadvocat Aubuel mit nach Paris nahm. Allein das junge Thier war in allen ganz Hund, auch in den Liebkoſungen gegen ſeinen Herrn; nur in einem Umſtande Wolf, wenn man ihm Fleiſch gab, das er allezeit mit gieriger Gefräßigkeit, und mit funkelnden Augen verſchlang, und mit ſeinen herrlichen Zähnen die härteſten Knochen in einem Augenblick zu Pulver zermalmte *).

Noch merkwürdiger ſind die vom Pallas angeführten Beyſpiele **). Einen der Baſtarte, die von einem Wolf und einer pommerſchen Hündin gefallen ſind, hab' ich in Gordoncaſtle geſehen. Er hatte ganz das Anſehen eines Wolfs. Ließ man ihn auf ſchwaches Damwild, ſo faßte ers gleich bey der Gurgel. —

Von

*) S. Lichtenbergs und Voigts Magazin für das Neueſte der Phyſik ꝛc. V B. 2tes Stück S. 186.

**) Nordiſche Beyträge I. 154. Die neueſten Beyſpiele von Baſtarten eines Hundes und einer Wölfin im 15ten St. des Naturforſchers S. 23.

Von einem andern weiß ich gewiß, daß er in der Nachbarſchaft von Fochaber, in der Grafſchaft Murray, eine ganze Generation Wölfen ähnlicher Haushunde hervorgebracht habe. Sir Willoughby Aſton hatte einen ſehr ſchönen, von einem Wolf und Hündin gezeugten Hund, den die Hündin ganz allein geworfen hatte. Er ſahe dem Vater Wolf ſehr ähnlich. Am Tage war er ſehr zahm, bey Nacht fiel er zuweilen in Wuth. Man hörte ihn nie bellen, ſondern heulen. Kam er auf eine Schafstrift; ſo ſtellte er ſich lahm, und, ſobald man den Rücken wendete, fiel er die Schafe an.

— Ein Kalmuck aus der Dörbötſchen Horde, der mich auf der Arſargarſchen Reiſe begleitete, hat die Erfahrung gehabt, daß ſich ein wilder Wolf mit ſeiner Hündin in der Steppe begattet hat, wobey er noch im Zuſammenhängen mit der Hündin von dem Herrn derſelben überfallen, und erſchlagen worden."

Wahrſcheinlich wird es mir daher, was Pennant*) ſagt: „der Wolf war, als die Europäer Amerika entdeckten, und iſt auch noch an verſchiedenen Orten daſelbſt, der Hund der Amerikaner; allein man kann dieſe Hunderace noch ſelbſt jetzt unterſcheiden. Denn ſtatt des Gebells des wahren Hundes laſſen ſie nur ein Geheul hören, und dieſer Baſtartart fehlt gleichfalls das Geſcheute des Hundes. Höchſtens ſind ſie im Stande, die wilden Thiere in die Fallen zu treiben."

Dieſe Bemerkung iſt mir außerordentlich lieb. Denn ſie giebt darüber einen Aufſchluß, wenn man ſagt: die amerikaniſchen Hunde wären dadurch von den euro-

*) Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 41.

europäiſchen unterſchieden, daß ſie nicht bellen konnten, ſondern nur heulten.

Deſſen ungeachtet bleibt der Wolf von dem wahren Hunde unterſchieden. Stimme, Gang, Lebensart, Fährte, da die hinterſte allezeit größer iſt, als die vorderſte: alles iſt anders, wie bey dem Hunde. Weit ſtärker ſind ſeine Glieder, Kinnbacken, Zähne und Haare, und, ob der Hund gleich im Sommer ſtinkt; ſo iſt doch der Geruch und Athem des Wolfes weit ekelhafter, und unerträglicher. Selbſt in der Art

der Fortpflanzung

iſt er vom Hunde unterſchieden. Denn die Wölfin geht viertehalb Monat, oder länger, als hundert Tage; die Hündin aber nicht viel über ſechszig. Ob das Klima dazu etwas beytrage, kann ich nicht beweiſen, wiewohl die Wölfin in Livland nur 9 Wochen trächtig ſeyn ſoll *).

Die Zeit, da ſich die Wölfe belaufen, nimmt ſchon zu Ende des Dezembers ihren Anfang, und daurt bis in die Mitte des Februars. Jedes Paar aber bleibt nur 14 Tage beyſammen. Bey dieſer Gelegenheit giebt es blutige Kämpfe unter den Galanen, und es bleibt nicht ſelten ein oder der andere auf dem Platze, den die übrigen, wenn ſie der Hunger treibt, verzehren. Welcher Hund thut das an ſeines Gleichen? Bey der Begattung geht es ihnen, wie den Hunden, daß ſie die Natur eine Zeitlang zuſammenhängen läßt.

Das Weibchen wirft das Jahr nur einmal, und macht ſich an dem entlegenſten Orte des Waldes, in dem

*) S. Fiſchers Naturgeſchichte von Livland S. 51.

dem dickſten Dornbuſche, das Wochenbette von weichem Moos. Zuweilen wird dazu auch, nachdem es die Umſtände erfordern, eine alte Höhle unter Baumwurzeln, oder unter einem Ufer, oder auch ein vergrößerter Dachs- und Fuchsbau gewählt. Der Wurf iſt von acht bis neun; es iſt aber eine falſche Sage, daß ſie mehrentheils weiblichen Geſchlechts ſeyn ſollen. In einem Walde bey **Bord**, einem Kirchſpiele von St. Prieſt **Laurion**, wurde am 8ten May 1783, eine Wölfin mit 9 Jungen — 6 männlichen und 3 weiblichen Geſchlechts, und das Jahr vorher eine andere mit 12 Jungen, — 6 männlichen und 6 weiblichen — angetroffen *).

Die Jungen werden **blind** geboren, und bleiben es zehn Tage. Die Mutter ſäugt ſie etwa fünf bis ſechs Wochen, und macht ſich in der Zeit, bis ſie laufen können, nicht allzu weit von ihnen weg, weil der Vater die grauſame Gewohnheit hat, das Neſt zu beſchleichen, und die Jungen aufzufreſſen. Hat man davon wohl unter den Hunden ein Beyſpiel?

Uebrigens erzählt man allerley ſeltſame Geſchichten, wie die Mutter bey der Erziehung ihrer Jungen zu Werke gehe. Daß ſie ſolche, wie mehrere Thiere thun, an der Kehlhaut des Halſes von einem Orte zum andern trägt, wenn ſie die Witterung von Menſchen in ihrer Gegend ſpürt, läßt ſich glauben. Daß ſie ihnen aber das erſt ſelbſt gefreſſene Fleiſch vorſpeyet, bis ſie ſelbſt rohes Fleiſch, oder vorgetragene lebendige Thiere, um damit zu ſpielen, angreifen und tödten lernen: daß ſie ferner erſt um dieſe Zeit den Vater zu

 ſeinen

*) Lichtenbergs Magazin für das Neueſte aus der Phyſik ꝛc. II B. 4tes St. S. 201.

ſeinen Kindern führe, der ſich dann ungemein zärtlich gegen ſie betrage, und ſie mit in Schutz nehme, ſcheinen mir Praleryen und Nachrichten der Jäger zu ſeyn. Denn die Oekonomie und Lebensart des Wolfs iſt ſo beſchaffen, daß man ſie ſchwerlich fünf bis ſechs Wochen in der Nähe ruhig beobachten kann.

Zu Ende des erſten Jahrs verläßt ſie die Mutter erſt, wenn ſie die erſten Zähne, oder Fänge, die ihnen im ſechsten Monat ausfallen, wieder bekommen, und im Stande ſind, ſich ihren Raub ſelbſt zu ſuchen. Mit dem Schluß des zweyten Jahrs hat der junge Wolf ſeine ganze Stärke, bis zur eigenen Fortpflanzung, erreicht. Ihr Alter erſtreckt ſich auf 15 bis 20 Jahre. Wenn blinde Junge gefunden werden, ſoll man ſie durch eine ſäugende Hündin aufbringen können.

Feinde.

Wie alle reißende Raubthiere von der Natur und Vorſehung ſelbſt in Schranken gehalten werden, damit ſie ſich nicht zu ſtark vermehren: ſo auch der Wolf. Zu ſeinen Feinden rechne ich alles, was ihm nachtheilig iſt.

1. Die Krankheiten, daran viele ſterben. Das ſind Raude und Tollheit. Durch die erſte werden viele aufgerieben, und man ſagt, daß durch eben dieſes Mittel die Zahl der Tiger ſehr vermindert werde. Die letzte befällt ihn ſelbſt in der Wildniß, und der Biß in der Wuth ſoll ohne Rettung tödtlich ſeyn. Die Jäger kennen einen, mit der Wuth befallenen Wolf an der hin- und herſchwankenden unregelmäßigen Fährte, da er ſonſt ſehr regelmäßig geht, und bey dem ordentlichen Gange die Hinterfährte allezeit in die Vorderfährte ſetzt;

im Trabe aber pflegt die erſtere allezeit von der zwoten drey Finger breit abzuſtehen.

2. Der Menſch iſt ſein ärgſter Feind, der ihn durch verſchiedene Arten von Jagd; durch Treiben, Schießgewehr; Netze, Fallen oder Schwanenhälſe, Wolfsgruben, u. ſ. w. auszurotten ſucht.

3. Unter den Thieren iſt der Hund ſein größter Widerſacher, und dem Bauern- Hirten- und Schäferhunde ſcheint die Feindſchaft gegen ihn gleichſam angeboren zu ſeyn.

4. Ja! wir können ſagen, daß der Wolf ſein eigener Feind iſt. Er frißt ſeine Jungen, und zur Zeit der Noth freſſen ſie einander ſelbſt.

5. Außerdem haben ſie die gelben Hundeflöhe öfters in ſolcher Menge, daß ſie ihnen die Räude verurſachen.

6. In ihren Nieren hat man öfters Ellen lange Spulwürmer gefunden, welches wohl zu der Sage Anlaß gegeben, daß lebendige Schlangen in ihnen wüchſen.

7. Mit Bandwürmern iſt er ſo ſehr geplagt, als der Hund. Im Jahr 1778, da ein ziemlich kalter Winter war, und viel Schnee lag: wurde in Hinterpommern, im Gebiete des Grafen von Borke, bey Stargoort auf dem Felde eine Wölfin geſchoſſen. Bey der Zergliederung fanden ſich im Darmkanale einige zwanzig langgliedrichte Bandwürmer von ziemlicher Länge, gerade, wie ſie der Hund hat, davon mir einige zu Theil wurden, die ich aber mit der ganzen Sammlung von Eingeweidewürmern nach Pavia habe gehen laſſen *).

*) S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer S. 307. Tab. XXII. A.

Ob aber von den vielen Spul= oder Bandwürmern der ſogenannte Wolfshunger, und die Wuth entſtehe, kann ich nicht entſcheiden.

Was

das Vaterland

des Wolfes betrifft; ſo iſt er in der ganzen Welt verbreitet, woraus einige ſchließen wollen, daß er der Stammvater des Hundes ſey. In der alten Welt fängt er ſich mit dem Polarzirkel an, geht durch ganz Europa, und Sibirien fort nach China, Perſien, und wohl noch weiter in Süden. In Afrika findet man ihn in Aegypten, in Kongo, Abyſſinien, und eine der größten Racen in Senegal, wie auch am Kap der guten Hoffnung. In Amerika, beſonders im nördlichen, giebt es Bären und Wölfe. In Amerika bewohnt der Wolf die Binnenländer ſüdlich der Hudſonsbay, und von dort aus ganz Nordamerika bis nach Florida hinab. Es giebt daſelbſt zwo Varietäten: eine größere, welche ſich beſonders auf die kältern Gegenden einſchränkt, und eine kleinere, die nicht über funfzehn Zoll hoch iſt. In den minder bewohnten Theilen des Landes gehen ſie in großen Hauſen, und jagen das Wildpret wie ein Rudel Jagdhunde mit ſcheußlichem Geheul *).

In Lappland giebt es ſehr ſtarke und graue Wölfe, die im Winter weiß werden. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſind ſie in Schweden ſehr gemein geworden, und nach Norwegen übergegangen. Man hat dieß als Folgen des Krieges angeſehen, daß ſie den todten menſch=

*) Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer von Zimmermann I. 39. 40.

menſchlichen Körpern, die ſie weit wittern, nachgegangen ſind. In England ſollen ſie ſo rein ausgerottet ſeyn, daß ſchon ſeit 800 Jahren kein Wolf mehr geſpürt worden. Ehemals hat es in Deutſchland ſchwarze Wölfe gegeben *).

Die Geſchichte aus dem Adanſon **) kann ich nicht vorbeygehen. Prüfen ſie ſich, wie ihnen dabey würde zu Muthe geweſen ſeyn.

„Weil die Neger, ſagt er, ihren Vorrath von Fiſchen auf den Dächern, oder ihren Rohrmauern zu trocknen pflegen; ſo lockt der Geruch davon Löwen, Tiger und Wölfe ins Dorf, die beſtändig um daſſelbe herumſtreifen. Und wehe den Kindern, und auch Erwachſenen, die ſich dann außer ihren Hütten befinden!“

„Es traf ſich einſt, daß ein Löwe in Geſellſchaft eines Wolfs, des Nachts in den Hof der Hütte kamen, die mir eben zum Schlafzimmer diente. Sie bäumten ſich abwechſelnd in die Höhe, ſprangen mit den Vorderpfoten aufs Dach, wie ich deutlich hören konnte, und holten die getrockneten Fiſche herunter. Am folgenden Tage konnte man die Fährte jedes Thiers im Sande erkennen.“

„Meines Wiſſens hat man die Beobachtung, daß der Wolf mit dem Löwen Geſellſchaft halte, noch nirgends aufgezeichnet. — In den Senegaliſchen Revieren hört man faſt alle Abend den Wolf neben dem brüllenden Löwen heulen, und der erſtere ſoll auch nie von dem letztern etwas zu fürchten haben, weil ſein Geruch und Fleiſch dem Löwen unausſtehlich iſt.“

 Was

*) S. Schrebers Säugth. III. 348, und Döbels Jägerpraktik.

**) Reiſe nach Senegal S. 174.

Was hier vom Wolfe erzählt wird, mögte wohl, neuern Nachrichten zu Folge, eher auf die wilden Hunde in Afrika, als auf den Wolf, paſſen. Denn Sparrmann *) hat uns von dem Wolfe nichts, von jenen aber viel erzählt.

In Perſien giebt man ſich viel mit den Wölfen ab, und bedient ſich ihrer, dem Volke Schauſpiele aufzuſtellen. Man fängt ſie jung ein, und richtet ſie zum Tanzen, oder auch zum Kämpfen mit einer großen Anzahl Menſchen, ab. Ein zum Tanzen wohlabgerichteter Wolf wird wohl mit 500 Thlr. bezahlt **).

In Livland will man im Winter 1777 einen einzelnen weißen Wolf geſehen haben ***).

Auf Kamtſchatka ſind die Wölfe in Ueberfluß; die Einwohner aber fürchten und verehren ſie, und fangen wenig. Uebrigens ſind ſie an Größe und Farbe nicht von den europäiſchen unterſchieden †).

An der Hudſonsbay ſind ſie von verſchiedener Farbe: grau und weiß, ſchwarz und weiß, und in Canada giebt es ganz ſchwarze Wölfe ††).

Nach einem Schreiben von Pallas vom 5ten Oktober 1781 hatte er in Moskau gegen 20 Blendlinge von Hunden und ſchwarzen Wölfen geſehen. Größtentheils ſind ſie den Wölfen ähnlich, außer daß ſie den Schwanz höher tragen, und heiſer bellen. Sie pflanzen ſich mit einander fort, und die Jungen waren grau, roſtfarben und weißlich, wie Wölfe. Einer derſelben

war

*) Reiſe nach Afrika S. 152.

**) S. Chardins Reiſe nach Perſien.

***) S. Fiſchers Naturgeſchichte von Livland S. 51.

†) S. Stellers Kamtſchatka 117.

††) S. Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 40.

war dem Bauerhunde ſo ähnlich, daß man ihn bloß durch den Kopf, die Ohren, den bösartigen Blick und das Scheuſeyn unterſcheiden konnte *).

In Lappland ſind die Wölfe ſehr dreiſt, und ſtellen, wie ich ſchon oben bemerkt habe, den Rennthieren nach. Ich will ihnen die Geſchichte davon mit Leems Worten erzählen **).

„Um die Wölfe, die den Rennthieren ſo ſehr nachſtellen, abzuſchrecken, hängen die Lappen an Stangen allerley zerriſſene Kleider auf. Niemals ſind dieſe Raubthiere mehr zu fürchten, als bey Stürmen und Schneegeſtöber, da ſie der Hunger wüthend macht. Hat der Lappe ſeine Wohnung alsdann in einer Gegend aufgeſchlagen, wo es Wölfe giebt; ſo muß er mit der ganzen Familie ſeine Rennthiere hüten, wenn er ſie erhalten will. Das Geſinde kommt wechſelsweiſe aus der Hütte, und ſchlägt mit Stangen an die Balken der aufgerichteten Schlitten, um die Wölfe abzuſchrecken. Dieß iſt deſto nöthiger, weil ſich die Rennthiere gar nicht wehren, und es recht darnach anfangen, dem Räuber in die Hände zu fallen. Denn, ſobald ſie den Wolf merken, ſo nehmen ſie die Flucht, da ſie bey der Hütte ſicher wären, und der Wolf läßt nicht nach, ſie ſo lange zu verfolgen, bis er ſie hat. Merkt es das Geſinde an der Flucht dieſer Thiere, daß ein Wolf in der Nähe iſt; ſo ſuchen ſie ihnen zwar auf alle Art zu Hülfe zu kommen; allein mehrentheils iſt der Schade ſchon geſchehen, und das Thier geliefert.“

„Wenn

*) S. Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 43.

**) Nachrichten von den Lappen in Finnmarken S. 73.

„Wenn der Wolf die Rennthiere in einiger Entfernung von der Hütte antrifft, und merkt, daß ſie dahin ihre Zuflucht nehmen wollen; ſo ſucht er ſie davon abzubringen, und in den Wald zu jagen, da ſie ihm dann gewiß zur Beute werden. Laufen ſie bergan; ſo holt er ſie ſchwerlich ein; bergunter aber deſto leichter. Hat er eins ins Bein gebiſſen, und es entwiſcht ihm: ſo iſt es gerettet, weil es dann mit der erſtaunlichſten Geſchwindigkeit läuft. Der eigentliche Fang des Wolfes iſt, das Thier bey der Kehle zu packen, und zu erſticken. Ich habe einmal ſechs Rennthiere auf dem Schnee bey einer Hütte todt liegen geſehen, die der Wolf bloß erſtickt hatte; aber nicht verzehren konnte, weil er verjagt wurde. Es war nicht die geringſte Wunde an ihnen zu ſehen.“

„Der Wolf verzehrt das Thier nicht an dem Orte, wo ers gewürgt hat; ſondern ſchleppt es gemeiniglich an einen andern, und legt es ſo, daß der Kopf gegen Morgen, und der Schwanz gegen Abend ſteht *). Ein ſonderbarer Umſtand! Allein es iſt eine bekannte Sache, daß man faſt alle Skelette in dieſer Lage antrifft. Die Krähen ſind beſtändige Begleiter der Wölfe, weil er ihnen Futter verſchafft. Wenn dieſe ſchreyen; ſo iſt der Wolf nicht weit.“

„Einige Rennthiere vertheidigen ſich tapfer. Ein Berglappe hatte einen Rennthierbock ohne Hörner, der des Nachts von zween Wölfen angefallen wurde, ſich aber ſo tapfer wehrte, daß die Wölfe die Flucht genommen hatten. Indeß fand man ihn doch todt auf dem Schnee, weil er ſich ſo entkräftet hatte. So lange das Rennthier angebunden iſt, thut ihm der Wolf nichts; reißt

*) Worauf ſich dieſes gründet, iſt mir zu hoch.

reißt es ſich aber los, und nimmt die Flucht; ſo kann es ihm nicht entgehen.“

In Polen pflegen die Reiſenden den Wagen mit Ketten zu behängen. Das Raſſeln derſelben kann der Wolf nicht ertragen, und nimmt die Flucht. Bey dieſer Gelegenheit erinnere ich ſie an die komiſche Geſchichte in dem vorigen kalten Winter 1788 in 89. Ein Bauer, der zur Stadt fährt, findet im Walde einen halb erfrornen Zigeuner im Schnee, und ladet ihn mit ſeinem Dudelſacke auf den Schlitten. Kaum ſind ſie eine Viertelmeile im Holze, ſo kommen von hinten einige Wölfe auf den Zigeuner zu. Dieſer ergreift in der Angſt ſeinen Dudelſack und fängt an zu ſpielen. Sogleich nehmen die Wölfe mit gräßlichem Geheule die Flucht. Der Bauer wurde zugleich durch ſeinen Liebesdienſt an dem Verunglückten gerettet.

In Rußland werden die Wölfe in beſondern tiefen und bäuchichten Gruben gefangen. Mitten in der Grube gräbt man eine Säule ein, die oben etwas hervorragt, worauf ein Rad, und auf dieſem ein lebendiges Ferkel gelegt wird. Die Oeffnung der Grube wird mit ſchwachem Reiſig und Stroh verdeckt, und Schnee darauf geſchüttet. Das Ferkel ſchreyet die ganze Nacht durch, aus Kälte und Einſamkeit. Die Wölfe fahren zu, brechen durch, und fallen in die Grube *).

Nutzen und Schaden.

Nach dem Urtheil des Herrn von Büffon iſt der arme Wolf ſchlecht weggekommen. Er hat ihm faſt gar keine Ehre gelaſſen.

„Am

*) Lepechins Tagebuch ſeiner ruſſiſchen Reiſe I. 20. Die Kirgiſen beizen ſie mit dem Goldadler (Falco *Chryſaetos* L.) S. Pallas Reiſe I. 235.

„Am ganzen Thiere, ſpricht er, iſt nichts Brauchbares, als der Balg. Sein Fleiſch iſt von ſo ſchlechtem Geſchmack, daß es alle Thiere verabſcheuen. Nur er allein, der Wolf, frißt das Fleiſch eines Wolfes. Er haucht einen ſtinkenden Athem aus ſeinem Rachen, und, da er aus Heißhunger alles ohne Unterſchied, was ihm vorkommt, faulendes Fleiſch, Knochen, Haare, halb gegerbte, und noch mit Kalk bedeckte Häute verſchlingt; ſo ſpeyet er oft, und loſet noch öfter. Mit einem Worte: es iſt in allen Stücken eins der unerträglichſten Thiere. Schlecht von Mine; wild von Anſehen; furchtbar durch ſeine Stimme, unerträglich von Geruche, verdorben am Naturell, und ungezähmt in ſeinen Sitten, iſt er allen lebenden Geſchöpfen ein Anlaß — ſchädlich in ſeinem Leben, und unnütz auch nach dem Tode.“

Allein, wir wollen doch ſehen, ob wir dem Wolfe ſeine verlorne Ehre nicht in etwas wiedergeben, und einigen Nutzen mehr beylegen können, als Herr von Büffon gethan hat.

Wahr iſts, daß ſein ſtinkender Athem das ganze Fleiſch mit einem faulenden Aasgeruche erfüllt, ſo daß es die Hunde nicht einmal gebraten freſſen wollen. Allein die Kalmucken, Tunguſen, und die ärmſten Lappländer eſſen es doch.

Sein Balg iſt ein ſehr nutzbares Pelzwerk, und eine Wildſchur, oder Wolfspelz iſt immer eine Tracht vornehmer Leute, da ſie ſehr theuer bezahlt wird, und den Vorzug hat, daß kein Regen und Wind durchgeht; auch wegen des Geruchs ſich keine Inſekten daran wagen. Man braucht das Fell auch zu Muffen, Pferdedecken, und Vorlagen vor den Stubenthüren. Ein

Ein Stück koſtet oft 5 bis 6 Thaler. Je weißer das Haar iſt; deſto größer iſt ſein Werth. Sie werden aus Rußland, Polen, Frankreich, Virginien, u. ſ. w. zu uns gebracht. Die Hoſen der Kamtſchadalen beſtehen aus lauter Wolfsfellen.

Das Leder davon wird weißgahr gegerbt, und giebt Handſchuhe, und andere Sachen.

Der Zähne, in Stiele gefaßt, bedienen ſich die Mahler, Goldſchmiede, Kupferſtecher, Vergolder und Buchbinder, ihre Arbeiten zu glätten und zu poliren.

Sein Koth ſtiftet auch nach ſeinem Tode Nutzen. Gießt man Waſſer darauf, und wäſcht mit der Lauge die Schafe und Lämmer in den Gegenden, wo viele Wölfe ſind; ſo ſollen ſie wegen dieſer Witterung ſicher vor den Anfällen des Wolfes ſeyn.

Von dem Schaden des Wolfs darf ich nichts weiter erwähnen, da wir ihn als eins der ſchädlichſten Raubthiere kennen gelernt haben.

Naturirrthümer und Vorurtheile.

1. In den alten Zeiten wurde der Wolf auch als eine Larve des böſen Geiſtes angeſehen, und, wenn ſich ein Wolf ſehen ließ, oder bey den Heerden Schaden anrichtete; ſo wagte man es kaum, ihn anzugreifen, weil man ihn für etwas mehr, als ein natürliches Thier hielt, zumal, wenn die Pfaffen dazu kamen, den hölliſchen Wolf weidlich abkanzelten, und die Leute vor den Währwölfen warnten. Die Fabel davon iſt alt. Schon Plinius *) ſagt: daß man in Italien die Wölfe für

*) Naturgeſchichte überſ. von Groſze 2 B. 8 B. §. 34. S. 284. In einem engliſchen Muſäo iſt ein dunkelbrauner

für ſchädlich halte, und daß ſie dem Menſchen, den ſie eher erblickten, als er ſie, ſogleich die Sprache benähmen. Die Verwandlung der Menſchen in Wölfe hafte feſt bey dem Pöbel, und er hat auch den Urſprung der Fabel angeführt.

2. Iſt es unſtreitig Vorurtheil, daß die zahnenden Kinder einen Wolfszahn, in Silber gefaßt, und mit Glöckchen behängt, zum Aufbeißen haben müſſen, weil dadurch die Zähne weit eher durchbrächen; allein dieß bewirkt Elfenbein, ein hartes glattes Holz, und ein ſolcher Stein eben ſo gut.

3. Daß ſein Hals, wie Ariſtoteles meynte, aus einem einzigen ſteifen Knochen beſtehe. Daher das Sprüchwort: er hat einen ſo ſteifen Hals, wie ein Wolf.

4. Daß der Wolf vorher, ehe er ein Thier verfolge, ſich recht ſatt Erde freſſe, um im Laufen deſto ſchwerer und feſter zu ſeyn. Hat man ſolche einmal in ſeinem Magen gefunden; ſo hat er ſie aus Heißhunger gefreſſen, da er ſelbſt Schilf und halbgegerbte Häute frißt.

5. Die vormaligen Apotheker würden mit dem Herrn von Büffon übel zufrieden geweſen ſeyn, daß er den Wolf um allen Kredit gebracht hätte. Wie würden ſie ſonſt faſt alle ſeine Glieder und Theile: Herz, Leber, Galle, Gurgel, Gedärme, pulveriſirte Knochen, das Blut mit Oehl vermiſcht, das Fett,

brauner Wolfskopf, der von den Indianern in einen Helm verwandelt iſt. Bey dem Naturmenſchen die Beſchirmung des Hauptes durch ein erjagtes Thierfell, das erſte. Hercules nahm dazu ein Löwenfell, die Amerikaner, wie die alten Latier das Fell eines Wolfes. S. Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 40.

Fett, den ganzen Kopf, das rechte Auge, die Schnauze, die Ruthe, den Schwanz, u. ſ. w. als Arzeneyen zu theils lächerlichen, theils abergläubiſchen Kuren angebracht haben?

Beſonders pries man die Loſung des Wolfes wegen der darinn befindlichen Knochenſplitterchen, als ein ſouveraines Mittel wider die Zahnſchmerzen an. Und bedienen ſich nicht viele Jäger noch immer, und wie ſie ſagen, mit gutem Erfolg, getrockneter pulveriſirter Wolfsleber für trocknen hektiſchen Huſten, und des friſchen aufgelegten Fettes für böſe Augen?

6. Das poſſierlichſte Vorurtheil unter allen, iſt wohl das, was die Kamtſchadalen vom Wolfe haben. Wenn ein Weib Zwillinge gebiert; ſo ſey der Wolf Urſache, und auf eine verborgene Art Vater dazu. Daher werden Zwillingsgeburten unter ihnen für eine große Sünde gehalten *).

Schriften.

Büffon und Müller haben zwar ſchon von der Naturgeſchichte des Wolfes das nöthigſte geliefert; allein in Bechſteins gemeinnütziger Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 223 finden ſie alles vollſtändiger und richtiger geordnet: auch Tab. 14, F. 1. die Fährte des Thiers. Erxleben hat die Schriftſteller, und die beſte Abbildung vom Wolfe finden ſie in Schrebers Säugthieren III. 346. t. 88. Vorzüglich verdient noch Berchs ausführliche Abhandlung vom Wolfe und von der Wolfsjagd in Weſtmannland, in Büffons Anhange, Ottoiſche Ausg. XV. 93. nachgeleſen zu

*) S. Stellers Kamtſchatka 117.

zu werden, wo auch merkwürdige Beyſpiele ſeiner Liſt angeführt ſind.

* * *

Der dritten Ordnung
und der
Erſten Gattung
3te Art: Der Fuchs *).

Die Naturgeſchichte dieſes Raubthiers wird ihnen deſto beſſer gefallen, weil der Fuchs an Klugheit dem plumpen Wolfe weit überlegen iſt, und in derſelben viele drollichte Streiche von Reinekens Liſt, wie er bey den alten Fabeldichtern hieß, vorkommen werden.

Daß der Fuchs die allgemeinen Kennzeichen der dritten Ordnung, und auch der Gattung, nämlich des Hundegeſchlechts, wozu er gehört, mit demſelben gemein habe, darf ich ihnen nicht ſagen; ſondern ſie nur daran erinnern, damit wir gleich zu der

Beſchreibung

des Thiers übergehen können.

Dieſer unſer Patron iſt in aller Herren Ländern, als ein Thier bekannt, über deſſen Argliſt im Stehlen und Plündern der Hühnerhäuſer; über deſſen Eingriffe in die hohen und niedrigen Jagden, der Edelmann, wie der Bauer und Jäger klagen, und das daher auch in allen Sprachen ſeinen Namen hat.

Der Name Fuchs iſt das hochdeutſche veränderte holländiſche Voß. Reineke de Voß, ſagt der Holländer;

*) Canis *vulpes Gmelin.* ed. 13. Syſt. Nat. Linn. I. p. 73. Sp. 4.

länder; der Engländer *Vox*. Die Franzoſen nennen ihn Renard; die Italiäner Volpe, und die Lateiner Vulpes, welches einige von Volipes, Schnellfuß, herleiten, und den flüchtigen Gang deſſelben anzeigen ſoll; ſo wie das griechiſche Wort αλοπηξ, Alopex, eine Augentäuſchung bedeutet, indem der Fuchs, wenn man ihn kaum geſehen hat, ſchon wieder aus den Augen verſchwunden iſt.

Die Länge des Körpers beträgt etwas über 2 Fuß; die Höhe 1 Fuß, 2 Zoll; aber der dickbuſchichte Schwanz, oder ſeine Standarte, wie die Jäger ſprechen, allein 1 Fuß, 4 Zoll Länge.

Sein ganzes Anſehen, nach Kopf und Körper, gleicht unter den Hunden am meiſten dem Windhunde mit kürzern Beinen. Denn ſein ganzer Körperbau iſt ſchlank und geſchmeidig: recht zum Drehen, Wenden und Schleichen gemacht.

Ganz richtig hat man bemerkt, daß der Fuchs den Uebergang vom Hunde- zum Katzengeſchlecht mache; doch ſo, daß er dem Hunde weit näher, als der Katze iſt. Von dieſer hat er nur den langen Augapfel, den langen Schwanz, und den Gang; denn er geht ſo leiſe, wie eine Katze, und ſetzt auch einen Lauf vor den andern, wie dieſe. In den Läuften hat er eine ſtärkere Schnellkraſt, als der Hund. Daher kann er auch hohe Sprünge thun. Ein Fall von 12 bis 15 Fuß hoch, thut ihm ſo wenig Schaden, als der Katze *).

Oben iſt der Kopf ziemlich breit, und die Stirne platt; die Schnauze aber läuft überaus langgeſpitzt zu.

 Schon

*) S. des Hrn. von Dieskau zoologiſche Bemerkungen im 15ten St. des Naturforſchers S. 153.

Schon dem ganzen Kopfe, und ſeiner Phyſiognomie oder Geſichtsbildung; ſelbſt dem ſkeletirten Kopfe, wenn man einen Schafskopf dabey ſtellt, ſieht man noch die Liſt und Schalkhaftigkeit des Thiers an.

Sein Gebiß iſt weit ſchärfer, als bey andern Thieren dieſer Gattung. Die zween obern größern gekrümmten Hundezähne, oder eigentlichen Fänge, ſtehen von den Vorderzähnen etwas ab, um den zween untern Platz zu machen. Oben befinden ſich auf jeder Seite ſechs, und unten ſieben Backenzähne, welche letztere nur wahre ſtumpfe Mühlzähne; die erſtern aber dreyeckig, und ſehr ſcharf ſind. — Urtheilen ſie hieraus, wie der Patron muß beißen können, wenn er einen Hühnerkopf zwiſchen die Zähne bekommt.

Die Naſe iſt, wie beym Hunde, eingekerbt, mit vielen Schleimdrüſen beſetzt, und wittert weit. Die Zunge iſt ſchmal, lang und rauh. Die Augen liegen, wie beym Wolf, ſchief herab, funkeln, und ſchielen Vorſicht, Liſt und Schalkheit. Die Ohren ſtehen aufrecht, immer geſpitzt, und zum Horchen bereit.

Der Schwanz, nach der Jägerſprache die Lunte, Ruthe und Stange, iſt ſein Ruder im Laufen: mit dicken, weichen Haaren, wie ein Buſch, beſetzt. Beym Gehen liegt und ſtreift er entweder an der Erde durch; im Laufe aber bewegt er ſich entweder in gerader Linie hin und her, oder er ſtehet in die Höhe, wie ein Thurm. Für ſeine Lebensart ein unentbehrlicher Theil: auch ſein Wehr und Waffen, wenn ihm die Hunde zu nahe kommen. Er beharnt ihn mit ſeinem ſtinkenden Urin, und ſchlägt ſie damit ins Geſicht, daß ſie nicht wiſſen, wie ihnen geſchieht, ſtutzig werden, und ſtehen bleiben. Indeß iſt Reineke über alle Berge.

Unter

Unter dem Schwanze, beſonders bey der Wurzel, ſtinkt er unerträglich, daß man den Geruch in einigen Tagen nicht von den Fingern abbringen kann. Aber am **Obertheil** des Schwanzes, ungefähr anderthalb Zoll von der Wurzel, ſitzt eine Drüſe, welche die Jäger die **Viole**, und **Fuchsblume** nennen, in Geſtalt eines Leichdorns, mit einer kleinen Oeffnung, die eine geronnene Fettigkeit enthält, welche wie die angenehmſte Viole riecht, und die umſtehenden borſtenartigen Haare hochgelb färbt.

In dieſe Gegend ſoll er die Naſe ſtecken, wenn er ſchläft; auch in die Drüſe **beißen**, wenn er verwundet iſt. Vielleicht hat ihm die Natur dieſen Balſam zur Linderung des Schmerzes, und Heilung der Wunde gegeben.

Seine **Fußballen** ſind weich und haaricht. Daher kann er auch ſo leiſe treten, daß man ihn nicht hört. Er weiß ſeine **Fährte** mit den vorn hinaus zuſammengezwungenen Klauen, ſorgfältig zu verbergen, daß er in ſeinem kurzen **Hundetrabe** den **Hinterfuß** immer in die **Vorderfährte** ſetzt, damit die Spuren in gerader Linie fortgehen; in der **Flucht** aber greift er weiter aus einander.

Die **Farbe** der Haare darf ich nicht beſchreiben, da ſie wohl alle rothe **Fuchshaare** kennen werden. Nur Bruſt und Bauch ſind blauweißlicht, und der Schwanz hat eine **weiße** Spitze.

Dieß iſt die in ganz Deutſchland gewöhnliche Art von Füchſen. Außerdem giebt es eine etwas ſeltenere, mit einer **ſchwarzen** Schwanzſpitze, die man den **Brandfuchs** nennt, wovon ich unten etwas ſagen werde.

Die Füchſin iſt ſchlanker, als der Fuchs, und die Kehle fällt mehr ins Weiße, auch iſt der Kopf ſpitzer. Sonſt iſt ſie dem Herrn Gemahl in allem gleich.

Der Fuchs wird von Jahr zu Jahr grauer, und die Bruſt weißer. Er ſoll ein Alter von 14 — 15 Jahren erreichen, welches man doch nicht recht gewiß ausmachen kann; ſondern immer nach denen, die in der Gefangenſchaft leben, berechnen muß. Ein Thier aber ohne Freyheit wird nie ſo alt, als ein anderes.

Die Stimme des Fuchſes iſt kurz kleffend, beynahe bellend, wie ein Hund. Bey Veränderung des Wetters, wovon der Fuchs ſtarke Vorempſindungen haben ſoll, beſonders wenn im Winter Schneegeſtöber und Sturm kommen will, ſchreyet er ekelhaft und widrig, wie die Pfauen des Nachts zu thun pflegen, wenn ein Gewitter am Himmel ſteht. Wenn er in Gefahr iſt, heult und knurrt er, wie ein Hund. Am ſtärkſten ſchreyet und klefft er in der Brunſtzeit.

Zergliederung.

Wir wollen uns vorſtellen, daß wir einen Fuchs vor uns liegen haben, und ihn ſogleich zergliedern wollen. Betrachten ſie ihn einmal recht von oben bis unten. Sein ganzer ſchlanker Körperbau, die Verhältniſſe aller Glieder gegen einander — verrathen ſie nicht ſchon die ungemeine Biegſamkeit, und Behendigkeit ſeines Ganges, und aller ſeiner Handlungen? Sehen ſie ihm einmal recht ins Geſicht, wenn gleich ſeine Augen nur halb offen ſtehen; noch beſſer, wenn ſie einmal Gelegenheit haben, einen lebendigen an der Kette zu ſehen, wie er ſich in der Ecke vor ihnen in die Höhe ſtellt, ob ſie es ihm nicht an ſeinen geſpitzten Ohren, an ſeinen

heimtückiſchen Augen, und an andern Minen anſehen können, daß es Reineke, oder ein verſchlagener Patron iſt. Beſonders iſt ſeine ſpitze Schnauze ein rechter Spiegel ſeines ſchlauen Weſens.

Bey der Zergliederung werden wir finden, daß in ſeinen innern Theilen ebenfalls das genaueſte Verhältniß zu allen Abſichten iſt, wozu ſie beſtimmt ſind. Von ſeinem Gebiß urtheilen ſie nun ſelbſt, da ſie es ſo ganz bloß vor ſich ſehen. Ich möchte meine Hand und Finger nicht gern zwiſchen dieſe ſpitzen Hundszähne bringen.

Ich merke, daß ſie ſich nach einer Priſe umſehen. Allein das Kadaver iſt friſch, und giebt dennoch einen unerträglichen Geſtank von ſich. Sie können ſchließen, wie häßlich ſeine Ausdünſtungen im Leben riechen — ſeine Haare, ſein Urin, — alles ſtinkt am Fuchſe. Wir wollen uns aber helfen, und erſtlich das Fell wegſchaffen; hernach das Anatomiebret, und das ganze Kadaver mit Eſſig abwaſchen.

Bey der Gefräßigkeit des Thiers müſſen wir uns wundern, daß ſeine Eingeweide ſo friſch und geſund ausſehen, wie ich ſie bey irgend einem Thiere gefunden habe. Der Magen, für welchen der Patron alles thut, mit ſeinen Häuten, unverbeſſerlich. Die Häute darinn beſonders ſtark, weil ſie mancherley ſchwere Sachen: Knochen, Haare und Federn, zu verarbeiten haben.

Die Lungen groß und lang, daß ſie ſich gehörig erweitern können, wie ihm bey ſeinen ſchnellen Reiſen, wenn die Hunde hinter ihm ſind, ſehr nöthig iſt. Die Gedärme derb und feſt; aber nicht mit vielem Fett verwachſen. Auch dieſe haben den fatalſten Geruch.

Die Gallenblaſe vorzüglich klein, da er doch täglich Aerger, Verdruß und Verfolgung hat. Er iſt aber das unter den Thieren, was gewiſſe Menſchen unter den Menſchen ſind, die ſich am wenigſten ärgern, je mehr Aerger und Verdruß ſie andern machen.

So ſehr öfters die Lebern anderer Thiere, z. B. der Schafe, Schweine, u. ſ. w. von Würmern, als Egeln und Blaſenbandwürmern, durchbohrt ſind; ſo hab' ich doch nie in den Fuchslebern dergleichen gefunden *), außer daß ſich einmal in der Niere eines Fuchſes ein großer Rund- oder Spulwurm einquartirt hatte. In den Gedärmen hingegen hab' ich faſt alle Arten langgliedrichter Bandwürmer, wie ſie den Hunden eigen ſind, angetroffen. Und ſelbſt unter dieſen ſcheint ſich einiger Unterſchied zu finden **).

Die Geruchsnervenhaut iſt, wie bey den Hunden, ſehr groß, wenn ſie entfaltet wird, und ſeine Witterung erſtreckt ſich auf 200 Schritt.

Eine Füchſin hab' ich nie zu zergliedern Gelegenheit gehabt; allein ich habe dennoch von verſchiedenen Orten ungeborne Junge (Embryonen) erhalten: — von der Größe eines Gerſtenkorns bis zu der Größe einer Bohne — in und außer ihren Häuten, doch alle noch mit der Nabelſchnur, — die nach allen ihren Theilen, ſo zart ſie auch waren, ſchon die völlige Bildung hatten, und an denen man die ſpitze Schnauze und den langen Schwanz deutlich unterſcheiden konnte.

*) Nach Bechſteins gemeinnütziger Naturgeſchichte Deutſchlands I. 244 haben ſie auch den Blaſenwurm (Veſicaria).

**) S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer S. 310. Tab. XXII.

konnte. Die Lage des Embryo in ſeinen Waſſerhäutchen iſt beſonders, und ſehr weiſe eingerichtet. Der Kopf ſteckt zwiſchen den Vorderpfoten, und der Schwanz liegt zwiſchen den Hinterfüßen auf dem Bauche durch. Das Ganze wie eine länglichte kleine Kugel.

Sie waren in verſchiedenen Häuten auf das ſorgfältigſte verwahrt, welches bey einem Thiere, das öfters die gewaltigſten Sprünge wagen muß, nöthig iſt. Ich ſtelle ſie ihnen hier in Gläſern mit Weingeiſt vor, ohne ſie zu nennen, und hier in dieſen ſind Embryonen von Ratzen, Mäuſen, Hamſtern und Maulwürfen von gleicher Größe; aber ich wette, daß ſie die Fuchsembryonen an ihrem Habitus erkennen, und leicht herausfinden werden.

Die Lebensart

dieſes Thiers hat ganz beſondere Eigenheiten, die wir bey wenigen andern Thieren antreffen, und obgleich der Fuchs in ſeiner Lebensart, und liſtigen Streichen, ſchon vom Ariſtoteles, Aeſopus und Phädrus iſt beobachtet worden, daß er bey den alten Fabeldichtern, und ihren Vorſtellungen der Regierungsform aus dem Thierreich, ſtets die vornehmſte Rolle ſpielt; obgleich ſeine Naturgeſchichte in unſern Zeiten, — durch Naturforſcher, Förſter und Jäger — ſcheint erſchöpft zu ſeyn; ſo glauben wir doch, daß ſie noch nicht ausſtudirt iſt; ſondern daß man täglich noch in ſeinem Betragen, neue Spuren der Liſt, neue Ränke und Wendungen entdeckt, ſeine Abſichten zu erreichen, oder ſich in Gefahr und Verlegenheit zu helfen. Er iſt wie ein alter Rabuliſt, der die Chikane recht ausſtudirt hat, und

im dreyßigſten Jahre ſeiner Praxis, noch immer neue Streiche ſpielt, die Partheyen zu verwirren, und den Prozeß hinzuhalten.

1. Die erſte Frage: wo lebt der Fuchs? Wo iſt ſein gewöhnlicher Aufenthalt?

Der Fuchs lebt eigentlich nicht im Freyen — nicht in Büſchen und Wäldern, ob er ſich gleich, ſeines Vortheils wegen, am Tage öfters darinn aufzuhalten pflegt; ſondern in **Höhlen unter der Erde**, die er entweder nach ſeinen Bedürfniſſen, ſehr weiſe und künſtlich, ſehr bequem und ſicher, ſelbſt gräbt, oder andern Thieren, die ihm vorgearbeitet haben, abzujagen weiß.

Er lebt auch von der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſehr entfernt, ob er gleich der geſchworenſte Feind ihrer **Hof- und Hausthiere**, und alles ihres **Geflügels** iſt. Er wählt ſich einen **Aufenthalt**, wobey er ſich nicht bloß auf die Schnelligkeit ſeiner Füße, der Gefahr zu entgehen, verlaſſen darf; ſondern, da er weiß, daß er wegen ſeiner Räuberſtreiche allenthalben verfolgt wird; ſo macht ers auch, wie die **Räuber**, und legt ſich eine **unterirrdiſche Wohnung**, einen **beſondern Bau unter der Erde** an, den man den **Fuchsbau** nennt, worinn er zur Zeit der Gefahr, eine ſichere Freyſtadt, außerdem eine bequeme Wohnung, und einen friedſamen Ort, ſeine Jungen zu erziehen, haben kann.

Ein **Fuchsbau** iſt eine, allen bekannte, und gewiß den meiſten noch unbekannte Sache. Es iſt nicht genug zu wiſſen: der Fuchs hat unter der Erde ein Loch, worinn er wohnt. Nein! es iſt keine bloße Höhle, die von außen hineingeht, und unten ein Loch formirt. Die eigentliche Betrachtung der innern und äußern Beſchaffenheit eines Fuchsbaues giebt uns Anlaß, darüber

gehörig

gehörig nachzudenken, und uns über ein Thier zu wundern, das ſich, dem Scheine nach, eine Wohnung mit ſolchem Plane, Abſicht und Ordnung anlegen kann, die auch den klügſten Baumeiſter aufmerkſam machen muß.

Und in Rückſicht hierauf, ſage ich: der Fuchsbau ſey vielen noch unbekannt.

Der erſte Gedanke, der uns hierbey einfällt, iſt dieſer: müſſen wir uns nicht von Thieren, welche ordentlich bauen, weit höhere Begriffe machen, als von andern, die nur bloß wie die Haſen, herumſtreifen, und jedem Anfalle ausgeſetzt ſind? Die Wahl eines ſolchen Wohnplatzes; die Geſchicklichkeit, ihn anzulegen, nach allen Bedürfniſſen einzurichten, und ſeine Zugänge zu verbergen, dringen uns gleichſam das Geſtändniß ab: das muß ein kluges Thier ſeyn, das ſolches alles, zwar nicht mit Vernunft, Einſicht und Ueberlegung, wie wir Menſchen; aber doch eben ſo geſchickt, oft mit noch größerer Kunſt, nach bloßen Naturtrieben — ins Werk zu richten im Stande iſt.

Zwar bauet der Fuchs nicht mit ſolcher Kunſt, als der Biber, in deſſen Wohnung ſich mehrere Künſtler: Zimmerleute, Mäurer, Hydrauliker und Mechaniker, ſcheinen vereiniget zu haben; allein er bauet doch mit einer, ſeinen Bedürfniſſen und Abſichten angemeſſenen, Klugheit, Geſchicklichkeit und Vorſicht, die wir bewundern müſſen. Er bauet ungleich regelmäßiger, als der Dachs.

Iſt es nicht ſchon ein wahrer Reinekensſtreich, den er dieſem trägen, und gegen ihn wirklich dummen Thiere ſpielt, daß er, wenn er keine Luſt hat, für ſich

einen Bau zu graben, und einen fertigen Dachsbau findet, dieſen armen Einſiedler ſo lange neckt, und ſelbſt durch ſeinen ſtinkenden Urin und Unrath ſo lange plagt, bis er aus Verdruß weicht, und ihm ſeinen Bau überläßt? Woher weiß es der argliſtige Reineke, daß ſeine Loſung dieſem reinlich lebenden Thiere ſo ſehr zuwider iſt, daß es lieber ſeinen, mit vieler Mühe ausgegrabenen Bau verläßt, als den Geſtank länger erträgt. Recht ſo macht es der trotzige Spatz, wenn er ſich des Abends in ein Schwalbenneſt einquartirt, mit frechem Pinken ſeinen Poſten behauptet, und die ängſtlich vorüberziehenden, ihres Neſts beraubten, Schwalben noch dazu ausſpottet.

Der Fuchs weiß bey Anlegung ſeines Baues alle Lokalumſtände bedächtlich auszuſuchen, und zu ſeinem Vortheil anzuwenden. Hat er, als ein wahrer Uſurpateur, den Bau des vertriebenen Dachſes eingenommen; ſo darf er ihn nur nach ſeiner Bequemlichkeit einrichten. Das ſchwerſte iſt ſchon geſchehen: die Höhlen ſind ausgegraben. Welch ein Vortheil! Und ſo macht ers auch oft mit einem Kaninchenbau, daraus er die Einwohner vertreibt, und ſolchen nach ſeinen Abſichten erweitert.

Iſt er aber genöthigt, ſich ſelbſt einen Bau anzulegen; ſo thut ers entweder in dem Vorholze eines Waldes, oder in einem Gebüſche auf dem Felde, in einem Steinbruche, oder unter dem Abhange eines Berges, oder ſonſt an einem Orte, der ihm zu ſeinen Abſichten bequem zu ſeyn ſcheint. Insgemein geſchiehet es nicht weit von den Bauerhöfen, damit er dieſe fleißig beſuchen kann.

legt er den Bau im Gehölze an; ſo iſt ſein erſtes, ſich einen Baum auszuſuchen, deſſen Wurzeln ziemlich bloß ſtehen. Unter dieſen Wurzeln gräbt er ſich ein. Er hat dabey einen doppelten Vortheil: einmal, daß der Bau nicht leicht nachfällt, weil er von den Wurzeln gehalten wird; zweytens, daß er dadurch das Nachgraben der Menſchen ſehr erſchweret.

Ein ſolcher Bau hat unten öfters 50 Fuß im Umfange, und eine Tiefe von 3 Ellen. Die äußern Oeffnungen gehen in ziemlich langen, ſich inwendig durchkreuzenden Röhren fort, die aber alle mit einander Gemeinſchaft haben. Unten ſind die eigentlichen Schutzkammern, oder Keſſel. Eine beſondere Röhre pflegt er nicht zu vergeſſen, welche, ohne unten eine Kammer zu haben, gerade in die Höhe geht, und deren Ausgang ſich gemeiniglich in einem dicken Buſche befindet: ſeine Fluchtröhre.

Man findet aber auch Fuchsbaue in ebenen freyen Kornfeldern. Ein alter verſchlagener Reineke wird ſich hüten, ſeinen Bau da anzulegen. Sie gehören den jungen Füchſen zu, die von den Alten vertrieben ſind, ſich ſelbſt zu nähren, und die fürs erſte aus Noth hier ihren Bau anlegen, bis ſie älter und klüger geworden ſind. Daher man auch ſolche Baue Nothbaue zu nennen pflegt.

Im Winter pflegt ſich der Fuchs, der Nahrung halber, gern um den Dörfern herum aufzuhalten, wenn im Holze alles verſchneyet iſt, wo er denn den Hühnern, und den, nach den Kohlgärten gehenden Haſen, fleißig aufpaßt.

2. Unſere zwote Frage betrifft die Nahrung des Fuchſes. Wovon lebt das Thier?

Er

Er lebt von allem im Thier- und Pflanzenreiche, was ihm vorkommt. Er frißt Eyer, Milch, Käſe, Obſt, Honig, und beſonders gern Weintrauben, wovon er ungemein fett werden, und den ludernden Geruch verlieren ſoll. Im Thierreiche iſt ihm alles gleich; am liebſten aber ſind ihm lebendige Thiere, die er ſelbſt gewürgt hat. Unter dieſen liebt er vorzüglich das Geflügel: wildes und zahmes. Nur die Aasvögel ſind nicht nach ſeinem Geſchmack, und er wird lieber hungern, als einen Raubvogel anrühren.

Im Sommer ſchleicht er oft am Tage in dem Korne um die Dörfer herum, und fängt die Hühner weg, die ſich gern im Graſe oder Getreide verlaufen mögen. Im Winter ſieht er zu, daß er ſich des Nachts in einen Bauerhof ſchleichen kann. Wir wollen ihn doch einmal auf einer ſolchen Wanderung begleiten.

Das Krähen der Hähne reizt ihn vorzüglich, ſich dem Hofe zu nähern. Vorher horcht er mächtig, ob ſich auch ein Hund auf dem Hofe hören läßt, und ſucht ſeine Fährte meiſterlich zu verbergen. Er wandert ſtets gegen den Wind, damit er ihm die Witterung der Thiere zubringe.

Iſt er am Hofe; ſo wird er nie durch den Zaun oder unter einer Waſchlinie durchkriechen: lieber ſpringt er darüber weg. Sobald er ins Hühnerhaus eingebrochen iſt, und dieß geſchiehet mehrentheils, wenn die Hühner im erſten Schlafe ſind; ſo würgt er erſt alles, ehe er ein Stück wegträgt. Wird er nicht geſtört; ſo trägt er eins nach dem andern fort. Hat er keine Luſt wieder zu kommen; ſo trägt ers nach ſeinem Bau: wo nicht; ſo trägt ers nur in den nächſten Buſch, oder

vergräbt es, und bedeckt die Stelle mit Moos; jedesmal aber wählt er einen andern Ort, welche Stellen er nach ſeiner Witterung genau wieder zu finden weiß. Das letzte trägt er insgemein in den Bau, wo er frohe Tafel hält, weil er ſich ſeiner andern Fundgruben getröſtet.

Noch begieriger iſt er auf das wilde Geflügel, als Wachteln, Rebhühner und andere Vögel. Im niedrigen Gebüſche treibt er die Vögel von den Neſtern, und verzehret die Eyer. Oft genug fängt er mit einem liſtigen Sprunge die Alte von dem Neſte weg. So geht es auch Auerhühnern, Birkhühnern, Haſelhühnern, u. ſ. w. In der Saat weiß er die Rebhühner, Wachteln und Lerchen ſehr geſchickt zu beſchleichen, und, wie eine Katze, dem Winde entgegen, auf dem Bauche an ein Thier zu kriechen, und durch einen ſchnellen Sprung wegzufangen, ſo daß das flüchtige Rebhuhn öfters noch in der Luft von ihm gegriffen wird.

Auf gleiche Art belauert er anderes Wildpret auf dem Felde, als junge Lämmer, Haſen, Kaninchen, Hamſter, u. ſ. w. Einen angeſchoſſenen Haſen treibt er ſo lange herum, bis er ihm zu Theile wird. Sieht er im Winter einen Haſen längſt einer Hecke herkommen, der nach dem Kohlgarten will; ſo druckt er ſich, und ſo wie der treuherzige Lampe ihm zum Sprunge kommt; ſo ſitzt er ihm im Genicke. Dieß nicht allein; ſondern er macht ſich des Abends, wenn der Haſe ausgeht, auf freyem Felde an ihn, beſonders an die Jungen, die gern ſpielen, ſtellt ſich lahm, ſpringt um ſie herum, und macht ſonſt erſt allerhand Reinekensſtreiche. Läßt ſich der Haſe aufs Spielen mit ihm ein; ſo ſiehet

er ſeinen Vortheil ab, und, ehe ſich dieſer verſieht, hat er ihn bey der Kehle.

Ich ſelbſt habe einmal des Abends, da der Thierſtern aufgegangen war, eine ſolche poſſierliche Jagd mit angeſehen. Da ich etwas tief ſtand; ſo konnte ich nach Weſten zu auf einem Graſerhein noch alles wahrnehmen. Auf demſelben ſaß ein Hamſter aufgerichtet, und ſahe ſich weit und breit um. Ein Fuchs, der von mir keine Witterung haben konnte, kam von oben auf dem Graſewege herunter. Ich wunderte mich, daß der Hamſter nicht zu Loche lief; ſondern unbeweglich ſitzen blieb. Der Fuchs kam ihm bis auf zween Schritt nahe, ſtand ſtille, und betrachtete ihn ſehr aufmerkſam — ſchlich einigemal um ihn herum, ſprang über ihn weg, und betrachtete ihn aufs neue. Mit einemmale ſprang er ihm auf den Hals, und der Hamſter ſchrie erbärmlich. Da ich zulief; ſo ließ ihn der Fuchs fahren. Da ſahe ich, daß der Hamſter vor Alter **blind** war. Wie vorſichtig erkundigte ſich der liſtige Fuchs erſt durch ſeine Sprünge, ob er ihm ſicher beykommen könne?

Den **trächtigen** Häſinnen geht er am liebſten nach, und weiß ſie gleich an ihrem ſchwerfälligen Gange zu unterſcheiden. Wenn die Häſin geworfen hat; ſo bedient er ſich dieſes Augenblicks ihrer Schwachheit, und ſie wird ihm mit den Jungen gemeiniglich zur Beute.

In der **Herbſtzeit** weiß er die Dohnenſtiege und Vogelſchneußen ſehr geſchickt auszuſpähen, und ehe der Jäger nachſieht; hat er das Gefangene ſchon ausgelöſt.

Da er ein großer Liebhaber von **Honig** iſt; ſo plündert er oft die **Bienenſtöcke**; geht aber vornämlich den **wilden Bienen**, den **Weſpen**, **Hummeln** und Horniſ-

Horniſſen in der Erde nach. Erſt ſcharrt er das Neſt auf, daß ſie unruhig werden, und um ihn herumſchwärmen. Dann bedient er ſich des Schwanzes, ſie zu verſcheuchen; immittelſt ſucht er aber ſeine Naſe ſorgfältig zu verbergen. Fallen ſie ihm nun klumpenweiſe auf den Pelz; ſo wälzt er ſich ſo lange, bis er die meiſten erdrückt hat.

Eine ſeiner größten Delikateſſen iſt der Igel, dem kein Hund wegen ſeiner Stacheln beykommen kann. Der Fuchs aber weiß ihn beſſer anzugreifen, wenn er ſich in ſein Stachelgewand eingewickelt hat. Entweder er kollert ihn mit ſeinen dickbehaarten Läuften ſo lange herum, bis der Igel matt wird, und ſich ausſtreckt; oder, wenn das nicht fruchten will, ſo ſetzt er ſich über ihn, und macht ihn mit ſeinem ſtinkenden Urin ſo naß, daß er ohnmächtig wird, und nachgiebt.

Außerdem iſt faſt kein Thier des Feldes vor ihm ſicher, wenn in ſeinem Reviere kein Wildpret mehr iſt. Dann geht er ſo gut auf die Mäuſe, Maulwürfe, Waſſermäuſe, und Ratzen, als vorher auf die Haſen und Kaninchen. Hat doch der berühmte Zergliederer Camper, in dem Magen von mehr als einem Fuchſe, nicht allein eine Ratze mit ihren Jungen, ſondern das ganze Neſt gefunden.

Spaziert er in den Gebüſchen herum, und es ſtoßt ihm eine Schlange oder Eidexe auf; ſo wird ſie nicht verſchmähet; doch verſchont er dieſe, wenn ers beſſer haben kann. In dem Frühjahr 1789 nach dem kalten Winter, da die Wildbahn hinter Thale ſehr gelitten hatte, hab' ich öfters Molche, die es in

 dieſem

dieſem Gehölze häufig giebt *), in ſeinem Magen gefunden.

Ja! man verſicherte mich, daß, wenn man die Zahl dieſer Räuber nicht immer zu vermindern ſuchte; ſo giengen ſie in kalten Wintern, wie der Wolf in Geſellſchaft, alte Rehe an, und zwar zu der Zeit, wenn der Schnee oben etwas übergefroren ſey, und das Reh nicht ſchnell genug laufen könne, ſondern durchtrete, da es denn einige Füchſe leicht einholen könnten.

In den ſteinichten flachen Waldbächen legt er ſich auch oft auf das Fiſchen und Krebſen. Wird er darinn einen Fiſch oder Krebs gewahr; ſo ſpringt er hinein, und holt ihn heraus. Hab' ich doch zuweilen Fröſche und Kröten in ſeinem Magen gefunden.

Sogar Inſekten und Würmer ſind in der Noth ſeine Nahrung. Er frißt Heuſchrecken, Käfer, Schnecken, Regenwürmer u. ſ. w.

Bey der Zergliederung eines, des Abends im Mondenſchein geſchoſſenen Fuchſes, hab' ich mich nicht wenig gewundert, in ſeinem Magen eine ganze Menge ſtahlblauer Roßkäfer **) zu finden, die er vermuthlich mit dem friſchen Pferdemiſte verſchlungen hatte, und die ſicher lebendig heruntergekommen waren. Was muß das Thier für Magenhäute haben, da dieſe Käfer mit ſo ſcharfen Krallen bewaffnet ſind, und ein Menſch ſo gleich mit Konvulſionen befallen wird, wenn er einen lebendigen Maykäfer verſchluckt?

Im höchſten Nothfall frißt er auch den Unrath anderer Thiere. Ob ſich dieſes aber bis auf den Menſchen-

*) Die ſchöne ſchwarz und gelb gefleckte Eidexe, Lacerta *Salamandra* Linn.

**) Scarabaeus *ſtercorarius* Linn.

ſchenkoth erſtrecke, wie einige behaupten, kann ich nicht entſcheiden.

Herr von Büffon erzählt eine Geſchichte, welche beweiſet, was die Füchſe nach guten Leckerbiſſen zu wagen im Stande ſind. „Ich ließ einmal, ſagt er, an einem Baume, neun Fuß von der Erde, Wildpret, Brot, Knochen, u. ſ. w. aufhängen. Des andern Morgens war der Platz unter dem Baume einer glatt geſchlagenen Scheunentenne ähnlich. So hatten ſich hier die Füchſe im Springen geübt. Einige hatten doch ihren Zweck erreicht, und Stücken abgeriſſen.

3. Unſere dritte Frage geht auf ſeine eigentliche Lebensart, oder wie lebt der Fuchs? Hier werd' ich Gelegenheit haben, ihnen ſein ſchlaues Betragen in allen Fällen, und mancherley Geſchichten von ſeinen Streichen zu erzählen, deren ich ſchon einige vorher bey ſeiner Art, ſich Nahrung zu verſchaffen, angeführt habe.

Unter allen Thieren des Erdbodens iſt von den älteſten Zeiten her, keines wegen ſeiner Liſt und Verſchlagenheit ſo berühmt geweſen, als der Fuchs. Wahr iſt es auch, daß kein Thier in der Art, ſeine Nahrung zu ſuchen, und andern Thieren nachzuſtellen, mehr Liſt beweiſet, als er. Aber ſeine Art, ſich zu erhalten, ſich zu wehren, ſich in Gefahren zu retten, oder vor denſelben in Acht zu nehmen, enthält ſo viele Merkwürdigkeiten, und beſondere Proben der Verſchlagenheit, daß man davon einen ganzen Naturroman ſchreiben könnte. Freylich haben die Jäger vieles vergrößert, und es ſind mancherley Erdichtungen darunter; dieſe aber abgerechnet, bleibt doch viel Wahres, das von der Liſt dieſes Thieres zeuget.

1. Der Umſtand verdient ſchon bemerkt zu werden, daß der Fuchs nie in dem nahen Bezirk ſeines Aufenthalts rauben wird, aus Furcht, deſto leichter entdeckt zu werden. Dieß iſt ſo wahr, daß davon das Sprůchwort entſtanden iſt: der Fuchs jagt niemals auf ſeinem Bau.

2. Stellen ſie ſich vor, wie lieb ihm ſein Leben iſt. Hat er ſich mit einer Pfote im Fuchseiſen gefangen; ſo iſt er von kurzer Reſolution, daß er ſich ſolche abfrißt, und mit drey Füßen ſein Leben rettet. In dieſer Art, ſich zu retten, hat er den Marder zum Kollegen.

3. Ein Fuchs, der einmal im Eiſen geweſen iſt, oder den das zuſchlagende Eiſen nicht gefaßt hat, wird ſich hüten, demſelben wieder nahe zu kommen: er mag ſo hungrig ſeyn, als er will: ſie mögen das Eiſen ſo ſorgfältig verdeckt — die Witterung ſo kråftig gemacht haben, als ſie wollen. Hat ſich aber ein Kaninchen, oder anderes Thier im Eiſen gefangen; ſo urtheilt der Fuchs als Philoſoph: die Maſchine habe ihre Wirkung gethan: — geht ohne Furcht zu, erſpart dem Jåger die Mühe, das Thier auszulöſen, und låßt ſichs wohlſchmecken. Kann man denen noch beypflichten, welche die Thiere zu bloßen Maſchinen machen?

4. Wenn alle Röhren des Baues mit Fallen beſetzt ſind; ſo wittert ſie der Fuchs gleich, und leidet lieber den grauſamſten Hunger, als daß er herausgienge. Man hat Beyſpiele, daß es einige in ihrem Bau vierzehn Tage ausgehalten haben, bis ſie der übermåßige Hunger getrieben, daß ſie ſich wüthend in die Fallen geſtürzt haben.

5. Wenn

5. Wenn man ſich mit dem Winde anſtellt, um des Abends auf ihn zu lauern; ſo wittert er das Schießpulver noch ſtärker, als den Menſchen. Hat der Jäger des Abends beym Anſtande ein Stück Wildpret geſchoſſen, und es iſt zu ſpät, es nach Hauſe zu bringen; ſo darf er nur ein Paarmal darauf ſpucken, oder ſein Waſſer dabey laſſen: Reineke wird ſich hüten, es anzufreſſen.

6. Wird ein Fuchs ausgegraben, und die Nacht kommt dem Jäger auf den Hals; ſo darf er nur einen Bogen weißes Papier in die Röhre legen. Der Fuchs bleibt gewiß darinn, und er kann des andern Tages weiter graben. Ja! er verhungert lieber in ſeinem Bau, als daß er darüber gehen ſollte.

Iſt es aber eine Füchſin, die Junge hat; ſo überwindet der Naturtrieb alle Furcht. Sie bleibt zwar die erſte Nacht darinn, hernach aber vergißt ſie ſich ſelbſt, und trägt die Jungen über das Papier.

7. Bey einem Treiben durch ein kleines Gehölz, ſollten ſie ſehen, wie vorſichtig der Fuchs zu Werke geht, wenn er unter einem Buſche gelegen hat, und mit aufgeſprengt iſt. Ich habe es hier, in unſerem kleinen Steinholze oft mit Vergnügen bemerkt. Wenn er aufſteht, und durch die Büſche ſchleicht; ſo hält er den Kopf ſtets ſchief, und ſeitwärts nach der Gegend hin, wo die Treiber rauſchen. Wie hebt er die Füße ſo hoch! Wie tritt er ſo leiſe zu! Zieht ſich das Geräuſch tiefer ins Holz; ſo ſteht er ſtill, und horcht, kehrt auch wohl wieder um. Kurz, er richtet ſich aufs genaueſte nach dem Schall der Treiber. Nie wird er nach ſeinem Baue zu laufen, wenn er gejagt wird, um ſolchen nicht zu entdecken. Daher geſchieht es denn oft, daß er vergißt,

nach der Witterung der andern Seite zu ſehen, und den Jägern im Anſtande zum Schuß kommt.

8. Hier auf dem Harze werden die Füchſe, nach der Jägerſprache, geludert: das heißt: es werden todte Pferde hingelegt, wobey ſie von der Jägerkanzel — einem hölzernen Häuschen auf einem hohen Baume, bey Mondenſchein, geſchoſſen werden.

Wenn man Gelegenheit hat, dieſe Jagd mit anzuſehen; ſo weiß man nicht, ob man über das poſſierliche Verfahren der Füchſe, ehe ſie ſich dem todten Pferde nähern, lachen, oder ſich wundern ſoll. Die Witterung des Menſchen auf der Kanzel geht über ſie weg.

Sobald ein lüſterner Fuchs, den die Witterung des Pferdes gelockt hat, angeſchlichen kommt, ſtutzt er, wenn er das Kadaver ſieht, und geht in einem weiten Kreiſe um daſſelbe herum, wobey er die Naſe hoch hält, um von allen Seiten herum die Witterung aufzunehmen. Es begegnete mir, daß ich nieſen mußte, als ein Fuchs nicht weit vom Pferde war, und ob ich es gleich dumpf in dem Schnupftuche verrichtete; ſo hörte ers doch. Wie fuhr er zuſammen, und kam nicht wieder!

Es währte nicht lange; ſo erſchien ein anderer, der eben das Manöver machte. Nachdem er im Kreiſe herumgeſchlichen war, fuhr er zuſammen, und gieng zurück: kam aber wieder, that verſchiedene Sprünge, bald links, bald rechts: ſogar einen über das Pferd weg, um zu ſehen, ob es ganz todt ſey, und alle Gefahren recht auszuwittern.

Oefters ſpringt er noch einmal zurück, und bleibt über eine Viertelſtunde aus. Seine Geduld iſt eiſern, und kann lange geprüft werden. Wenn er dann aber wieder=

wiederkommt, und noch alles, wie vorher findet; ſo beißt er an. In dieſer ganzen Zeit darf ſich der Jäger auf ſeiner Kanzel nicht rühren; ſonſt läßt er ihn, wenn es Winter iſt, deſto länger frieren.

9. Bey dem Aufſtellen der Fuchseiſen iſt die größte Vorſicht nöthig, wenn ſie die Verſchlagenheit des Fuchſes betrügen ſoll. Das Eiſen muß mit dem reinſten Gänſefett geſchmiert werden. Beym Stellen muß der Jäger Handſchuh und Socken an haben, damit ja nichts von ſeinem Schweiß daran komme. Es muß mit Reiſig, Spreu und Moos ſorgfältig verdeckt werden, damit er nichts von dem blanken Stahl erblicke. Auf der Falle wird eine von den Jägern zubereitete Lockſpeiſe*) wohl befeſtiget. Sonſt iſt es dem Fuchs leicht, ſie abzunehmen, ohne gefangen zu werden. Dieß iſt insgemein ein gebratener Hering, oder ein Hammelgekröſe, das in eine Brühe von Schweinefett, mit gebratenen Zwiebeln, und aufgelöſtem Campher getaucht, und einigemal an dem Orte herum geſchleift iſt, wo die Falle ſoll aufgeſtellt werden. Auch pflegt man einige Stückchen Brot in die Brühe zu tauchen, und in der Gegend bey der Falle herumzuſtreuen, damit der Fuchs immer lüſterner werde. Durch dieſe gehäuften Reizungen wird die fremde Witterung geſchwächt, und der Fuchs deſto mehr gelockt, darauf zu gehen.

Ein gewiſſer Müller hatte denn doch ein ſympathetiſches Mittel, ſeine Hühner vor dem Fuchs in Sicherheit zu ſtellen. Er wohnte mitten im Walde. Um der Mühle herum waren viele Fuchsbaue, und kein Fuchs vergriff ſich an ſeinen Hühnern. Das ganze

*) Mehrere ſolche Arten von Köder ſ. in Bechſteins Naturgeſchichte von Deutſchland I. 247.

Geheimniß beſtand darinn, daß er beſtändig in das Saufen der Hühner Stockfiſch einweichte, auch das Waſſer, wenn er Stockfiſch gekocht hatte, unter das Waſſer im Hühnertroge goß. Dieſer Geruch muß dem Fuchſe unerträglich ſeyn.

10. Bey einem Waldtreiben kam einmal ein Fuchs mit in die Laken. Es wurde nach ihm geſchoſſen, und er blieb dem Scheine nach liegen. Als das Wildpret zuſammengetragen, und auf den Wagen gelegt wurde, ſtieß ihn ein Jäger mit dem Fuße an. Da lief er hin. Wenn es nach allen Umſtänden wahr iſt; ſo hatte er ſich nur ſo geſtellt.

11. Die höchſte Probe von der Liſt des Fuchſes iſt wohl die, welche ein gewiſſer Doctor, Namens Gahrliep von ſeinem Fuchſe an der Kette erfahren. Dieſer war ſo zahm, daß er am Tage frey herumgieng, und nur des Abends angelegt wurde. Da der liſtige Reineke erſt merkte, daß das Halsband über den Kopf geſtreift werden konnte; ſo zog er es ab, und gab in der Nachbarſchaft auf den Hühnerhäuſern nächtliche Viſiten, kam aber vor Tage wieder, ſteckte den Kopf wieder durch ſein Halsband, und war von allem Verdachte frey. Alle Morgen kamen Klagen über die vielen gewürgten Hühner, und doch erſtaunte man, den Fuchs an ſeiner Kette zu ſehen. So ſchlau aber war der Patron, daß er ſich nie an den Hühnern ſeines Herrn vergriff. Endlich aber wurde er auf der That ertappt. Der Doctor mußte den Schaden erſetzen, und der Thäter wurde zur Anatomie verdammt.

12. Der Fuchs iſt ſchwer zu zähmen, zumal wenn er ſchon ziemlich groß eingefangen wird; doch hat man es dahin gebracht, einen ſolchen ſo zahm zu machen,

daß man ihn angreifen durfte. An einem Riemen lief er mit ins Feld, ſahe er aber Leute; ſo wollte er aus der Haut fahren *).

Wir kommen nun in unſrer Erzählung auf die

Fortpflanzung

des Fuchſes.

Wenn Reineke und ſeine Gemahlin ungeſtöhrt leben können; ſo bleiben ſie mehrentheils das ganze Jahr zuſammen. Die ſogenannte Begattungs- oder, wie die Jäger ſprechen, Rollzeit, fällt in das Ende des Jänners, und in den Anfang des Februars.

Das erſte Zeichen zur näheren Zuſammenkunft, oder die Loſung, giebt die Füchſin, und invitirt mit einer heiſern Stimme. Die Männchen verſtehen ſie nach dem, ihnen eingepflanzten Naturtriebe, und es finden ſich bald auch einige Galans ein, die zur Zeit der Gefahr mit ihr öfters in einen Bau flüchten, und ohne Eiferſucht beyſammen bleiben. Alſo friedfertiger als die Hunde, wenn ſie nicht die Furcht verſöhnt, wie in großen Waſſerfluthen Bär, Wolf und Hund beyſammen herum ſchwimmen, und an keine Feindſchaft denken, oder wie in ſolcher allgemeinen Noth Katze, Ratze, Hahn und Wieſel, auf dem Forſte des Hauſes ruhig beyſammen ſitzen.

Während der Paarzeit hält ſich die Füchſin ſehr eingezogen in ihrem Bau. Sie geht 60 Tage oder 9 Wochen trächtig, und wirft gewöhnlich zu Anfang des Mayes, öfters auch ſchon, nachdem die Witterung iſt, um die Mitte des Aprils, 3 — 9 Junge, nie-

*) S. des Herrn von Dieskau zoologiſche Bemerkungen im 15ten St. des Naturforſchers S. 153.

mals aber unter drey. Dieß geſchieht nur einmal im Jahre. Doch will man Beyſpiele haben, daß eine Füchſin zweymal geheckt habe.

Iſt die Zeit des Werfens vorhanden; ſo wird ein friſcher Bau tief gegraben, und unten in der Kammer das Wochenbette angelegt. Das Unterbette iſt das weichſte und feinſte Moos, und darauf kommt das Lager für die Jungen von der eigenen Wolle der treuen Mutter, die ſie ſich unter dem Bauche ausreißt.

Die Jungen kommen blind zur Welt, und bleiben es vierzehn Tage. Iſt es Zufall oder Abſicht, daß ſie es einige Tage länger, als die jungen Hunde bleiben? Nach Verlauf eines Monats führt die Mutter die Jungen ſchon vor den Eingang des Baues, und ſäugt ſie an der Sonne.

Um dieſe Zeit ſind Vater und Mutter geſchäftig, als wenn es die Pflicht der Aeltern wäre, die Kinder ſelbſt zu der nun anzufangenden eigenen Lebensart anzulehren. Sie tragen ihnen lebendiges junges Wildpret und Federvieh zu, womit ſie ſpielen müſſen. Die Natur ſagt es ihnen bald, das Spiel in Ernſt zu verwandeln. Denn es währt nicht lange; ſo würgen ſie das Thierchen oder Vögelchen, womit ſie erſt geſpielt haben. Ein Jedes reißt ein Stück ab, trägt es zu Loche, und läßt ſichs, unter beſtändigem Knurren, wie die Hunde, von dem andern nicht nehmen.

Die Jäger können es nicht poſſierlich genug beſchreiben, wenn ſich eine Fuchsfamilie vor dem Baue mit den Jungen ſonnt, und Vater und Mutter mit ihnen gemeinſchaftlich ſpielen. Da wird der alte ſchlaue Reineke ſelbſt wieder ein Kind, und dahlt, koſet und ſpielt in den poſſierlichſten Sprüngen und Grima-

cen

een mit ſeinen Kindern. Recht, als wenn es uns die Natur lehrte: mit den Kindern wieder Kind zu werden.

Die Treue der Füchſin gegen ihre Jungen iſt ſehr groß. Merkt ſie, daß ihre Familie von Menſchen oder Hunden ausgeſpürt iſt; ſo bleibt ſie keinen Augenblick im Baue; ſondern trägt, wie die Katzen, eins nach dem andern bey der Kehlhaut, in einen andern Bau, in einen dicken Buſch, oder ins Getreide. Die Jungen brauchen achtzehn Monate, bis zwey Jahre, zu ihrem völligen Wachsthum.

Im dritten Monat, um Jacobi, laufen ſie ſchon mit den Alten zu Felde, und treiben die poſſierlichſten Sprünge nach den Heuſchrecken oder Springpferden. Ja! ſie ſchnellen die gefangenen Feldmäuſe in die Luft, und fangen ſie mit dem Maule wieder. Ihre eigene Fortpflanzung möchte im erſten Jahre wohl noch nicht geſchehen.

Eigentlich paaren ſich die Füchſe nicht mit den Hunden. Die Natur ſelbſt ſcheint es zu widerlegen, da ſie geſchworne Feinde ſind; doch will man Beyſpiele haben, daß ſie fruchtbare Baſtarte mit ihnen gezeuget haben. Der Förſter von Mongwell in Oxfordſhire hat eine Hündin, welche ihm beſtändig folgt, und die von einer zahmen Füchſin geboren iſt, die ein kleiner Schäferhund belegt hatte. Dieſer Baſtart iſt weiblichen Geſchlechts, und hat auch, von einem Hunde befruchtet, Junge geworfen *). So viel iſt gewiß, daß die Hunde das andere Geſchlecht der Füchſe nicht immer feindſelig behandeln. Wenn die Windhunde einen Fuchs verfolgen, und es iſt eine Füchſin, ſo ſollen ſie, wenn

*) S. Pallas nordiſche Beyträge I. 154.

wenn ſie ihr nahe kommen, ganz freundlich mit ihr thun, und alle Feindſeligkeit vergeſſen. Daher wohl das Sprüchwort: er will den Fuchs nicht beißen.

Noch ein Beyſpiel der Treue einer Füchſin gegen ihre Jungen muß ich anführen, das ich ſelbſt erlebt habe. In des Herrn von Rochows Gebiete zu Recane läßt der Jäger eine Füchſin, die eben Junge hatte, ausgraben. Oben auf dem Bau ſteht er mit der Flinte, um dem herauslaufenden Fuchſe die Salve zu geben.

Als die Füchſin ihre Jungen verlaſſen, und heraus muß; ſo läuft ſie nicht, wie gewöhnlich, geſchwind davon; ſondern bleibt ſtehen, ſtellt ſich vor ihm hin, und bellt ihn wüthend an. Als ſie das gethan, ſchleicht ſie langſam fort. Der Jäger ſchießt zwar hinter her, fehlt aber; denn der unerwartete Vorfall hatte ihn aus der Faſſung gebracht. Bloß die Liebe zu ihren Jungen, die ſie verlaſſen mußte, hatte ſie wider ihr Naturell, da ſie ſonſt ſo ſcheu iſt, jetzt ſo kühn gemacht.

Das Vaterland

des Fuchſes ſind alle Welttheile. Er hat ſich vom Polarzirkel bis gegen den Aequator verbreitet. Ja! er geht höher nach Norden hinauf, als irgend ein anderes vierfüßiges Thier. Nach der Verſchiedenheit des Klima giebt es weiße, graue, ſilberfarbene, blaue und ſchwarze Füchſe, die als ſo viel verſchiedene Racen, zu einem Stamme gehören, ob wir gleich nicht beweiſen können, daß die rothbraunen dieſer Stamm ſind.

Die rothbraunen finden ſich in Geſellſchaft der weißen, auf Ißland, in Norwegen, Lappland, Sibirien, Kamtſchatka, China und Japan; in dem

dem wilden und bewohnten Europa durchgängig, und zwar zwo verſchiedene Racen: der Birkfuchs und Brandfuchs.

Der erſte iſt der eigentlich, bey uns gemeine Wald- Feld- und Hundfuchs, der wieder zwo Spielarten unter ſich hat: den Brand- und Kreuzfuchs.

a. Der Brand- oder Rothfuchs *) iſt etwas kleiner als der Birkfuchs. Sein vorzüglichſtes Unterſcheidungszeichen beſtehet in der ſchwarzen Schwanzſpitze, und in dem gleichſam brennend rothen Haare.

b. Der Kreuzfuchs **) mit weißgelblichen Haaren, und einem ſchwarzen Kreuz über dem Rücken. Man hält ihn für einen Ausländer: er iſt aber doch ohnlängſt im Waldeckiſchen geſchoſſen worden.

In den heißen Ländern iſt er allenthalben bis an die Goldküſte und Aethiopien. In Afrika aber ſelten, und in Amerika auf allen engliſchen Kolonien.

Von den ißländiſchen braunen und weißen Füchſen (Lagopus) muß ich ihnen noch eine Anekdote erzählen, für deren Gewißheit ich aber nicht bürge. „Beyde Arten thun daſelbſt an den Schafen, ſogar an den erwachſenen Hammeln, großen Schaden. Sie haken ſich in die Wolle, und laſſen ſich ſo lange mit fortſchleppen, bis das Thier ermüdet iſt, da ſie ihm denn die Kehle abbeißen, und das Blut mit feſtzugemachten Augen ſaufen. Wer den Fuchs in dieſem Zuſtande trifft, kann ihn leicht greifen, oder mit einem Steine tödten.

*) S. *Gmelin* ed. 13. Syſt. Nat. *Linn.* I. p. 74. Sp. 5. Canis *Alopex*. Eine eigene Art.

**) Ib. p. 75. Sp. 6. Canis *Lagopus* B. Vulpes *crucigera*.

tödten. Iſt der Hammel allzuſtark; ſo geſchiehet es, daß der Fuchs ſchwindlicht, und zu Tode geſchleift wird; daher zuweilen ein ſolches Schaf mit dem in der Wolle hangenden Fuchsgerippe wieder gefunden wird *)."

Die Feinde

des Fuchſes betreffend; ſo rechnen wir dahin

1. Die Krankheiten, denen er unterworfen iſt. Dieß iſt vorzüglich die Räude, die ihn um die Heckezeit befällt, und die er nicht eher als im Oktober wieder verliert.

Ferner die wahre Hundswuth, bey welcher ſein Biß eben die Wirkungen hat, als der Biß eines tollen Hundes. In England wurde ein Pachter durch den Lärm im Kuhſtalle aufgeweckt. Als er nachſahe, fand er einen tollen Fuchs im Stalle, der das Vieh gebiſſen hatte, und auch ihn in die Hand biß. Der Mann gieng nach dem Orte, wo ein bewährtes Mittel gegen dieſes Uebel zu haben war. Ehe er aber zurückkehrte, bekam er ſchon die Waſſerſcheu, woran er auch ſterben mußte.

2. Seine Hauptfeinde ſind Menſchen und Hunde. Und wenn ihm gleich die Krähen, Raben und Amſeln nichts thun können; ſo verfolgen ſie ihn doch im Felde und Gebüſche unter beſtändigem Geſchrey, und verrathen ihn andern Thieren.

3. Von den Eingeweidewürmern hab' ich ſchon oben geredet. Spul- und Bandwürmer hab' ich im Fuchs gefunden; aber noch keinen Blaſenwurm.

4. Seine größte Plage ſind die Flöhe, die ſich beſonders zur Zeit der Räude ſtark nach ihm ziehen, und

*) S. Olaffens Reiſe durch Island. I. 31.

und ſich unglaublich vermehren, daß öfters ſein Fell ein Gewimmel von Flöhen iſt.

Die Jäger behaupten für gewiß, daß der Fuchs, um ihrer los zu werden, das Maul voll Moos nähme, und rücklings bis an den Hals ins Waſſer gienge. Wenn ſich nun die Flöhe alle in das trockene Moos geflüchtet hätten, ſo ließe ers fahren. Mir ſcheint es eine Legende zu ſeyn, wenn es gleich die norwegiſchen Bauern nach dem Pontoppidan, auch verſichern.

5. **Bittere Mandeln** verurſachen ihm Zuckungen, und den Tod ſowohl als den Eichhörnchen, und allen blindgebornen.

Wie groß

der Schaden

ſey, den dieſes Thier dem Menſchen thue, ergiebt ſich aus ſeiner ganzen Lebensart. Er iſt ſo groß, daß er ſeinen Nutzen wohl überwiegen möchte. Es bleibt immer ein für die Oekonomie und Jagd ſehr ſchädliches Thier, auf deſſen Verminderung man bedacht ſeyn muß. Denn wo viele Füchſe hauſen dürfen, findet man in kurzer Zeit im ganzen Reviere keine Haſen und Hühner mehr. Daher hat man von Seiten der Menſchen alle mögliche Arten von Mitteln und Fallen erdacht, ihn zu vertilgen *).

Der Nutzen,

den der Menſch von dieſem Thiere hat, iſt nicht ganz unbeträchtlich.

1. Iſt der Fuchs doch gewiſſermaßen auch ein **Wohlthäter** für die Menſchen, da er ſo manche ſchädliche

*) Von dieſen verſchiedenen Arten der Jagd ſ. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 244 ff.

liche Thiere, als Hamſter, Feld- und Waſſermäuſe, Schlangen, Eidexen, Kröten, Schnecken, Heuſchrecken und Käfer ausrottet.

2. Sein Fleiſch dient zu mancherley Gebrauch. Da es eine ſtarke Witterung auch noch im Tode behält; ſo pflegen die Jäger damit die Hunde abzurichten, mit welchen ſie Füchſe jagen und fangen wollen.

Zwar wird das Fuchsfleiſch in unſern Gegenden nicht gegeſſen; aber doch in andern Welttheilen und Gegenden. Die Grönländer machen viel daraus, wenn ſie es nur haben können; nicht minder die armen Lappen, Tunguſen und Oſtiaken. Es ſoll in dieſen Gegenden ein gebratener Fuchs ſo gut als ein Haſenbraten ſchmecken.

3. Der Balg iſt das vorzüglichſte an dieſem Thiere. Daher das Sprüchwort: der Fuchs muß mit ſeinem Balge bezahlen.

Vom May bis zum erſten September kann nur davon der Hutmacher die Haare nutzen; die übrigen Wintermonate aber gehört der Balg für den Kürſchner zu Pelzen, Mützen, Müffen, Handſchuhen, Fußſäcken u. ſ. w. Die alten Bälge mit weißen Kehlen ſind im größten Werth.

Der Schwanz wird im Winter in den Müffen, und als Halsband getragen. Man bedient ſich ihrer auch als Kehrbeſen und Flederwiſche.

Der neueſte Nutzen derſelben hat ſich erſt bey der Elektrizität geoffenbart, da der mit Pech überzogene, und mit einem Fuchsſchwanze ſtark gepeitſchte Elektrizitätsträger, weit ſtärkere Wirkung thut, als wenn er mit einem Katzenfelle gerieben wird.

Die

Die ausländiſchen Fuchsfelle ſind in noch größerem Werth. In der ſüdlichen Tartarey, zwiſchen den Inſeln um Kamtſchatka, giebt es einen ſchwarzen Fuchs, etwas größer als der Birkfuchs, der das feinſte und theuerſte Pelzwerk liefert, und deſſen Balg oft mit vielen Rubeln bezahlt wird.

Um des Balges willen ziehen die Oſtiaken junge Füchſe auf, und füttern ſie mit Fiſchabgängen. Sogar ihre Weiber müſſen ſie ſäugen. Da aber ein magerer Fuchs einen beſſern Pelz ſetzt; ſo zerbrechen ſie ihnen ein Bein, damit ſie vor Schmerz nicht viel freſſen.

5. In einigen kalten Gegenden beſtreichen ſich die Eingebornen, wenn ſie auf die Jagd gehen, die Hände mit Fuchsfett; ſo ſollen ſie nicht erfrieren.

6. Iſt doch ſchon, wie Plutarch erzählt, der Fuchs in Thracien den Leuten ein Eisbarometer geweſen. Sie giengen nicht eher über das Eis, als bis ein Fuchs darüber gegangen war. Denn will er darüber gehen; ſo hält er das Ohr aufs Eis, und merkt aus dem Geräuſch des Waſſers, ob es dick genug iſt.

Zu den Naturirrthümern und Vorurtheilen rechne ich

1. Die ſchon oben angeführte Anekdote von der Erledigung der Flöhe.

2. Daß er ſich, wie erzählt wird, an den Fahrweg lege, ſich todtſtelle, die Zunge ausſtrecke, und die Krähen, die ihn als Aas behandeln wollten, wegſchnappe. Er frißt keine Aasvögel.

3. Daß einmal ein Mann geſehen habe, wie ein Fuchs am Ufer eine Reihe Dorſchköpfe vor ſich hinge-

hingeſtellt, und die darnach kommenden Krähen weggefangen habe. Hätte er Dorſchköpfe; ſo durfte er auf die Krähen nicht warten.

4. Daß er ſeinen Schwanz zum Krebsfange ins Waſſer hänge. Er kann die Krebſe leichter haben. Vermuthlich hat ſich einmal zufälliger Weiſe ein Krebs an den Schwanz gehängt. Daraus hat man ihn gleich zum Krebsjäger gemacht.

5. Die mediziniſchen Vorurtheile, die noch unter den Jägern und Forſtleuten üblich, unter vernünftigen Aerzten aber abgekommen ſind, ſind folgende:

Fuchsfett dient wider das Seitenſtechen.
Gebrannte Fuchslunge kurirt die Schwindſucht.
Leber und Milz heilen die Fehler an eben dieſen Theilen des menſchlichen Körpers.
Fuchsöhl, Fuchskoth, und die eingemachte Zunge, haben die Jäger, wegen ihrer Finanzen, dem Landmann wider allerley Plagen angeprieſen.

So ungegründet alle dieſe Mittel ſeyn mögen; ſo wahr ſind doch alle Sprüchwörter, zu welchen der Fuchs durch einen Umſtand in ſeiner Lebensart, oder durch eine Probe ſeiner Liſt, Anlaß gegeben hat. Die mir bekannt gewordenen, außer den oben ſchon angeführten, ſind folgende, die ſie ſich ſelbſt erklären mögen.

Der Fuchs weiß mehr als ein Loch.
Der weiß den Fuchsſchwanz recht zu ſtreichen.
Füchſe muß man mit Füchſen fangen.
Er muß den Fuchs ſchleppen.
Er bringt den Fuchs mit.
Der Wolf und der Fuchs laſſen wohl ihre Haare, aber nicht ihre Tücke fahren.

Schrift-

Schriftſteller.

Die beſten hierher gehörigen Nachrichten finden ſie im Büffon nach Martini: Müllers Linne'iſchen Naturſyſtem I. 224. Krünitz ökonomiſcher Enzyklopädie XV. 364. Erxleben Mammal. p. 561. Bechſteins gemeinnütziger Naturgeſchichte Deutſchlands I. 234. (Fährte Tab. XIV. F. 2.)

Die beſten Abbildungen aber in Schrebers Säugthieren III. Tab. 90. (Vom Brandfuchs Tab. 91. vom Kreuzfuchs Tab. 93.) in Müllers Linn. N. Syſt. I. Tab. 31. F. 3. Auch im Büffon III. Tab. 58.

Wird künftig einmal einer unter ihnen ein Jäger, deſſen Pflicht es erfordert, Fuchseiſen zu legen, dem empfehle ich beſonders in den ſchwediſchen Abhandlungen IX Bande S. 192 Gartmanns Erinnerungen, wie Fuchseiſen zu legen und zu beobachten ſind.

Ich führe ſie nun in der dritten Ordnung der Raubthiere zu einer neuen Gattung. Es iſt ſolches nach unſerem Plan von europäiſchen Thieren

II. Die zwote Gattung,

welche, wie man zu reden pflegt, das ganze Katzengeſchlecht in ſich faßt.

In dieſer Gattung befinden ſich die allergrauſamſten fürchterlichſten Raubthiere, als Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, mit allen ihren Racen, die uns aber dießmal nichts angehen. Jedoch wollen wir uns

die allgemeinen Kennzeichen dieſer zwoten Gattung merken, welche ſie alle ſamt und ſonders von dem Löwen, bis zu unſerer Hauskatze beſitzen:

1. In beyden Kinnladen befinden ſich ſechs gleiche ſpitzige Vorderzähne.
2. Die Eckzähne ſind einzeln, lang und keilförmig.
3. Auf jeder Seite ſtehen drey zackige Backenzähne.
4. Die Zunge iſt rauh mit rückwärts gekehrten kurzen Spitzen.
5. An den Vorderfüßen befinden ſich fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen, mit krummen, ſpitzigen, hornartigen Krallen, die recht zum Zerreißen gemacht ſind.

Das vorzüglich Eigene hierbey iſt dieſes, daß ſie in häutigen Scheiden liegen, und wie in ein Futteral können zurückgezogen werden, damit ſie ſich im Gehen nicht abnutzen.

Die Fährte iſt rund und die Fußſtapfen liegen in einer krummen Linie, wie ein Zickzack hinter einander. Der Hinterfuß tritt allezeit in die Vorderſpur.

6. Der Kopf iſt rund, und bey weitem nicht ſo vorgeſtreckt, als bey dem Hundegeſchlecht.
7. Die Unterlippe kürzer als die obere. Das Maul mit ſtarken Barthaaren beſetzt. Im Dunkeln blitzen die Augen, und haben eine eigene Elektrizität, weil alle zu dieſer Gattung gehörige Thiere Nachtthiere ſind.
8. Die Ohren zugeſpitzt, und der Schwanz faſt immer lang und knorplicht.

Von

Von dieſer Gattung giebt es nur in Europa zwo Arten: die Katze und den Luchs.

A. Von der Katze zuerſt. Ein Thier, das mit dem Löwen und Tiger die Ehre hat, eine Gattung auszumachen, iſt doch immer unſerer Betrachtung würdig. Dem Scheine nach, glauben viele, daß ihnen dieſes Thier bekannt genug iſt, weil ſie es täglich im Hauſe ſehen, mit demſelben zu Bette gehen, und es zum Favoriten machen; allein es kommen in ſeiner Naturgeſchichte Merkwürdigkeiten vor, die in der That viele noch nicht wiſſen.

Gewiß iſt es, daß die Hauskatzen von den wilden Katzen abſtammen, die ſich noch in den großen Harzwäldern aufhalten. Durch Wohnung, Futter und Lebensart ſind ſie in der Größe und Farben ausgeartet, ſo daß die erſtern allezeit kleiner ſind, und ſich ſehr in den Farben verändern; die wilden aber ihre fahlgelbe ſchwarzgeſtreifte Farbe des Fells ſtandhaft behalten, und darinn wirklich etwas ähnliches mit der Farbe des wahren Tigers haben.

Von der Katze haben wir alſo in der That nunmehro zwo Racen: die zahme und wilde. Die Naturgeſchichte dieſes Thiers iſt reich an den angenehmſten Anekdoten.

1. Die zahme Hauskatze *).

Beſchreibung des Thiers.

Das Hauptunterſcheidungszeichen bey allem, was Katze heißt, iſt der lange, geringelte Schwanz,

 und

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn.* ed. 13. I. p. 80. Sp. 6. Felis *Catus*.

und die Streifen, die auf dem Rücken der Länge nach; an den Seiten aber in der Quere laufen.

Der Name des Thiers iſt ſehr allgemein und bekannt. Im Niederſächſiſchen lautet er Katte, und ſcheint faſt davon in alle andere neuere Sprachen übergegangen zu ſeyn. Eigentlich kommt nach dem Sprachgebrauch der Name Katze dem weiblichen; Kater aber dem männlichen Geſchlechte zu.

Ob der Name Katte, Catus, von Klug, oder von Capere, Fangen, herkomme, dabey wollen wir uns nicht aufhalten. Das aber iſt artig, und merkwürdig, daß in einem alten, zu Ulm 1483 gedruckten Buche, das den Titel führt: Kelila und Dimme, die Katze beſtändig der Maushund genennet wird.

Im gemeinen Leben führt ſie noch verſchiedene Namen, inſonderheit wenn ſie gerufen und geſchmeichelt wird: z. B. Hiez, Heinz, Miez, u. ſ. w. In dem ſinnreichen Fabelbuche: Reineke, der Fuchs, heißt ſie als Kater, beſtändig Heinz oder Hinze, und es wird auch darinn ihr Naturell, wie des Fuchſes, ſehr treffend geſchildert.

Nach ihrem Naturell und ganzen Körperbau, gehören die Katzen zu den liſtigſten und bösartigſten Raubthieren, da ſie wie der Löwe, auch im Sprunge ihren Raub faſſen und zerreißen. Alles an dieſen Thieren: Kopf, Augen, Naſe, Schnurrbart, Gebiß, Pfoten und Krallen, ſelbſt der Schwanz, iſt ſo eingerichtet, daß ſie ſich ihres Raubes auf die leichteſte Art bemächtigen können.

Die Größe der Katzen iſt verſchieden, nachdem ihre Nahrung und Wohnung beſchaffen iſt. Gewöhnlich

lich iſt ihre ganze Größe 1¾ Fuß; der Schwanz 1½ Fuß lang, und ihre Höhe faſt 1 Fuß.

Der Kopf iſt beſonders ſtark, rund und gewölbt, daß er einen ziemlichen Stoß aushalten kann, deren es bey ihren nächtlichen Wanderungen, beym Springen und Fallen, nicht wenig geben mag. Das Geſicht breit und kurz. Das Maul vorzüglich klein. Daher ihnen auch das Kauen ſchwer wird. Die Naſe vorn, wo ſie kahl iſt, dreyeckig, und mitten durch eine ſenkrechte Furche.

Um den Lippen herum ſtehen fünf Reihen Barthaare von ungleicher Größe, das Maul vor Verletzung zu bewahren, wenn ſie auf ihren Raub zuſchießen, oder durch enge Löcher kriechen, und den Biß der Wieſeln und Ratzen abzuhalten. Die Ohren ſind zugeſpitzt, inwendig kahl, aufgerichtet, gerade vorwärts offen, und vor- und rückwärts beweglich. Wenn die Katze mit den Ohren und Schwanze ſpielt, kann man merken, was ſie im Schilde führt. Die Zähne hab' ich ſchon beſchrieben.

Die Augen haben eine ganz beſondere Einrichtung. Sie ſtehen weit vor, und ſind grüngelblich, wie Glas. Bey Menſchen und Thieren kann ſich der Stern bey ſchwachem Lichte erweitern, bey ſtärkerem aber zuſammenziehen. Dieß iſt bey den Katzen ſo beträchtlich, daß ihr Stern, der ſich im Dunkeln zu einer runden Kugel erweitert, und wie Feuer blitzt, oder auch wie eine Kohle leuchtet, ſich am hellen Tage, oder bey ſtarkem Lichte, wie eine ſchmale Linie zuſammenzieht. Des Nachts können ſie viel ſchärfer als am Tage ſehen, da ihnen vielleicht durch die innere Elektrizität des Auges der Weg erhellt wird, welches ihnen auch bey ihrer

Ratzen- und Mäuſejagd in den finſterſten Schlupfwinkeln unentbehrlich iſt.

Wenn man mit einer Katze ſpielt, und ſie ins Geſicht ſchlägt; ſo zieht ſie die Augen tief ein, und verſchließt ſie völlig. Oeffnet ſie ſolche wieder; ſo ſieht man, wie ſich der runde Stern allmählig wieder in eine länglichte Querſpalte zuſammenzieht.

Von dem ſcharfen Geſicht der Katzen im Dunkeln iſt wohl das Sprüchwort entſtanden, wenn ein Menſch ſehr gut und ſcharf ſehen, auch im Dunkeln ſich behelfen kann: er hat Katzenaugen.

Die Naſe iſt etwas erhaben; die Naſenlöcher klein; der Geruch zwar ſcharf, geht aber nicht ſehr weit, bey den wilden ungleich ſtärker; hingegen das Gehör deſto leiſer und reizbarer.

Nicht ein Sinn allein; ſondern alle in ihrer Verbindung, ſind den Katzen zu ihrer Lebensart, und inſonderheit dazu behülflich, ſich von einem Orte wieder zum andern zu finden, wozu denn auch die Erinnerungskraft der Seele das ihrige beyträgt. Ich werde davon unten merkwürdige Beyſpiele anführen.

Das Maul der Katzen mit ſeinem Zubehör ſcheint, in Vergleichung mit andern Thieren, die lauter ſpitzige Zähne haben, ſehr klein zu ſeyn. Wegen der Kürze und Stellung der Zähne können ſie nur ſehr langſam und nicht ohne Beſchwerlichkeit kauen, wie man ſelbſt ſehen kann, daß es ihnen Mühe macht. Denn die Zähne können ihnen nur behülflich ſeyn, die Speiſen zu zerreißen, nicht aber, wie der Hund, der keinen Knochen übrig läßt, zu zermalmen. Daher pflegen ſie ſich auch immer die weichſten Speiſen auszuſuchen.

Deſſen

Deſſen ungeachtet beißen ſie mörderlich, wie man ſehen kann, wenn ſie den Ratzen und Mäuſen Kopf und Rückgrat zerknirſchen. Auch der Menſch hat Urſache, ſich vor ihrem Biß in Acht zu nehmen.

Die **Barthaare** ſind beynahe wie Schweinsborſten. Sie ſind ſo ſteif, daß ſie einen Schnurr- und Knebelbart formiren. Die längſten haben wohl drey Zoll. Ich muß noch einmal darauf kommen. Man glaubt, daß ſie des Nachts im Dunkeln den Sinn des Gefühls erleichtern. Allein mir bleibt es am wahrſcheinlichſten, daß ſie die Natur dazu gegeben hat, ſich bey dem Durchfahren durch enge Löcher das Maul nicht zu verletzen. Zu gleicher Abſicht hat der **Hamſter** ſo ſtarke Barthaare, bey dem Ein- und Ausfahren aus den Löchern ſich Naſe und Maul zu beſchützen. Eine Nebenabſicht kann ſeyn, eine Ratze und Maus, wenn ſie die Katze gefaßt hat, abzuhalten, ihr ins Maul zu beißen. Eine gefangene Ratze wehrt ſich deſperat. Der Fang der Katze geht insgemein nach dem Genick, oder ſie faßt ſie quer durchs Rückgrat. Die Ratze beugt ſich im Maule der Katze ſtark herum, um ſie zu beißen, und dadurch loszukommen. Geräth ſie aber an die ſpitzen Barthaare der Katze; ſo ſtechen ihr ſolche ins Maul, in die Naſe und Augen, daß ſie nicht zum Biß kommen kann.

Körper, Füße und **Schwanz** leiſten ihnen im Gehen, Kriechen und Springen vollkommene Dienſte. Wie ſchlank und geſchmeidig iſt der erſte? Daher können ſie auch durch ziemlich enge Löcher kommen.

Die **Füße** haben wohl verwahrte, und mit einer ziemlich harten Hornhaut überzogene **Ballen**, die auf allen Seiten mit einem Haarwulſt umgeben ſind, worauf

 ſie

ſie ſo leiſe ſchleichen, daß ſie ſich ſelbſt nicht hören, und den Thieren, die ſie beſchleichen wollen, nahe beykommen können.

Die Krallen ſind gekrümmt und ſichelförmig; ſo ſpitz und ſcharf, daß ſie in alle, nicht zu harte Körper, wie Haken, eingreifen. Sie ſtecken in Scheiden, und werden nicht eher ausgezogen, als bis ſie ihren Raub ergreifen, oder klettern wollen. Hat eine Katze eine Maus oder Ratze auf dem Korn, und iſt ihr ſo nahe, daß ſie ihres Sprunges nicht verfehlt; ſo iſt das erſte, ihr mit einem Fuße die Krallen in den Rücken zu ſchlagen, mit dem andern ſie niederzuhalten, und mit den Zähnen im Genick zu ſitzen.

Wenn eine Katze an einer hohen Gartenthür hinauf und über die Blanke ſetzen will; ſo thut ſie einen Sprung bis in die Mitte der Thür, ſchlägt die Krallen ein, und der zweete Satz bringt ſie ſchon oben auf die Wand.

Der Schwanz hat eine ungemeine Federkraft zum Springen, und vertritt die Stelle des Ruders. Wenn ſie von einem Dache zum andern ſetzen, oder in Angſt und Verlegenheit gerathen; ſo iſt es erſtaunlich, was ſie für Sprünge thun können, wobey der Schwanz immer gerade in der Luft ſteht, durch ſeine Bewegungen dem Körper die Richtung zu geben.

Dieſer iſt es, der ihnen auch beym Fallen von den höchſten Dächern das Gleichgewicht giebt, daß ſie faſt immer auf den Füßen zu ſtehen kommen. Daher wird ſich keine Katze todtfallen. Dieſer iſt es, den ſie beſtändig drehet, und damit leiſe um ſich ſchlägt, wenn ſie im Begriff iſt, einen Schuß auf eine Maus zu thun, um ihres Sieges nicht zu verfehlen. So ſoll

der

der Löwe auch mit dem Schwanze um ſich ſchlagen, wenn er ſeinen Sprung thun will.

Gleichwie die Natur den äußerlichen Körperbau dieſer Thiere mit allem verſehen hat, was zu ihrer Erhaltung und Lebensart erfordert wird; ſo iſt ihr innerer Bau nicht minder zu dieſen Abſichten weislich eingerichtet, wovon mich

die Zergliederung

von mehr als 200 Katzen überzeugt hat. Ich habe mich mit der Zergliederung beyder Geſchlechter, aber vorzüglich des weiblichen abgegeben.

Das Weibchen, oder die Katzenmutter iſt allezeit ſchlanker, als der Kater, hat eine ſpitzere Schnauze, und nicht die dicken Backen des Männchens. Inſonderheit war mirs um die trächtigen Mütter zu thun, und bey der häufigen Zergliederung derſelben hab' ich Gelegenheit gehabt, die verborgenſten Wunder der Natur zu entdecken, und die Ungebornen nach allen Graden der Größe — von einer Linie bis zu zween Zoll in der Länge gefunden.

Ganz anders hab' ich die Einfutterung und Lage der Ungebornen bey den Katzen als bey den Hündinnen wahrgenommen. Das Gehäuſe, oder das Behältniß, worinn die Katze ihre Jungen trägt, beſtehet aus vier bis fünf häutigen Kugeln, die durch einen Zwiſchenkanal mit einander verbunden ſind, oder an einem gemeinſchaftlichen Strange ſitzen, daß das dritte und zweyte Junge durch eben dieſen Kanal zur Geburt gelangen kann, durch welchen das erſte auspaſſirt iſt. Je mehr die jungen Kätzchen in ihren verſchloſſenen Zellen wachſen, deſto ſtärker werden dieſe

Kugeln

Kugeln äußerlich geſpannt, daß man ſie öfters nicht eindrücken kann.

In der That iſt es doch merkwürdig, daß das zarte Kätzchen in dieſer Zelle, oder geſpannten Kugel, in drey beſondern Häuten eingeſchloſſen iſt. Die äußerſte iſt lederartig, und ziemlich dicke. Dieſe hängt mit den übrigen durch den vorher genannten gemeinſchaftlichen Kanal zuſammen, durch welchen jede Frucht zur Geburt durchſchlüpfen muß.

Schneidet man dieſe Außenhaut auf, und klappt ſie zurück; ſo liegt darinne die Kugel mit der Frucht ganz frey, ohne im mindeſten woran befeſtiget zu ſeyn. Die zwote Haut, oder der Ueberzug über die Frucht, iſt eine glatte, drüſichte Speckhaut, die ſich leicht ablöſen läßt. Dieſe muß man behutſam öffnen, wenn man nicht das unmittelbar darunter liegende dritte Waſſerhäutchen mit der Frucht verletzen will. In dieſem ſchwimmt der kleine Einſiedler, und wird darinn durch den, mit der Mutter verbundenen Nabelkanal, wunderbar ernährt.

Schon dieſe Einrichtung zeigt uns verehrungswürdige Geſetze einer Weisheit, vor welcher kein blindes Ungefähr beſtehen kann. Bey vielen andern zergliederten Säugthieren hab' ich dieſe Bildung und Einrichtung nicht gefunden. Faſt ſcheint es, daß die Natur bey dieſen und allen ſtark ſpringenden Thieren, wodurch nothwendig gewaltſame Erſchütterungen auf die Frucht fallen müſſen, dieſelbe ſo vielfach, ſo ſorgfältig habe verwahren wollen.

So klein auch die Frucht von einigen Tagen iſt; ſo iſt ſie doch ſchon völlig gebildet, daß man es ihr anſehen kann, was ſie werden ſoll. In dieſer Abſicht hab'

hab' ich eben ſo kleine Füchſe, Ratzen, Eichhörnchen, u. ſ. w. mit den jungen Kätzchen von einigen Linien verglichen, und den merklichſten Unterſchied in ihrer ganzen Bauart gefunden.

Einem Kätzchen von 14 Tagen kann man es an dem dicken Kopfe, und dem ſchon daran befindlichen Schnurrbarte deutlich anſehen, daß es ein kleiner rüſtiger Kater werden will. Bey der Zergliederung einer belaufenen Katze von drey Tagen, fand ich das befruchtete Ey in dem innerſten Häutchen der Zelle in der Entwickelung, ſo daß es ſchon das Närbchen ausgeſetzt hatte, wo der Keim aufbrechen wollte. Sind die Wunder der Allmacht im Verborgenen nicht ſo groß, als die in den Stralen der Sonne?

In der Geſchichte der Eingeweidewürmer haben die Katzen mehr Licht gegeben, als hundert andere Thiere. Sie ſind mit Spulwürmern reichlich, zugleich aber mit zwey bis dreyerley Arten merkwürdiger Bandwürmer bevölkert, unter welchen der zackengliedrichte Bandwurm mit dem größten und ſichtbarſten Kopfe unter allen, dem Katzengeſchlecht vorzüglich eigen zu ſeyn ſcheint. Oefters haben ſie ſo viele, daß der ganze Darmkanal damit ausgeſtopft iſt *).

Die Lebensart

der Katzen hat ihre beſondere Merkwürdigkeiten, wie ſie bald vernehmen werden. Unſere erſte Frage iſt wieder: wo lebt die Katze? wo iſt ihr Aufenthalt? Die zahmen Hauskatzen leben in den Häuſern und Wohnungen der Menſchen, ſie gehören aber nur halb

zu

*) S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer ꝛc. S. 80. 82. 311. Tab. XXIV. XXV.

zu den Hausthieren, ob ſie gleich bey vielen Liebhabern die Stelle der Favoriten vertreten, und ihnen Stuben, Betten, und andere Bequemlichkeiten erlaubt werden. Denn ſie ſind den Menſchen ſchlechterdings nicht mit der ehrlichen Treue, als der Hund, ergeben. Dieſer bleibt ſeinem Herrn auch an der Kette, bey Waſſer und Brot, getreu; die Katzen aber verlaſſen die Häuſer, wo es ihnen nicht mehr gefällt, und nicht ſelten werden aus den Dorfkatzen, welche Gelegenheit haben, die Felder und nahen Waldungen zu beſuchen, wieder wilde Katzen.

Nie werden die Katzen, wie der Hund, auf Befehl des Herrn häusliche Dienſte verrichten. Daß ſie Ratzen und Mäuſe fangen, thun ſie nie auf Befehl; ſondern aus freyem Naturtriebe, und eine eingeſperrte Katze wird ſich nie bequemen, Mäuſe zu fangen, wenn ſie auch über ſie herliefen *). Die Katzen leben alſo in den Häuſern, als völlig freye Thiere, weil nichts vermögend iſt, ſie an einem Orte zu behalten, wo ſie nicht Luſt haben, länger zu bleiben. Daher kommen ſie richtig wieder, wenn ſie auch ein, zwo Meilen weit, über Feld an einen andern Ort verſchickt werden, in das Haus, wo es ihnen gefiel. Nicht ſowohl aus Treue und

*) Dieß erfuhren die Franzoſen im ſiebenjährigen Kriege, da die Hannoveraner eine große Anzahl Katzen liefern mußten, weil ſich in den franzöſiſchen Magazinen eine ungeheure Menge Mäuſe einfanden. Da aber die Katzen das Einſperren nicht vertragen konnten; ſo wurden Lieferungen von Füchſen und Igeln ausgeſchrieben. So wenig kannte eine ganze Armee die Naturgeſchichte der Thiere! S. Archenholz Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland. Manheim 8. 1788. S. 249.

und Dankbarkeit gegen den Hausherrn, als aus Behaglichkeit und Gefühl des beſſern Wohlbefindens.

Ich habe davon mehr als ein Beyſpiel erlebt. Eine Katze wurde aus einem Hauſe, wo man ſie wegen des Kriechens nach dem Feuer und in die Oefen, nicht mehr leiden wollte, einem Fuhrmann, der in ein drey Meilen entlegenes Holz fuhr, mitten im Winter in einem Sacke mitgegeben, mit dem Auftrage, ſie im Holze laufen zu laſſen. Dieß geſchahe des Morgens früh um fünf Uhr. Als der Mann des Abends nach Haus kam, ſagte ihm die Frau: ſie habe heute früh die Katze weggeſchickt. Da ſich aber der Mann bey den Ofen ſetzte, rief er die Frau, und ſagte: ſiehe hier! was liegt denn da unter dem Ofen? Die Frau ſchlug in ihre Hände. Es war die nämliche Katze, die ſich mitten im Schnee aus dem Holze drey Meilen weit, glücklich wieder eingefunden hatte.

In den Häuſern leben ſie auch halb wild, und, wenn ſie ſich gleich um die Tiſchzeit am Tage auf einige Stunden einſtellen; ſo ſchwärmen ſie doch des Nachts in den Scheunen, auf den Böden und Dächern herum. Daher ſie auch an einigen Oertern Dachhaſen genennet werden.

Wie viele zahme Katzen, wie ich ſchon vorher bemerkt habe, beſonders auf den Dörfern, die nahe am Felde und Holze liegen, verlaſſen ihre Hausgeſellſchaft, ſuchen, durch den Trieb zur Freyheit und Jagd erweckt, die Freyheit wieder, und werden aufs neue wilde Katzen?

Wie oft hab' ich auf der Jagd, weit von den Dörfern, im Korne, in Kohlfeldern, in dicken Gebüſchen zahme Dorfkatzen angetroffen, welche die Hühnerhunde

auf

auf der Stelle ſtraften, und die Jäger erzählten mir, daß ſie in der Jagd den größten Schaden thäten, und die jungen Haſen und Rebhühner eben ſo künſtlich, als der Fuchs, zu beſchleichen wüßten.

Es war daher ein altes Jagdgeſetz, daß in den Oertern, die nahe am Felde und Holze lagen, den Katzen die Ohren entweder abgeſtutzt oder aufgeſchlitzt würden. Dieß hielt ſie von ſelbſt ab, ins Feld oder ins Holz zu gehen, weil ihnen der Thau und das Waſſer im Graſe und in den Gebüſchen in die Ohren fiel, welches ihnen empfindlich war.

Hätte jener Mann das gewußt, er würde keinen Zauberer bezahlt haben, ſeinen Lieblingskater vom Hexenritte abzuhalten. Dieſer Patron war oft ganze Tage im März und April, beſonders im May, von Haus weggeblieben, den jungen Häschen nachgegangen, und ganz mit Koth beſudelt wieder gekommen. Der abergläubiſche Mann dachte nicht anders, als daß die Hexen ſeinen Freund zu ihrem Brockenritt gemißbraucht hätten. Er fragte einen Hirten um Rath, der ſich einer großen Macht über die Hexen rühmte, und dieſe Gelegenheit, ſich ſeinen Aberglauben zinsbar zu machen, nicht aus den Händen laſſen wollte. „Ja! ſprach er, dem Dinge iſt bald abzuhelfen; aber ich brauche Vorſchuß zu einer Salbe, welche die Hexen nicht leiden können. Damit ſchmiere ich den Kater; ſo wird ihn keine wieder anrühren. Außerdem weiß ich noch einen Kunſtgriff, daß ihnen das Reuten wohl vergehen ſoll. Ich ſtutze ihm die Ohren ab; ſo können ſie ſich nicht mehr anhalten.“ Der Mann bezahlte ſeinen Gulden, und der Kater blieb zu Hauſe; nicht

von der Hexenſalbe; ſondern weil ihm Regen und Koth in die Ohren fiel.

Die Nahrung

der Katzen iſt ihrer Natur nach eigentlich Fleiſch. Da ſie aber Hausthiere geworden ſind; ſo haben ſie ſich auch an Menſchenkoſt gewöhnt. Wird eine Katze gefuttert; ſo frißt ſie aus dem Pflanzenreiche alle Arten von zubereiteten Mehlſpeiſen: Brot, gekochte Graupen, Mehlbrey, u. ſ. w. Nur, nach meinen Erfahrungen, keine gekochten Gemüſe, als Kohl, Rüben, Wurzeln, und dergleichen: ſie müßten denn durch den Hunger dazu gezwungen werden.

Alles, was ſie von den erſtern Speiſen genießen ſoll, muß ziemlich kalt und nicht ſalzig ſeyn. Salz können ſie gar nicht vertragen. Setzt man einer Katze einen Teller mit heißem Brey vor; ſo geht ſie lange um denſelben herum, ehe ſie ihn anrührt, wenn ſie auch noch ſo hungrig iſt — verſucht es oft, und ſetzt wieder ab, bis er recht kalt iſt. Daher das Sprüchwort von Leuten, die eine Sache nicht gerade zu angreifen: ſie gehen damit um, wie die Katze um den heißen Brey.

Aus dem Thierreiche freſſen ſie alles, was vorkommt, wenn ſie ſich ſelbſt beköſtigen müſſen. Sie ſind im Stande, einen ganzen Taubenſchlag zu ruiniren, und, wenn ſie einmal die Vogelſchneußen durchgegangen ſind; ſo mögen ſie gern wiederkommen. Sie lauern auf die Sperlinge, und, wo es Vogelneſter giebt, ſind ſie gefährliche Feinde. Junge Haſen und Rebhühner mögen ſie ſo gern, als der Fuchs, aufſtören, und die Kaninchen ſind ebenfalls nach ihrem

Geſchmack. Feldmäuſe, Maulwürfe, und andere kleine Thiere, fangen ſie bey ihren Exkurſionen weg. Ob ſie ſich gleich ſehr vor der Näſſe ſcheuen, und ſich ganz ſonderbar nehmen, wenn ſie mit den Pfoten ins Waſſer gerathen; ſo gehen ſie doch in ſeichten Bächen den Fiſchen und Fröſchen nach. Ja! in großer Hungersnoth ſollen ſie unwehrſame Kinder anfallen, wovon man verſchiedene Beyſpiele hat. Nicht eben aus Noth, vielleicht aus Lüſternheit, freſſen ſie oft menſchlichen Leichen Naſen nnd Backen ab, da ſie ſonſt eben nicht auf todte Thierkadaver gehen.

Nach meiner Erfahrung freſſen ſie auch Raupen und Schmetterlinge, als eine große Delikateſſe. Eine Gärtnerkatze mäſtete ſich täglich mit Kohlraupen, und des Abends lauerte ſie in der Salbey auf die groſſen Dämmerungsfalter.

Wir bleiben bey ihrer gewöhnlichen Hausjagd noch etwas ſtehen, und das ſind die Ratzen und Mäuſe. Dieſe ihre Jagd geſchiehet mit großer Liſt und Behendigkeit. Die Katze ſtreift nicht herum, ſtöbert die Mäuſe und Ratzen nicht auf, und ſetzt ihnen im Laufe nicht nach; ſondern ſie lauert auf, und je näher ſie der Maus kommt, deſto ſtiller verhält ſie ſich; deſto mehr aber drehet ſie den Schwanz, um immer zum Sprunge bereit zu ſeyn. Ganze Stunden lang kann ſie vor einem Mauſeloche ſitzen, und ſich nicht rühren.

Ich habe manche Katze mit Vergnügen beobachtet, wenn ſie auf der Lauer ſaß. Sprang die Maus vor ihr hin; ſo war es ein Schuß, und ſie hatte ſie weg. Die Mäuſe ſcheinen gleichſam die Natur ihres Feindes zu kennen. Kommt eine aus dem Loche, und wird die Katze gewahr; ſo bleibt ſie öfters, wenn ſie nicht weiter

kann,

kann, ſtockſtille ſitzen. Iſt es Schrecken, daß ſie vor ihrem Feinde erſtarret, wie die Eichhörner und Vögel vor der Klapperſchlange, oder iſt es Liſt, ſich durch dieſe Verſtellung zu retten? Denn ſo lange ſie, wie das Sprüchwort davon entſtanden iſt, mäuschenſtille ſitzt, wird ſich die Katze nicht rühren. So ſitzen ſie öfters, und ſtarren ſich eine geraume Zeit einander unbeweglich an, bis die Maus, durch ein Geräuſch erweckt, wieder ins Loch huſcht. Dann iſt auch die Katze mit einem Sprunge vor dem Loche, fährt mit der Pfote im Loche nach, und holt öfters das Mäuschen mit den Krallen noch heraus.

Alle Katzen gehen auf die Mäuſe, weil ſich eine natürliche Antipathie zwiſchen ihnen befindet. Sind ſie aber im Hauſe verwöhnt, und von ihrem Naturtriebe abgebracht; ſo verlernen ſie das Mauſen, und manche Katzen ſind ſo verzärtelt, daß ſie keinen Muth mehr haben, eine Ratze anzufallen.

Wahre Mauſekatzen ſind die, die aus Naturtriebe aufs Mauſen ausgehen, wenn ſie auch ſatt ſind, und keine Maus oder Ratze paſſiren laſſen, die ſie nicht todtbeißen, wenn ſie ſolche auch nicht freſſen. Für die beſten Mauſekatzen hält man die im May geworfenen Katzen, und der Farbe nach die ganz aſchgrauen, ins Bläuliche ſchielende Cartheuſerkatzen; ingleichen die Katzen mit ſchwarzen Streifen auf hellerm Grunde, die auf dem Rücken gerade, an den Schenkeln aber gekrümmt ſind, oder die Cyperkatzen. Ich habe aber auch ganz glänzend ſchwarze gekannt, welche im Mauſen ihres Gleichen ſuchten.

In meiner Jugend hatte ich eine ſchwarze Katze, ein Weibchen, die, ob ſie gleich gut gefuttert wurde,

dennoch täglich auf das Mauſen ausgieng, und nicht eher wieder kam, als bis ſie ihre Ratze bringen konnte, und dieß geſchahe oft in einem Tage, wenn viele Ratzen da waren, zwey bis dreymal. Nicht zufrieden, die Ratze gefangen und getödtet zu haben, ſchleppte ſie ſolche über die höchſten Scheunendächer mit vieler Beſchwerde vor ſich her, und brachte ſie bis vors Stubenfenſter. Hier legte ſie ſolche ab, und hörte nicht eher auf zu mauen, bis Jemand ausſahe, dem ſie ihre Siegesbeute zeigen konnte. Dann ſprang ſie auf das Geſimſe vor dem Fenſter, ließ ſich ſtreicheln, ſchnurrte ein Paarmal an dem Arme herunter, und gieng aufs neue auf die Jagd. Selten fraß ſie die Ratze. Geſchahe es aber; ſo bekam ſie allezeit nachher ein Butterſchnittchen, oder ein Stückchen Speck, weil ſonſt die beſten Katzen verdorren und ſterben: nicht, daß das Fleiſch der Ratzen giftig wäre; ſondern weil ſie die mitverſchluckten Haare nicht verdauen können.

Wie lebt aber die Katze?

Hier werde ich Gelegenheit haben, mancherley von ihrem Naturell, von ihren Naturtrieben, von ihrem Betragen unter einander, gegen andere Thiere, auch gegen die Menſchen: kurz, allerley Katzenanekdoten zu erzählen.

1. Das erſte iſt die abgeſagte Feindſchaft zwiſchen den Hunden und Katzen. Wenn ein Hund unter dem Ofen im ſüßeſten Schlafe liegt, und er hört draußen ein Katzengeſchrey; ſo ſpringt er auf, und nach der Thür zu. Sieht eine Hund ein Katze; ſo geht es in voller Wuth hinter her. Retirirt ſich die Katze auf einen Baum; ſo iſt der Hund im Stande, ſtun-

denlang unter dem Baume zu ſtehen, und aufzulauern.

Als Hausthiere aber gewöhnen ſie ſich oft an einander, daß ſie in einer Stube unter einem Ofen liegen. Nur bey der Schüſſel, oder, wenn der Herr die Katze auf den Schooß nimmt, und der Neid des Hundes erwacht; ſo giebt es Krieg. Daher wohl das Sprüchwort: ſie vertragen ſich wie Hunde und Katzen.

Indeſſen hat man doch ſeltſame Beyſpiele von der Freundſchaft der Katzen mit andern Thieren, die man aber nicht mehr zu der Natur derſelben rechnen muß. Bey einem Geiſtlichen in Luzern fraßen immer ein Hund, eine Katze, eine Maus und ein Sperling aus einer Schüſſel. Eine alte Jungfer hatte zum Zeitvertreib nicht weniger, als 22 ſolcher Tiſchgenoſſen, die friedſam aus einem gemeinſchaftlichen Napfe fraßen, und worunter Hunde, Katzen, Mäuſe, Amſeln, Turteltauben, Murmelthiere, Staare und Kapaunen waren.

2. Ihr ganzes Naturell iſt Tücke, und ſie wiſſen nichts von der Ehrlichkeit des treuen Hundes. Dieß zeigt ihre ganze Lebensart. So lange ſie jung ſind, iſt kein poſſierlicheres Thier, beſonders wenn man einen Ball an einem Bindfaden, einen halben Fuß von der Erde aufhängt, und man bemerkt an ihnen viel Artiges und Schmeichelhaftes.

Es dauert aber nicht lange; ſo zeigen ſie, wie das Sprüchwort ſagt, die Klauen, und es iſt immer gefährlich, Kinder mit ihnen ſpielen zu laſſen. Ihre natürliche Tücke, ihre falſche Gemüthsart, ihr verkehrtes angebornes Naturell, blickt allenthalben durch, und,

wenn ſie einmal ein Kind etwas unſanft behandelt; ſo kratzen und beißen ſie.

Durch Hauszucht werden ſie zwar aus offenbaren Räubern, einigermaßen folgſam; im Grunde aber bleiben es ſchmeichelhafte Betrüger und heimtückiſche Heuchler. Bey allen ihren Näſchereyen, die ſie verüben, wiſſen ſie ihre Bosheit und Argliſt meiſterlich zu verbergen.

In einem Kloſter zog eine Katze am Strick der Küchenglocke, damit der Koch anrichten ſollte. Dann ſprang ſie durch ein Fenſter in die Küche, und holte allezeit eine von den angeſetzten Portionen weg, daß man in langer Zeit nicht hinter die Schliche kommen konnte.

Ihr ſchmeichelndes Weſen iſt bloß betrüglicher Schein, den man ihnen ſchon an ihren verdächtigen Bewegungen und zweydeutigen Blicken anſehen kann. Nie werden ſie einer Perſon, der ſie ſchmeicheln, gerade ins Geſicht ſehen, wie der ehrliche Hund, der auch dann zu ſeines Herrn Füßen kriecht, wenn er geſündiget hat; ſondern ſie ſchielen nur, und werden ſich nicht zurückrufen laſſen, wenn ſie aus der Stube gejagt ſind.

Haben ſie einen tückſchen Streich geſpielt, und mitten im Schmeicheln entweder gebiſſen oder gekratzt; ſo fühlen ſie es ſelbſt, und ziehen die Augen tief in den Kopf. Lange können ſie ihre Tücke nicht verbergen; denn ſie beißen und kratzen öfters in dem Augenblick, da ſie geſpielt und geſchmeichelt haben. Daher das Sprüchwort: **wie die Katzen, die vorn lecken und hinten kratzen.**

3. Temperament und Leibesbeſchaffenheit ſtimmen mit ihrer Gemüthsart vollkommen überein.

Sie ſind artig, behende, ſchmeichelhaft, geſchickt, reinlich, wohllüſtig, und lieben Wärme und alle Arten von Bequemlichkeit ungemein. Zum Schlafen ſuchen ſie ſich die weichſten Stellen aus, und ſind öfters aus den Betten nicht wegzubringen.

Waſſer, Kälte und übler Geruch iſt allen Katzen zuwider. Ob ſie gleich ſchwimmen können; ſo hüten ſie ſich doch ſehr vor dem Waſſer, weil es ihnen oft tödtlich iſt. Eine Katze iſt allezeit einige Tage krank, wenn ſie hat durchs Waſſer ſetzen müſſen, oder, wenn ſie wegen Näſchereyen von der Köchin geſtraft, und in ein Faß mit Waſſer geſteckt iſt. Sie wird ſich in der Küche ſobald nicht wieder ſehen laſſen. Wie poſſierlich ſtellt ſie ſich an, wenn ſie nur mit den Füßen hat über eine naſſe Stelle gehen müſſen, ehe ſie ſolche wieder trocken putzen kann.

Im Sonnenſchein liegen ſie gern; noch lieber auf den Feuerheerden, und unter dem Ofen; ja ſie kriechen öfters in die Oefen, um nahe beym Feuer zu ſitzen. Wie gefährlich können ſie dadurch werden! Ich habe Katzen geſehen, die hinten im Ofen ſaßen, und es abwarteten, bis die brennende Waſe hineingeſchoben wurde. Dann ſetzten ſie durch die volle Glut durch, und nahmen wirklich glüende Kohlen in den Haaren mit. Wäre die Thür nicht verſchloſſen geweſen; ſo gieng es gerade nach dem Stroh- oder Heuſtalle. Einige gehen auch den brennenden Talglichtern nach, und tragen ſie brennend weg. Wie manche Feuersbrunſt kann daher entſtehen, ohne daß man weiß, woher ſie entſtanden iſt?

4. In der Wuth beißt eine Katze ganz verzweifelungsvoll. Mir iſt ein Beyſpiel bekannt, daß eine

Magd eine Katze auf einem Taubenſchlage antraf. Geſchwind holte ſie ihres Herrn Degen, und ſpießte ſie an der Wand durch und durch. Da ſie aber nichts von dem harten Leben der Katzen wußte; ſo wollte ſie ſolche, in der Meynung, daß ſie todt ſey, bey den Ohren ergreifen. Die Katze faßte ihr in der Wuth die Hand, biß ihr alle Finger durch und durch, und ließ nicht eher nach, bis ſie, hängend an der Hand, todtgeſchlagen wurde. Die Perſon aber wäre beynahe an dem Biſſe ums Leben gekommen.

5. Von der Untreue der Katzen hat man verſchiedene warnende Beyſpiele, die ich unten bey dem Schaden dieſer Thiere anführen werde. Ihre Treue, und die ſogenannte fides graeca möchten wohl von gleichem Gehalt ſeyn. Doch hat man einzelne Proben von ihrer ganz beſondern Treue. Ein Herr hatte eine Katze, die ihm mit aller Treue eines Hundes ergeben war. Als er ſtarb, und begraben wurde, begleitete ſie die Leiche, und hat noch lange nachher ſein Grab beſucht.

Noch merkwürdiger iſt folgende Geſchichte *), welche D. Schulz von ſeinem Schwiegervater, dem Rector Zimmermann zu Thoren, aus dem vorigen Jahrhundert erzählt.

Eine Katze war mit deſſen Kinde vom Anfang an erzogen, und ſehr vertraulich umgegangen. Das Kind ward krank, und ſie kam Tag und Nacht nicht vom Bette. Da es ſtarb, blieb ſie eben ſo treu bey der Leiche, bis ſie weggetragen wurde. Hierauf kroch ſie höchſt traurig in einen Winkel, und grämte ſich todt. Zum

Anden=

*) S. Miſc. Nat. Curioſ. Ann. 1675 et 1676. Obs. 162. de Felis amore erga hominem.

Andenken ſind ſie beyde abgemahlt, und das Bild iſt lange als ein Erbſtück bey der Familie geblieben.

6. Zu den Katzenanekdoten gehört auch die übertriebene Liebe, die einige Perſonen gegen die Katzen haben, wodurch ſogar noch in unſern Zeiten Katzenteſtamente entſtanden ſind. Eine reiche Frau vermachte ihren Katzen im Teſtament 5000 Thlr. damit ſie nach ihrem Tode ſtandesmäßig leben könnten.

Noch im Jahr 1785 machte zu Nürnberg ein unverheyratheter Advocat, der im 88ſten Jahre ſtarb, den 23ſten Jänner, ein Teſtament, daß diejenige Perſon, welche ſeine ſechs hinterlaſſenen Katzen, ſo lange ſie lebten, pflegen und verſorgen würde, wöchentlich für jedes Stück 12 Kreuzer, und freye Wohnung haben ſollte *).

Dieß wäre noch zu verzeihen; aber ganz unmenſchlich war das Verfahren einer Marquiſe zu Paris, die in einem Gewölbe 40 Katzen hielt, denen das Geſinde, wenn es etwas verſehen hatte, Preis gegeben wurde. Vermuthlich hat dieſe Furie noch das Scharfrichteramt der alten Zeiten mit den Katzen, bey gewiſſen Arten von Mordthaten ausüben wollen.

Im 4ten Theile der churſächſiſchen Conſtitution ſteht ausdrücklich: „wenn es ſich begäbe, daß Aeltern ihre Kinder, oder Kinder ihre Aeltern, oder Eheleute einander böslich ermordeten; ſo ſollte der Thäter, nebſt einem Hunde und Affen, oder ſtatt deſſen, nebſt einer Katze, einem Hahn und einer Schlange, in einen Sack geſteckt, und ſo erſäuft werden.“

*) Die wirkliche letzte Willensverordnung ſteht in Krünitz ökon. Enzykl. 36 Th. S. 234.

7. Nun noch etwas von der berühmten Katzenorgel. Athanaſius Kircher hatte dieſen ſeltſamen Einfall: ob man nicht mit Katzenſtimmen eine Vokalmuſik, wie mit Menſchenſtimmen, hervorbringen könne. Als Peter der Große von dieſem Einfall hörte, befahl er auf der Stelle, eine Katzenorgel anzulegen. Unter einer Menge von Katzen wurden vierzehn dazu ausgeſucht, von denen man die gehörigen Töne erwarten könnte. Jede derſelben wurde in einen Kaſten eingeſperrt, und der Schwanz eingeklemmt. Vorn war das Klavier, von welchem jeder Tangent beym Niederdrücken mit einem Stachel der Katze in den Schwanz ſtach, daß ſie anfangen mußte, zu ſchreyen. Und ſo wurde die Orgel geſpielt.

Aber man ſtelle ſich die Muſik vor: eine wahre Katzenmuſik, wie das Sprüchwort ſagt. Man bedachte aber nicht, daß man nicht mit Maſchinen; ſondern mit Thieren zu thun hatte, die bey jedem Vorfall andere, und willkührliche Töne von ſich geben. Vorzüglich war dabey ein alter Kater gar nicht zu bändigen. Das Ende war, daß man die Muſikanten mußte laufen laſſen *).

Laſſen ſie ſich aber noch

die ganz beſondern Eigenheiten

in der Lebensart dieſer Thiere erzählen, denen ich noch einige Sprüchwörter beyfügen will, wozu ſie Anlaß gegeben haben.

1. Die Katzen ſind ſehr elektriſch. Haare und Augen leuchten des Abends, beſonders bey ganz ſchwarzen

*) Die Abbildung dieſer Katzenorgel ſ. in Krünitz ökon. Enzykl. 36 Th. Tab. III. F. 2003.

zen Katzen, ſehr ſtark im Dunkeln. Streicht man eine ſolche Katze im Finſtern rückwärts; ſo giebt es nicht nur einen hellen Schein; ſondern öfters kniſternde Funken. Die zahmen Katzen haben von dieſer Eigenſchaft ſchon viel verloren. Ein wildes Katzenfell hingegen thut bey dem Reiben des Elektrizitätsträgers weit größere Wirkungen.

2. Die Antipathie gewiſſer Perſonen gegen die Katzen iſt beſonders merkwürdig. Sie können ſie nicht leiden, nicht ſehen; ſondern werden, wenn ſie es auch nicht wiſſen, daß eine Katze in der Stube iſt, erſt ängſtlich, hernach ohnmächtig. Andere hingegen empfinden nichts davon.

Ich habe einen Mann gekannt, mit dem ich einmal auf einer Reiſe in eine Stube kam, worinn eine Katze war. Er ſagte nichts weiter, als eine Katze — eilte nach dem Fenſter, und war im Begriff herauszuſpringen, hätte ich ihn nicht zurückgehalten.

Einem andern legte man es als Ziererey aus, und, um ihn zu betrügen, wurde eine Katze in den Tiſchkaſten geſperrt, vor dem er zu ſitzen kam. Der Erfolg war in Kurzem Todesangſt und Ohnmacht.

Es iſt dieß alſo kein Erziehungsfehler, keine Gewohnheit oder Ziererey; ſondern ein wirklicher Einfluß der elektriſchen Ausdünſtungen auf ihr Nervenſyſtem, das ſolche ſtärker, als andere empfindet. Wie gefährlich iſt es alſo, Katzen in verſchloſſenen Zimmern, oder gar im Bette zu dulden*)?

Ob aber dieſe Antipathie bis auf ein gemahltes Bild einer Katze, auf dem Schilde über der Hausthür

*) Mehrere Beyſpiele dieſer Art ſ. in Krünitz ökon. Enzykl. 36 Th. S. 230.

thür gehe, möchte wohl ſchwer zu erweiſen ſeyn. Ein gewiſſer junger Menſch, der die größte Antipathie gegen die Katzen hatte, wurde durch einen Platzregen genöthiget, unter das nächſte Haus zu treten. Er hatte nicht lange geſtanden, als ihn plötzlich eine Ohnmacht überfiel. Da er ſich erholte, und nach der Urſache forſchte, ſtand er unter einem Schilde, worauf das Bild einer Katze gemahlt war. Er hatte es aber vorher nicht geſehen. Kann das gemahlte Bild einer Katze ausdünſten? Eher möchte eine plötzliche Erkältung durch den Regen die Urſache geweſen ſeyn.

3. Die Katzen pflegen ihren Unrath zu vergraben. Dazu pflegen ſie gemeiniglich Kornhaufen, Sämereyen, Sand, Kehricht, auch auf den Vorrathskammern Erbſen, Linſen, gebacken Obſt, und dergleichen aufzuſuchen, und, wenn es im Sande geſchehen iſt, mit den Pfoten ein ordentliches Häufchen darüber zu kehren.

Plinius iſt ſchon der Meynung geweſen: ſie thäten es darum, damit es die Mäuſe nicht röchen. Allein die Urſache liegt in den Katzen ſelbſt. Es ſind reinliche Thiere. Uebler Geruch iſt ihnen zuwider. Und faſt kein Unrath von Thieren hat einen ärgern Geſtank, als der ihrige. Daher mögen ſie ihn ſelbſt nicht leiden, und verſcharren ihn.

4. Sie pflegen ſich mit den Pfoten den Bart zu putzen, oder zu waſchen — auch ſich die Pfoten abzulecken, wenn ſie geſpeiſt haben. Es iſt dieß bloße Behaglichkeit und Gewohnheit, ſich nach dem Freſſen reinlich zu halten.

Juſt ſo machte es der bengaliſche wahre Tiger, der vor einiger Zeit hier durchgeführet wurde. Sobald er

er abgeſpeiſt hatte, wuſch er den Boden mit den Pfo=ten rein ab, und nun nahm das Lecken und Putzen den Anfang.

Wenn es recht ſchön und heiter Wetter werden will; ſo pflegen ſie es auch zu thun, ohne vorher gefreſſen zu haben. Denn vom Wetter haben ſie ſtarke Vorem=pfindungen. Daher rechnet man ſie auch zu den Wet=terpropheten.

Die Rockenphiloſophie macht aus dem Putzen der Katzen ein beſonderes Prognoſticon. Die Katze putzt ſich, ſagt unſere Kindermuhme: der Wirth wird bald Gäſte bekommen. — Sieh die Katze nicht an, wenn ſie ſich auf dem Heerde putzt; ſonſt wirſt du ausgeſcholten.

5. Eine der beſonderſten Eigenſchaften der Katzen iſt das Schnurren, wenn ſie geſtreichelt wird, oder ſonſt ihre Behaglichkeit zu erkennen geben will, und ſelbſt ſchmeichelt. Sie pflegt ſich dann an den, dem ſie ſchmeicheln will, anzuſchmiegen, und eine geraume Zeit ſo ununterbrochen zu knurren, als wenn ein Spinn=rad geht. Daher ſagt man auch: die Katze ſpinnt Rauhgarn.

Die Natur hat ihnen dazu ganz eigene Theile: nämlich ein Paar zarte geſpannte Häutchen im Kehl=kopfe, gegeben, womit ſie das Schnurren verrichten.

Es gehört mit zu den Eigenheiten dieſes Thiers, daß es beym unvermutheten Anblick eines Hundes, einen krummen Buckel macht, und ſich ſo in die Höhe zieht, daß es faſt noch einmal ſo hoch wird.

6. Gewiſſe Kräuter können ſie gar nicht leiden; andere lieben ſie unmäßig. Der Geruch der Raute iſt ihnen ſo zuwider, daß ſie dadurch können von Tau=

ben=

benſchlägen abgehalten werden. Hingegen hat der Geruch der Katzenmünze, des Baldrians, und vorzüglich des Marumverums, welches faſt wie der Urin der Katzen riecht, ſo vielen Reiz für ſie, daß ſie es ausſcharren, zerbeißen, und ſich darauf ganze Stunden rammeln. Ja! mit dem großen Baldrian ſtreichen ſie ſich die Augen, um ſie zu ſtärken.

7. Ihr Urin, beſonders in der Brunſtzeit, iſt ſo ſtark, daß der Geruch ein ganzes Haus erfüllt, und man ihn aus den Kleidern lange nicht los werden kann. Nichts iſt unerträglicher als Sand in die Stuben zu ſtreuen, welchen die Katzen befeuchtet haben.

8. Die Katzen brechen weit eher, als andere Thiere, welches von ihrem beſchwerlichen Kauen herrührt, daß die Speiſen nicht klein genug in den Magen kommen.

9. Sie können die ſtärkſten Gifte weit eher ertragen, als andere Thiere, und ſuchen ſelbſt Oehl, Fett, Speck, Talg, und andere Gegenmittel. Krähenaugen werden eine Katze ſchwerlich tödten. Eine Katze, die immer beym Feuer lag, und die man gern los ſeyn wollte, bekam einen ganzen Scrupel ſublimirten Merkurius in einem Rindfleiſchſcheibchen. Sie fraß es vor unſern Augen, brach darnach entſetzlich, aber weiter ſchadete es ihr nicht. In kurzem wurde ſie trächtig, und warf fünf Junge.

10. Die Katzen haben ein ungemein hartes und zähes Leben. Davon das Sprüchwort: ein rechtes Katzenleben. Von den höchſten Dächern fallen ſie ohne Schaden herunter. Eine naſchichte Katze wurde ſo lange geſchlagen, bis ſie unbeweglich liegen blieb. Eine Stunde nachher begoß man ſie mit kaltem Waſſer,

und ſie lief wieder hin. Unter der Luftpumpe halten ſie ſich lange, machen aber fürchterliche Grimacen. Eine alte ſtarb nach funzehnmaligem Pumpen; eine junge erſt geworfene aber überlebte 500 Stöße. Sie hatte noch nicht lange durch die Lungen Athem geholt.

11. Die Katzen haben ſtarke Vorempfindungen des Erdbebens.

In einem Schreiben aus Meſſina vom letzten Februar 1783 wurde gemeldet, daß zwey Katzen in dem Hauſe eines Kaufmanns, der ſie erzogen hatte, einige merkwürdige Anzeigen von dem damals erfolgten ſchrecklichen Erdbeben gegeben hätten. Noch vor der erſten Erſchütterung ſuchten ſie ſich ängſtlich durch den Fußboden des Zimmers durchzugraben. Der Herr öffnete ihnen die Thür. Geſchwind liefen ſie nach der Hausthür, und, da ſie ſolche verſchloſſen fanden, fiengen ſie wieder an zu graben. Da auch dieſe geöffnet wurde; ſo rannten ſie ohne Furcht gerade über die Straße zum Thore hinaus ins freye Feld. Der Hausherr begleitete ſie. Auf dem Felde ſahe er ſie eben ſo ängſtlich graben. Bald darauf empfand er das erſte ſtarke Beben, und ſahe in der Stadt viele Häuſer einſtürzen. Das ſeinige war auch eingefallen. Eben dadurch aber, daß er den Katzen folgte, wurde er gerettet. Eine beſondere Vorſehung!

Als ſich im Februar 1786 das Erdbeben in Oberſchleſien äußerte, iſt vorher eine Katze in der Stube ſehr unruhig geworden, und hat zuletzt einen großen Sprung nach der Thür gethan. Gleich darauf ſind die Stöße erfolgt.

Dieß kann man allein aus dem feinen Eindruck der elektriſchen Materie bey dem Erdbeben auf die Katzen erklä-

erklären, den ſie durch die ſtärkere Bewegung dieſer Materie und den Einfluß derſelben auf ihre eigene Elektrizität bekommen, daß ſie vorher, ehe das Erdbeben von andern gemerkt wird, in ſolche Furcht und Unruhe gerathen.

12. Daß ſie gegen ihr eigenes Geſchlecht wüthen, und ihre Jungen unter gewiſſen Umſtänden tödten und auffreſſen, wie ich bey der Fortpflanzung zeigen will.

Bey der Fortpflanzung

der Katzen werden eben ſo merkwürdige Umſtände vorkommen.

Die Begattung dieſer Thiere geſchiehet allezeit im Verborgenen, nie vor menſchlichen Augen, mehrentheils des Nachts, und zwar im Jahre gewöhnlich zweymal, zuweilen auch dreymal, — im Frühling und Herbſt. Etwas ſeltenes iſt es, daß das Weibchen dem Männchen nachläuft, und es öfters erſt durch Beißen zur Begattung zwingen muß. Bey dieſem Geſchäfte beißt der Kater die Kitze in den Nacken, und man hört ſie in dieſer Zeit erbärmlich ſchreyen. Es iſt öfters nicht anders, als ob viele Kinder zuſammen weinen.

Dieß geht ſo zu. Es verſammeln ſich mehrere Katzen um einen Kater in einem Kreiſe herum, wobey denn das unangenehme Concert angeſtimmt wird, das uns oft des Nachts im Schlafe ſtört, und alle Hunde in der Nachbarſchaft in Bewegung ſetzt. Dabey giebt es öfters unter den Nebenbuhlern ſo blutige Zweykämpfe, als unter den Hirſchen um Aegidii, daß der Kater mit verſchiedenen Wunden, und am Kopfe herunterhangenden Lappen zu Hauſe kommt.

Die

Die Katze trägt neuntehalb Wochen, oder 55 Tage, und wirft von 3 bis zu 12 Jungen, die ſie an den erſten den beſten Ort ablegt, wo ſie weich liegen kann. Wird ſie aber beunruhigt, oder merkt ſie Nachſtellungen des Katers; ſo trägt ſie die Jungen an der Kehlhaut an einen entlegenen Ort. Denn dieſer Vater iſt ſo grauſam, daß er, um ſeinen Geſchlechtstrieb bald wieder zu befriedigen, ſeine eigene Kinder frißt. Iſt die Mutter aber gegenwärtig, wenn er kommt; ſo opfert ſie Blut und Leben für ihre Kinder auf, und es kommt zu dem hitzigſten Zweykampf. Eben die gute ſchwarze Mauſekatze, deren ich oben gedacht habe, hatte ſich einmal dergeſtalt gegen den Kindermörder gewehrt, daß ihr das ganze Fell vom Kopfe über das Geſicht gezogen war. Gleichwohl kam ſie mit ihrem blutigen Geſicht und einem Kätzchen im Maule über das Dach, legte es vor dem Fenſter nieder, holte die übrigen vier, und erwartete, daß man ihr ein ſicheres Lager anweiſen möchte.

Außerdem bleibt auch die alte Katze mit den Jungen nicht, wenn das Neſt oft von Fremden beſucht wird. Sie ſchleppt die Jungen fort; niemals aber mehr, als eins auf einmal. Dieß krümmt ſich mit Kopf und Leibe zuſammen, daß es ein Klümpchen wird. Sie faßt es bey der Haut unter der Kehle, mehr mit den Lippen, als mit den Zähnen, um es nicht zu beſchädigen. Man kann es nicht ohne Bewunderung anſehen, wenn ſie mit einem Jungen im Maul, von einem Dache zum andern ſetzt. Dabey hält ſie den Kopf mit dem Jungen im Niederſpringen ſo hoch, daß es ja nicht aufſtoßen möge.

Wenn eine Katze Mißgeburten wirft, z. B. Junge mit zwey oder drey Füßen, oder die ſonſt Gebrechen an ſich haben, daß ſie ſich nicht ſelbſt forthelfen können; ſo frißt ſie ſolche auf, gleichſam, als ob es ihr ein gewiſſer Trieb ſagte: daß ſie auf der Welt nichts nütze wären.

Im Jahr 1714 d. 30ſten April wurden zu Leipzig fünf junge Katzen geboren, welche alle noch wie gewöhnlich mit den Nabelſchnüren in einem Klumpen zuſammenhiengen, und welche die Alte in dieſem Zuſtande verlaſſen hatte, ohne ihnen die Schnur, wie ſie ſonſt zu thun pflegen, abzubeißen. Bey genauerer Unterſuchung fand ſichs, daß die Mutter keine Warzen hatte, und die Jungen nicht ſäugen konnte *).

Ich weiß ein Beyſpiel, daß eine naſchichte Katze in einer aufgeſtellten Ratzenfalle lebendig gefangen war. Aus Rache ließ man ſie ſitzen, daß ſie verhungern ſollte. Nach drey Wochen ſprang die Katze ganz munter heraus. Sie hatte darinn zwey Junge — vermuthlich aber mehrere, geworfen. Aus Hunger hatte ſie die übrigen aufgefreſſen, und ſich ſelbſt mit ihrer Milch genährt.

Wenn eine Katze Junge hat; ſo wollte ich es keinem Fremden, am wenigſten einem Hunde rathen, ſich dem Neſte zu nähern. Ich habe einmal auf einem Dorfe dergleichen Auftritt mit angeſehen. Die Katze hatte unter der Treppe im Hauſe ihr Wochenbette aufgeſchlagen. Ein Fleiſchhauerpurſche ſprach mit ſeinem großen Hund vor, und fragte nach einem Kalbe. Dieſer, der es wohl mit einem Ochſen aufgenommen hätte, ließ

*) Die nähern Umſtände davon in Krünitz ökon. Enzykl. 36 Th. S. 216.

ließ ſich gelüſten, an der Treppe herumzuriechen. In dem Augenblick ſaß ihm auch die Katze ſchon auf dem Nacken, und maulſchellirte ihn mit ihren Krallen links und rechts, daß er nicht wußte, wie ihm geſchahe, noch wo er bleiben ſollte. Anfänglich ſprang er über Tiſche und Bänke. Die Katze blieb ſitzen. Nun aber gieng es zum Hauſe heraus, und couriermäßig durch das ganze Dorf, mit einem erbärmlichen Geheule. Die Katze immer mit, und peitſchte ihn unaufhörlich mit ihren Pfoten. Da aber mehrere Hunde zuſammen kamen; ſo hielt ſie es nicht für Rath, ihre Reuterey länger fortzuſetzen; ſondern ſprang ab, ſetzte über einen Zaun, und kehrte nach ihrem Neſte zurück. Kam nun der Fleiſcherpurſche nachher mit dem Hunde wieder in dieſes Dorf; ſo blieb er allezeit draußen vor dem Orte ſtehen, bis ſein Herr ſeine Geſchäfte geendigt hatte, und zurück kam. So lebhaft war ihm noch die ehemalige Katzenreuterey!

Die jungen Katzen liegen nur 9 Tage blind, und die Treue der Mutter iſt gegen ſie außerordentlich groß. Nicht genug, ſolche mit Aufopferung ihres eigenen Lebens gegen alle Gefahren zu ſchützen; ſondern ſie helfen auch den Jungen in den Tagen der Blindheit, wenn ſie herumkriechen, mit mütterlicher Sorgfalt, und ſäugen ſie mit großer Zärtlichkeit.

Dieß geht ſo weit, daß ſie auch wohl andere junge Thiere zum Säugen annimmt, wenn man ihr die ihrigen geraubt hat. Von London wurde am 21ſten Jul. 1786 bekannt gemacht, daß man auf dem Lande acht junge Ratzen in einem Neſte angetroffen habe, welche von einer Katze eben ſo treu, als ihre Jungen, geſäugt wären. Wenn es alſo auf Mutterpflichten ankommt;

ſo ſcheint gleichſam unter den Thieren alle natürliche Feindſchaft aufzuhören.

Man hat mehrere Beyſpiele von ſolchem ſeltſamen Irrthume dieſer Thiere. Eine Katze, die zum erſtenmale warf, verlor hier und da ihre Jungen, welche weggeſchafft wurden. Aengſtlich und troſtlos ſchlich ſie herum, und ſuchte ſie. In einiger Entfernung fanden ſich einige, noch nicht lange ausgebrütete Küchlein. Durch die Aehnlichkeit der pipenden Stimme getäuſcht, raubte ſie davon verſtohlen eins, und machte ſich davon. Nach 24 Stunden fand man das Küchlein lebendig bey der Katze auf dem Heuſtalle, und dieſe in der Lage, als wenn ſie ihm die Bruſt reichte. Vermuthlich hat ſie es gethan, um den Drang der Milch los zu werden.

Bey dem Herrn Greenfield in Maryland brachte eine Katze ihren Jungen oft Mäuſe, und unter dieſen einſt eine junge Ratze, mit welcher die Jungen zu ſpielen anfiengen, und nachher zuſammen ins Neſt krochen. Säugte die Katze die Jungen; ſo ſog die Ratze mit. Da man es bemerkte, wurde die ganze Familie auf die Hausflur gebracht. Allein die Katze trug ſowohl die Jungen, als die Ratze mit gleicher Zärtlichkeit wieder ins Neſt. Dieſer Verſuch wurde ſo oft gemacht, als Geſellſchaften da waren, die es ſehen wollten.

Der ganze Wachsthum junger Katzen iſt in 15 bis 18 Monaten vollendet, und ſie ſollen ſchon vor Ablauf des erſten Jahrs ihr Geſchlecht vermehren können. Ihr Alter erſtreckt ſich auf 9 bis 10 Jahre; doch hat man Beyſpiele, daß eine Katze 18 Jahre alt geworden iſt.

Die Jungen werden von der Mutter ordentlich angelehrt, und zum Mauſen abgerichtet. Nichts aber iſt

poſſierli-

poſſierlicher, als eine ſolche Schule mit anzuſehen. Sie bringt eine Maus lebendig, und ſetzt ſie unter die Jungen. Nun entfernt ſie ſich etwas, und läßt die Jungen damit ſpielen. Will die Maus entlaufen; ſo ſchießt die Alte wie ein Stoßvogel darauf, und holt ſie zurück. Und das treibt ſie ſo lange, bis die Jungen das Nachſpringen und das Einholen der Maus ſelbſt gelernt haben.

Es iſt faſt kein Thier, deſſen Naturell zu ſo vielen

Sprüchwörtern

Anlaß gegeben hätte, als die Katze. Ich habe bey der Lebensart derſelben ſchon einige angeführt; ich kann aber noch mit ein Paar Dutzend aufwarten.

1. **Bey Nacht ſind alle Katzen grau.** Wo kein Licht iſt, iſt ſich alles gleich.

2. **Er geht davon, wie die Katze vom Taubenſchlage.** Ein Dieb ſucht ſich zu verbergen, und macht kein Geräuſch, damit er ſich nicht ſelbſt verrathe.

3. **Die Katze im Sacke kaufen.** Eine Waare unbeſehen kaufen.

4. **Niemand will der Katze die Schelle anhängen.** Viele ſuperkluge Rathgeber; aber keiner will die Sache ausführen: wie jenes unerfahrne Mäuschen den Rath gab, den Katzen Schellen anzuhängen; ſo könne man ſie hören, und ſich hüten. Thue du es doch zuerſt, ſagte eine Alte; es wird dir übel bekommen.

5. **Die Katze iſt gern, wo man ſie ſtrält.** Jeder will gern geſchmeichelt ſeyn.

6. **Katzen laſſen das Naſchen nicht.** Art läßt von Art nicht. Jedes Ding bleibt von Natur, was es iſt. Naturam expellas furca etc. Angeborne Fehler laſſen ſich nicht ablegen.

7. Vernaſchte Katzen machen achtſame Mägde.

8. Was von Katzen kommt, das mauſet gern. Von böſen Aeltern lernen die Kinder nichts Gutes.

9. Was man ſpart für den Mund, das frißt Katze oder Hund. Sparſamkeit und Vorſicht gehören beyde zuſammen.

10. Unnütze Katzen leben lange. Unnütze Menſchen ſind der Welt öfter länger zur Laſt, als man wünſcht.

11. Der Katzen Scherz iſt der Mäuſe Tod. Erſt ſpielt die Katze mit der Maus, läßt ſie aber bald die Klauen fühlen. So ſpielen Tyrannen mit den Schwächern, wie die Katze mit der Maus.

12. Katze vom Vogel. Laß dich ſo weit nicht ein, daß du dem Betrüger in die Klauen geräthſt.

13. Wenn man die Katze auf den Käſe bindet; ſo frißt ſie nicht. Der Gezwungene thut das nicht, was der Freye thut.

14. Wenn die Katze frißt; ſo mauet ſie nicht. Wenn das Kind ſeinen Willen hat; ſo ſchreyet es nicht.

15. Er hat die Katze über den Käſe gehen oder ſich verführen, laſſen.

16. Man jagt die Katze zu ſpät vom Speck, wenn er gefreſſen iſt. Man deckt den Brunnen zu, wenn das Kind darinn liegt. Brauche vorher Vorſicht.

17. Fährt eine Katze nach England; ſo wird ſie doch mauen. Jedes Ding behält ſeine Natur. Wenn der Eſel nach Mecca geht; ſo kommt er als Eſel wieder.

18. Die Katze läuft ihm über den Buckel. Das Feuer brennt ihn auf die Nägel. Die Gefahr iſt ihm nahe.

19. Er hats gemacht, wie die Katzen, die auf die Pfoten fallen. Er hat ſich bey ſeinem Fall ſo vorgeſehen, daß er mit dem Leben davon gekommen iſt.

20. Die Katze bey den Pfoten hertragen. Eine Sache bey dem ſchwerſten und gefährlichſten Ende angreifen, oder ſich eine Sache ohne Noth ſchwer machen.

21. Gebrühete Katzen ſcheuen auch das kalte Waſſer. Ein verbranntes Kind ſcheuet das Feuer.

22. Die Sache verdient nicht, daß man eine Katze darum peitſcht. Es iſt eine Kleinigkeit.

23. Mit den Pfoten der Katze die Kaſtanien aus der Aſche holen. Andere vorſchieben, wenn uns die Sache zu gefährlich iſt.

24. Er lauert auf ihn, wie die Katze auf die Maus. Er wird ſeinen Nachſtellungen nicht entgehen.

25. Die Katze, die ſchläft, wieder aufwecken. Einen alten beygelegten Streit wieder rege machen.

26. Er hat mit der Katze geſpielt, wenn eine böſe Frau den Mann im Geſichte gezeichnet hat.

Das Vaterland,

und die Verbreitung der Katzen erſtreckt ſich ſehr weit. Schon vorher, ehe die Europäer nach Amerika kamen, ſcheinen daſelbſt Katzen geweſen zu ſeyn, die den unſrigen ſehr ähnlich waren, wie denn dem Columbus eine dieſer Art gebracht wurde. Jetzt geht die

Verbreitung dieſer Thiere in gedachtem Welttheile noch viel weiter. Sie fängt mit den Kolonien an, geht durch die Inſeln, und erſtreckt ſich bis Patagonien.

Wo die Europäer nur in Afrika Niederlaſſungen haben, da findet ſich auch die Katze: vermuthlich durch die erſten auf Schiffen dahin gebracht. Selbſt in Aſien, als in Perſien, Tunkin, China, Indoſton, und Java werden ſie angetroffen. Auf der Küſte von Guinea erhalten ſie ſich unverändert, weil ihnen die Hitze zuträglicher zu ſeyn ſcheint, als den Hunden.

In ganz Europa ſind ſie allenthalben; nur nicht in Lappland, Island und Grönland, der Kälte wegen. In Schweden aber gehen ſie doch bis über den ſechszehnten Grad, und finden ſich ſogar in verſchiedenen kalten Gegenden Sibiriens *).

Die Katze hat mancherley

Feinde:

Lebensfeinde; Hautfeinde; und innerliche Feinde.

1. Die erſten ſind die Menſchen, die ſchon mancher Katze das Leben genommen haben, wenn ſie ihnen gefährlich geworden iſt. Unter ihnen haben die Zergliederer manche Katze ihrer Wißbegierde aufgeopfert. Die Hunde haben ebenfalls den Namen mit Recht, abgeſagte Katzenfeinde zu ſeyn, und zu den Lebensfeinden dieſer Thiere rechne ich auch nicht ohne Grund mancherley Krankheiten, denen ſie als verwöhnte Hausthiere unterworfen ſind. Man hat Beyſpiele, daß oft eine Art von Peſt unter ihnen eingeriſſen iſt, und ganze Städte und Dorfſchaften von Katzen entvölkert hat.

*) S. Zimmermanns zoologiſche Geographie I. 193. Pennants arktiſche Zoologie I. 54.

hat. Unter dieſen iſt die ſchlimmſte die Tollheit, mit der ſie ebenfalls, wie die Hunde, befallen werden. Bittere Mandeln ſind ihnen, wie allen blindgebornen ſchädlich; die wenigſten aber ſterben davon.

2. Die Hautfeinde ſind die gemeinen Hundeflöhe. Von andern Inſekten wüßte ich nicht, daß ſie an den Katzen angetroffen würden. Flöhe aber haben ſie zuweilen in großer Menge. Obgleich der berühmte Linné ſie ganz von dieſer Plage losſpricht, und Erxleben ſolches getreulich nachgeſchrieben hat; ſo weiß doch ein Jeder in Europa aus der Erfahrung, daß die Katzen Flöhe haben. So oft ich zu meinen Verſuchen unter dem Vergrößerungsglaſe eines Flohes benöthigt war, durfte ich nur unter der Kehle der Hauskatzen nachſuchen, und fand ſie allezeit. Daß es in Schweden anders ſeyn ſollte, kann ich mir nicht vorſtellen.

3. Die innerlichen Feinde ſind die Eingeweidewürmer, wie man ſie gemeiniglich nennt. Es iſt aber noch nicht ausgemacht, ob ſie in den Gedärmen der Katzen als Feinde handeln, oder ob ſie ihnen, als eine Wohlthat der Natur, eigenthümlich zugehören. Sie haben Spulwürmer in Menge, und mehr als vier Arten Bandwürmer von verſchiedener Bildung, davon einige mit den Bandwürmern der Hunde viel ähnliches haben, andere aber den Katzen allein eigen ſind. In den Lebern der Katzen hab' ich nie eine Spur von Egeln oder Blaſenwürmern entdeckt, da doch andere Thiere: große und kleine; Haſen und Mäuſe, ſo ſehr damit geſegnet ſind. Die Natur, dünkt mich, weiſet uns ſelbſt darauf, daß die Eingeweidewürmer den Thieren eigen ſind, nicht von außen in ihre Körper kommen; ſondern ihnen angeboren werden.

Die Lebensart und Eigenſchaften des Thiers zeigen uns ſchon: in wiefern es ſchädlich und nützlich ſey.

I. Der Schaden, den die Katze anrichtet, und wirklich anrichten kann, iſt in der That nicht ſo geringe, daß wir Urſache hätten, gleichgültig dagegen zu ſeyn. Es kommt dabey das Leben, die Geſundheit und Wohlfarth der Menſchen oft in Gefahr.

1. Daß ſie nach brennenden Talglichtern gehen; vom Feuerheerde, und aus dem Ofen Kohlen in den Haaren mitnehmen, und Feuersbrünſte veranlaſſen können, hab' ich ſchon oben bemerkt.

2. Daß ſie durch ihre elektriſchen Ausdünſtungen Ohnmachten und Krämpfe erregen, iſt durch mehr, als ein Beyſpiel erwieſen.

3. Daß ſie bey ſtarken Gewittern durch Anziehung der Blitzmaterie den Blitz ins Haus und in die Stube leiten können, iſt mehr als zu gewiß. Daher ſind ſie auch zur Zeit eines ſtarken Gewitters in der Stube ſo ängſtlich, unruhig, und laufen nach der Thür. Unverzeihlich iſt die Sorgloſigkeit derer, die ſie nicht herauslaſſen, und zu der Zeit von ſich entfernen. Die Erfahrung hat es beynahe zum Sprüchwort gemacht, daß man ſagt: das Gewitter ſchlägt gern nach Katzen und Hunden.

4. Ihr Athem iſt ſtinkend und anſteckend. Zarte giftige Ausdünſtungen ſteigen aus ihrer Lunge, und diejenigen, die ſie mit ins Bette nehmen, und ſie nahe am Geſicht ſchlafen laſſen, ziehen ſolche unaufhörlich ein. Es kann daraus mit der Zeit Schwindſucht und Verzehrung entſtehen.

5. Mitten im Spiel, und unter ihren Schmeicheleyen werden ſie tückiſch, zornig, und beißen die bekannteſten Perſonen. Ihr Biß bringt allezeit etwas von ihrem giftigen Speichel in die Wunde, und es ſoll daraus leicht die Gelbſucht entſtehen *). Da ſie auch 6. der Tollheit unterworfen ſind; ſo hat man traurige Beyſpiele, daß gebiſſene Menſchen von ihrem Biſſe kläglich geſtorben ſind.

In der Kirche zu Rom, S. Maria del Popolo, findet ſich bey der dritten Säule linker Hand beym Eingange, das Grab eines Spaniers, der vom Biſſe ſeiner Katze, mit der er ſpielte, geſtorben iſt, und am Fußboden des Marmors ſteht folgende Grabſchrift: Hoſpes! diſce novum mortis genus. *Improba felis*, dum trahitur, *digitum mordet*, et *intereo* **).

Franciſcus Tovar Valliſoletanus.
I. U. D. Filio dilecto.

Die Geſchichte mit dem Prediger Mariette in Canterbury, den ſeine Katze aus Eiferſucht und Rache, weil er ſie bey einem Gaſtmahle vergeſſen hatte, während daß er Mittagsruhe hielt, heimlich erwürgt und erdroſſelt haben ſoll, ſo daß man noch die Spuren der Krallen am Halſe fand, iſt mir faſt zu unwahrſcheinlich, ob ſie gleich noch von vielen Zeugen beſtätiget wird ***). Daß ſie aber

7. oft

*) S. Schriften der berlin. Geſellſch. Naturf. Freunde III. 16.

**) Wanderer! lerne hier eine neue Todesart. Die treuloſe Katze beißt mich in den Finger, da ich mit ihr ſpiele, — und ich ſterbe.

***) Sie können ſie umſtändlich nachleſen in Krünitz Enzyklopeb. 36ſter Th. S. 244, und in der Monatsſchrift für allerley Leſer 1787 S. 511.

7. oft dem Leben der Kinder gefährlich werden, beweiſen ältere und neuere Geſchichten.

Im Jahr 1664 hatte zu Dietersdorf bey Reichenbach eine Mutter ihr dreyvierteljähriges Kind in Schlaf gebracht, und war ihren Geſchäften nachgegangen. Unterdeſſen hatte die Katze, die ſich mit einſchließen laſſen, dem Kinde die rechte Hand abgefreſſen, und zwey Löcher in den Kopf gebiſſen.

Aus dem Dorfe Altmanshof im Landgerichte Sulzbach, wurde vom 18ten Oktober 1776 ein warnendes Beyſpiel berichtet. Eine Hirtenfrau daſelbſt hatte ihr vierteljähriges Kind in der Wiege ſchlafend und wohl verwahrt verlaſſen. Wie erſchrak ſie aber, als ſie zurück kam, und die geliebte Hauskatze gierig, wie eine Furie, auf dem blutigen und zerfleiſchten Geſichte ihres Kindes ſitzen ſahe? Das Unthier hatte ihm nicht nur den knorplichten Theil der Naſe; ſondern auch alles Fleiſch vom rechten Backen abgefreſſen; ſo daß das obere Kinnbacken- und Jochbein von allen Muskeln entblößt, und wie abgeſchabt war; die Lippen und der Vordertheil der Zunge zerfetzt und abgebiſſen, und die Thränenſäcke der Augen ganz verzerrt da lagen.

Sogar noch im Jahre 1786 hört eine Bauerfrau im Dorfe Hohndorf, im ſchleſiſchen Fürſtenthum Jauer, des Nachts ihr Kind in der Wiege ängſtlich ſtöhnen, als ob es erſticken wolle, und nicht ſchreyen könne. Da ſie aufſteht, findet ſie die Katze quer über des Kindes Halſe liegen. Sie wirft ſie zwar herunter, ohne ſie jedoch aus der Kammer zu jagen. Des andern Morgens findet ſie die Katze abermal über des Kindes

Halſe,

Halſe, und ſolches glücklich erſtickt *). Sollte das nicht einmal vorſichtig machen, und der übertriebenen Katzenliebe Gränzen ſetzen?

8. Das ganze Thier ſcheint in ſeiner Natur, und in allen ſeinen Theilen etwas giftiges zu haben. Harn, Haare, Klauen, Zähne, Athem, Gehirn, u. ſ. w. ſind dem Menſchen ſchädlich, wenn er davon etwas in den Magen bekommt. Wie ſchlecht und langſam heilt ihr Biß? Wie eitern die Geſchwüre, die von ihren Krallen entſtehen? Welches Erbrechen erregen verſchluckte Katzenhaare? Und wie ſchädlich ihr Gehirn ſey, beſtätigen die Zeugniſſe vieler Aerzte. Nur ein Beyſpiel der ältern Zeiten.

Ein Menſch hatte böſe Augen, und wurde von einem geheimnißvollen Rathgeber beredet, zween Löffel voll pulveriſirtes Katzengehirn zu nehmen. Er fiel in Raſerey, und verlor ſein ganzes Gedächtniß. Ehedem machten auch lüderliche Weibsperſonen ſogenannte Liebestränke daraus, wenn ſie Mannsperſonen zur Liebe zwingen wollten.

9. Zur Peſtzeit ſind ſie ſehr gefährlich, und ſollen das Gift in ihren Haaren leicht vertragen. In der dresdniſchen Peſtordnung 1711, wurde daher bey 50 Thaler Strafe verboten, keine Katze auf die Straße zu jagen.

10. Daß ſie der Jagd keine Vortheile bringen; in den Gärten die Beete und Kräuter ruiniren; die jungen Gerſtenhälmer als eine Delikateſſe abfreſſen; fiſchreiche Teiche verwüſten, und in Küche, Keller und Vor-

*) S. Wochenblatt für den gemeinen Mann, 2 Jahrg. Leipzig 1777. S. 47. Deutſche Zeitung 1786. 1. Quart. S. 46.

Vorrathskammern nichts unbenaſcht laſſen; Tauben, jungen Hühnern, und anderm Geflügel nachſtellen, auch ſonſt in der Oekonomie noch manchen Schaden thun, iſt bekannt genug.

Doch wir müſſen ihnen auch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und

II. den Nutzen nicht verſchweigen, den wir wirklich von den Katzen haben.

1. Daß die Ratzen und Mäuſe bald unſere Oberherren werden würden, wenn ſie die Zuchtmeiſter, die Katzen, nicht in Reſpekt erhielten, beweiſet folgende Geſchichte.

Vor einigen 20 Jahren ergieng auf der Inſel Placida an alle Hauswirthe der ſtrenge Befehl, um der Faſanen des Königs willen, alle Katzen abzuſchaffen. Binnen zwey Jahren aber nahmen die Ratzen dermaßen überhand, daß ſie alles in den Häuſern, und in den Kirchen ſogar die Orgelpfeifen zerfraßen. Troſtlos warfen ſich die Unterthanen zu den Füßen des Monarchen, und baten um Aufhebung des Verbots, welches auch geſchahe.

2. Dieß nicht allein; ſondern ſie vertilgen auch noch andere ſchädliche Thiere, als Wieſeln, Feldmäuſe, Waſſerratzen, Maulwürfe, Raupen und Schmetterlinge, und ſind auf den Schiffen, wegen mancherley Ungeziefers, das mit den Waaren eingeſchifft wird, unentbehrlich.

Ich weiß ein Beyſpiel, daß der Hausknecht eines Kaufmanns eine Katze ſo abgerichtet hatte, daß er ſie um die Zeit der grünen Erbſen mit in ſeines Herrn Garten nahm, und in die Erbſen ſetzte. Hier ſaß ſie den ganzen Tag, fieng und verjagte die Sperlinge. Der

Mann

Mann verrichtete indeß ſeine Arbeit, ließ ſie aber des Nachts draußen, da ſie des Abends in ein Behältniß gieng, ihr Futter fand, und des andern Morgens früh ihre Sperlingsjagd wieder anfieng.

3. Ihr Fleiſch wird zwar nicht in Deutſchland; aber doch in Spanien, Frankreich, Holland, Brabant und Irrland von einigen Leuten gegeſſen. Sie halten es für ſo gut, als Kaninchen- und Haſenfleiſch.

In China werden die Katzen ebenfalls gegeſſen, und auf der Goldküſte gehören ſie ſogar unter die Leckerbiſſen. Nur müſſen ſie erſt ein Paar Tage in die Luft gehängt werden, damit ſie mürbe werden, und den widrigen Geruch verlieren. Wahrſcheinlich wird hier das Fleiſch der Katzen ſchon durchs Klima, und durch die Nahrungsmittel ſchmackhafter.

In Belagerungen, als 1683, ſind ſie in Wien, aus Noth gegeſſen; allein in ſolchem Fall ſind wohl noch widrigere Dinge gegeſſen.

Zu Leipzig haben einmal 1523 zwanzig Schulknaben, nebſt dem Kantor, Organiſten, und noch einigen Perſonen, unwiſſend von einer Katze gegeſſen; ſie ſind hierauf krank geworden, und die meiſten geſtorben. Vermuthlich haben ſie etwas von dem Gehirn mit gegeſſen, welches durchgängig für giftig gehalten wird*).

4. Die Katzen können zur Jagd abgerichtet werden. Dieß haben die griechiſchen Mönche auf der Inſel Cypern gethan, und den Vortheil davon gehabt, daß ſie die Schlangen, welche ſich hier ſtark vermehrten, weggefangen haben.

In

*) S. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 260.

In Amerika, am Oronocofluß, giebt es die großen Fledermäuſe, oder Vampyrs, welche Menſchen und Vieh des Nachts das Blut ausſaugen *). Zu ihrer Jagd werden die Katzen abgerichtet, daß ſie von einem Stück Vieh auf das andere ſpringen, und ſie wegfangen.

Der natürliche Fangtrieb dieſer Thiere muß ihre Abrichtung zur Jagd ſehr erleichtern, und ich dächte: ſie wären zu verſchiedenen Arten der Jagd abzurichten. Hat man doch Fiſchottern, die des Mittags aus dem Teiche die Fiſche in die Küche geholt haben.

5. Um ihres Nutzens willen waren die Katzen bey den Aegyptiern, Mahumedanern und Römern in großem Werth.

In einigen Gegenden von Aegypten wurden ſie göttlich verehrt. Man betete ſie unter ihrer natürlichen Geſtalt, aber auch unter der Figur eines Menſchen mit einem Katzenkopfe an **). Wer eine Katze mit Vorſatz, oder aus Unvorſichtigkeit tödtete, wurde aufs härteſte beſtraft. Die Katze wurde auch für ein Sinnbild der Iſis, oder des Mondes gehalten. Was lag aber bey dieſer Verehrung zum Grunde, nichts als die Erhaltung der Kornſpeicher?

Kein Volk unter der Sonne achtet die Katzen höher, als die Mahumedaner. Kommt ein Soldat aus dem Kriege; ſo bringt er allezeit Falken und Katzen mit, wenn er auch ſelbſt nichts zu leben hat. Sieht ein Hausvater ſein Haus brennen; ſo rettet er eher ſeine Katze, als die Kinder. Mehr als ein Hoſpital iſt

*) Veſpertilio, nicht Vampyrus; ſondern *Spectrum* Linn.

**) S. Krünitz Enzykl. 36ſter Th. Fig. 2004. a. 2004. b.

iſt zum Beſten dieſer Thiere geſtiftet. Vermuthlich gründet ſich dieſe Verehrung auf die Fabel: daß ſich Mahumed einſt bey dem Studiren, da er eilends zum Gottesdienſt gehen mußte, und eine Katze auf ſeinem Aermel eingeſchlafen war, ſolchen abſchneiden ließ, um ſie nicht im Schlafe zu ſtören, wodurch das Thier, als ein nützliches Thier, ſollte empfohlen werden.

Zu Rom halten die Einwohner noch viele Katzen, und ſie werden auf eine beſondere Art gefuttert. Gewiſſe Leute kaufen das Fleiſch der geſtorbenen Thiere, und tragen an Stangen die Stücken durch die Stadt. Auf ein gegebenes Zeichen, welches die Katzen genau kennen, kommen ſie aus den Häuſern, und eine jede bekommt ihre Portion. Monatlich wird dafür ein gewiſſes Futtergeld bezahlt.

6. Beſſer ſind die Katzenbälge zu gebrauchen, als ihr Fleiſch. Die Kürſchner bereiten daraus verſchiedene Arten von Unterfuttern, vornämlich zu Muffen und Verbrämungen. Die Felle der zahmen Katzen, werden wie Zobel gefärbt; ſie ſollen aber das Kaſtanienbraune und Schwarze nicht ſo gut annehmen, als die wilden.

Die Katzenfelle ſind alſo bey dem Rauchwerk ein ordentlicher Handelsartikel. Die Felle der Cyper- und wilden Katzen werden ſehr geſucht. Frankreich liefert davon eine große Menge. Man bringt ſie auch häufig aus andern Ländern; inſonderheit aus Moskau, Spanien und Holland. Nach den Farben ſortirte, und ſackweiſe zuſammengenähete Katzenrücken koſtet ein Sack 2 Rubel; und ſchwarze der Sack 15 Rubel.

7. In verſchiedenen Wiſſenſchaften hat die Katze viel Nutzen geſtiftet. Die Zergliederer und Aerzte

haben manches von ihr gelernt. Ich ſelbſt habe in der Geſchichte der Eingeweidewürmer durch die Katzen mehr als einen Aufſchluß bekommen.

Was ihre Felle in der Elektrizität für Wirkungen thun, iſt bekannt.

Selbſt die Muſik hat große Vortheile von ihnen. Denn ihre Gedärme liefern die Saiten zu den muſikaliſchen Inſtrumenten; beſonders zu der Violine.

Was endlich

die phyſikaliſchen Irrthümer und Vorurtheile

bey den Katzen betrifft; ſo könnte ich davon ein ganzes Buch ſchreiben. Ich will nur das vornehmſte anführen.

1. Der mediziniſche Aberglaube hatte ehemals ein ganzes Regiſter vom Nutzen der Katzen in der Arzeneykunde, und, damit nichts vergeſſen würde; ſo haben es die Alten ſogar in ein Verschen gebracht:

Von ſchwarzen iſt die Nachgeburt, das Blut,
Das Fell, das Fett, der Kopf und Koth zu
vielem gut.

Die Nachgeburt am Halſe getragen, ſoll das Geſicht ſtärken. Das Blut, inſonderheit unter dem Schwanze, dient wider die fallende Sucht; das Fell für einen erkälteten Magen; der Kopf zu Aſche gebrannt, für Augenweh; der Koth wider das Podagra; der Urin wider die Taubheit; die Leber zu Pulver gebrannt, wider die Steinſchmerzen; die Galle treibt die todte Frucht ab.

Aufgelegtes Katzenfleiſch zieht die im Leibe ſteckenden Pfeilſpitzen und Splittern aus. Weißer Katzenkoth mit warmen Wein eingenommen, vertreibt die

die Kolik, und mit Honig und Weizenmehl vermiſcht, heilt den Wurm am Finger. Eine Katze durch den Rücken gehauen, und warm 14 bis 18 Stunden auf die Seite gelegt, vertreibt die Seitenſtiche. Milch, worinn eine Katze gewaſchen, getrunken, wider das Tertianfieber.

Alſo eine ganze Apotheke von einer Katze!

2. In der Naturgeſchichte der Katzen ſind noch verſchiedene Fabeln zu relegiren. Dahin gehört die Erzeugungsgeſchichte, die ein Wundarzt in Preußen ſoll veranlaßt haben. Er ließ etliche Häſinnen mit einem Kater zuſammen. Die eine blieb beym Werfen, und, da er ſie aufſchnitt, fand er bey ihr zwey Kätzchen und ein Häschen.

In einer Mühle legte eine Ente in dem Winkel eines Stalles neun Eyer, und ſetzte ſich darauf, um ſie auszubrüten. Eine Katze ſaß beſtändig in dieſem Stalle, den Mäuſen aufzulauern, und, da die Ente einmal nicht da war; ſo behagte ihr die Wärme des Neſtes, und ſie legte ſich darauf. Die Ente kam aus Furcht nicht wieder; die Katze aber blieb Tag und Nacht darauf liegen, und brachte die neun Enten glücklich aus.

Alle dieſe Enten aber hatten nun die ganze Katzennatur. Sobald ſie herumliefen, jagten ſie den Mäuſen nach, und, wenn ſie ſolche bezwingen konnten, wurden ſie gleich verſchluckt. Was das ſonderbarſte war; ſo führte die Katze nachher dieſe Katzenenten, als eine alte Ente, und wenn ſie in ihr Element giengen; ſo lief ſie ängſtlich am Ufer herum, wie eine Henne, die Enten ausgebrütet hat.

Sollte aber die bloße Wärme der Katze auf die Enten im Ey dergeſtalt wirken, daß ihnen dadurch das

Katzennaturell mitgetheilt würde? Enten gehen von ſelbſt auf Mäuſe, beſonders auf Waſſerratzen, und das würden ſie auch gethan haben, wenn gleich die Katze durch ihre Wärme die Brütung nicht vollendet hätte.

Von gleichem Schlage möchte auch wohl das Vorgeben ſeyn, daß wenn, während der Trächtigkeit einer Katze, der Kater, von dem ſie belegt ſey, getödtet werde, die Katze ſo fort abortire.

Daß es ein phyſicaliſcher Irrthum ſey, als ob die Katzen keine Flöhe hätten, hab' ich ſchon oben bemerkt.

3. In den alten Hexengeſchichten ſpielen die Katzen faſt die vornehmſte Rolle, und die ganze Gattung dieſer Thiere, ohne Ausnahme, hatte ehemals die Ehre, daß ſich die Damen in Hexen verwandelten, und jede Katze für eine Hexe angeſehen wurde. Sie ſelbſt, dieſe nachtwandelnden Thiere, haben, ohne ihre Schuld, zu dem gröbſten Aberglauben Anlaß gegeben. Wenn in der Walpurgisnacht die Katzen lärmten, ſchrien, und ſich biſſen; ſo waren es die Hexen, die nach dem Blocksberge ritten. Wie manche Katze iſt um dieſes Aberglaubens willen jämmerlich zerſchlagen, und wenn juſt zu der Zeit ein altes Mütterchen krank wurde; ſo hatte man dieſes in Katzengeſtalt ſo zugerichtet. Hat man doch die Katze aus Aberglauben zur Parce gemacht, und ihr Schnurren für ein Abſpinnen des Lebensfadens gehalten.

4. Aus den Nachtwanderungen der Katzen ſind unzähliche Spukhiſtorien entſtanden. Wenn die Katzen aus der Dachluke auf den brettern Boden ſpringen, und auf demſelben herumlaufen; ſo iſt es nicht

anders,

anders, als ob ein Mann mit Stiefeln herumgienge. Muthwillige und boshafte Leute haben ſchon oft mit Katzen die fürchterlichſten Spukereyen bey den Einfältigen und Furchtſamen angerichtet. Bindet man ihnen eine Blaſe mit Erbſen an den Schwanz, und klebt ihnen mit Pech halbe Nußſchalen unter die Füße; ſo laufen ſie ſich todt; denn ſie können weder klettern noch ſpringen. Was das aber des Nachts in einem Hauſe auf den Treppen und Böden für Lärm macht, kann man ſich kaum vorſtellen.

Der Aberglaube hat zuweilen des Nachts hoch in der Luft ein jämmerliches Klaggeſchrey über einer Stadt gehört, und derſelben den Untergang prophezeyet. Und es iſt nichts, als eine Katze geweſen, welche muthwillige Buben mit vier Blaſen an den Füßen von einem Thurme geworfen, und ſie über Städte und Dörfer hatten ziehen laſſen. War es Wunder, wenn die abergläubiſchen Leute bey dieſer Luftreiſe der armen Katze das Ach! und Weh über der Stadt deutlich hörten, und ſich ſelbſt Bußpredigten hielten?

5. Ich ſelbſt bin einmal ein Augenzeuge von einer der poſſierlichſten Spukhiſtorien geweſen, welche durch eine Katze veranlaßt wurde. In einem Hauſe war neben der Wohnſtube eine Kammer, an die ein altes Brauhaus gränzte, worinn es nach der Hausſage ſchon ſeit langen Zeiten geſpukt hatte. Wer konnte das bezweifeln, da die Braumagd den Vorherrn mit einem ſpitzen Hut ſchon oft bey den Braubottichen hatte herumgehen geſehen? Der Gedanke war alſo bey allen im Hauſe eingewurzelt: hier ſpukt es. Als wir mit der Familie zu Tiſche ſaßen, entſtand in der Kammer ein dumpfes Klopfen, welches mit einem beſondern

 Geräuſch

Geräuſch und Stöhnen verbunden war. Alles wurde aufmerkſam. Einige Geſichter blaß. Die Kinder krochen zu Winkel, und andern ſtiegen die Haare zu Berge.

Das Klopfen kam der Thür näher. Man wollte ſchon das Zimmer räumen, und der Mann mit dem ſpitzen Hute kam, wie einige fürchteten, durchs Schlüſſelloch; als ich aufſtand, und an die Kammerthür trat. Sonderbar genug war es, daß das Klopfen nicht auf einer Stelle geſchahe. Bald kam es an die Thür; bald entfernte ſichs wieder. Immer aber rauſchte es dabey auf dem Boden herum. Was konnte das anders, als der leibhaftige **Kobold** ſeyn; denn der klopft und vexirt die Leute ſo.

Aus allen Umſtänden aber merkte ich, daß es ein Thier war, ob ich mich gleich nicht in die beſondere Art des Klopfens finden konnte. Endlich nahm ich das Licht, und gieng gerade in die Kammer, da indeß faſt alles aus der Stube flüchtete. Ich bin Bürge, daß kein Philoſoph der Erde die Art dieſer Spukerey ausgeklügelt hätte. Rathen ſie ſelbſt, was ich fand. Eine **Katze, die den Milchtopf über dem Kopfe hatte,** und damit in der Kammer herumtaumelte. Da ſie die Milch auslecken wollte, war ſie mit Kopf und Ohren zu tief gekommen, und konnte nicht wieder zurückziehen. Das Mauen gieng in dem Topfe natürlicher Weiſe ſo widerſinnig, daß man ſichs nicht erklären konnte. Ja! ſie wußte ſelbſt nicht, wo ſie war. Ein komiſcher Anblick! Ich brachte mein Geſpenſt in die Stube. Die Furcht verwandelte ſich in Lachen, und ich mußte mit dem Schlüſſel den Topf zerſchlagen. Da lief ſie hin, und wird gewiß an den Milchtopf denken.

Zu

Zu den beſten

Schriftſtellern,

welche die Naturgeſchichte der Katze am lehrreichſten und umſtändlichſten beſchrieben haben, rechne ich, außer den Büffon, Krünitz in ſeiner ökonomiſchen Enzykl. 36 Th. S. 195 ff. Eine etwas kürzere finden ſie in der Monatsſchrift für allerley Leſer 1787. S. 491 ff. Eine der vorzüglichſten aber in Bechſteins gemeinnützi- ger Naturgeſchichte Deutſchlands I. 251 ff. und die beſte Abbildung in Schrebers Säugthieren III. p. 397. t. 107. B. 1.

2. Nun aber auch noch etwas

von der wilden Katze.

Beſchreibung des Thiers.

Ob die wilden Katzen gleich einerley Naturell mit den zahmen haben, da ſie die Stammältern derſelben ſind; ſo zeigt ſich doch in der Größe, Farbe, Aufent- halt und Lebensart derſelben einiger Unterſchied.

Im thüringiſchen Walde; in den gräflichwernige- rödiſchen großen Wäldern, unter dem Brocken, bey Ilſenburg, woher ich ſelbſt einige erhalten habe, trifft man ſie nur einzeln an, weil ihnen, als deklarirten Fein- den der hohen Jagd, ſehr nachgeſtellt wird. In an- dern Gegenden von Europa mögen ſie noch wohl häufi- ger ſeyn. Nur die kälteſten ausgenommen, die ſie, wo es ſeyn kann, gänzlich zu vermeiden ſuchen.

In der körperlichen Bauart ſcheinen ſie in eini- gen Stücken abzuweichen. Der Kopf iſt bey den wil- den etwas plattgedrückter, der Hals länger, und der Schwanz überall gleich dicke. Das Haar iſt lang und

und fein, mit einzelnen ſteifen Haaren vermiſcht; auch die Ohren ſind ſteifer, als bey den zahmen.

Vorzüglich machen die Größe und Farbe zwiſchen beyden Racen einen merklichen Unterſchied. Sie ſind noch einmal ſo groß, öfters größer, als die zahmen. Die größte, die mir vorgekommen iſt, hatte 3 Fuß Länge, und 1¼ Fuß Höhe; ſie wog 16 Pfund.

Um das Maul herum war ſie ſchwärzlich eingefaßt, und die Barthaare hatten eine etwas röthliche Farbe. Ueber der Naſe bis zur Hälfte der Stirn war ſie bräunlich; der Kopf grau, mit zwo ſchwarzen Streifen, einem vor und einem hinter den Ohren. Eben ſo iſt der Hals.

Der Rücken hat graubraunen Grund mit ſchwarzen Binden, die ſich am Unterleibe ſchlängelnd verlieren. Der dicke ſtumpfe röthliche Schwanz hatte drey ſcharf ausgezeichnete ſchwarze Ringe, und eine ſchwärzliche Spitze.

Auch dadurch unterſcheiden ſie ſich von den zahmen, daß die Haare 2 bis 3 Zoll lang, und die Pfoten inwendig allezeit ganz ſchwarz ſind.

Am Schwanze haben ſie in einer Drüſe eine öhlichte ſtinkende Feuchtigkeit. Vermuthlich, wenn ſie von Hunden und andern Thieren verfolgt werden, ſie dadurch abzuhalten.

Geſicht und Gehör ſind vorzüglich ſcharf. Es ſind wirklich die kleinen europäiſchen Tiger; denn ſie können ein ziemlich großes Wildpret bezwingen.

Das Weibchen iſt kleiner, und von Farbe mehrentheils ganz grau.

Zer-

Zergliederung.

Bey der Zergliederung hab' ich nur zwo Merkwürdigkeiten gefunden: einmal, daß die Gedärme um ein Drittheil kürzer ſind, als bey den zahmen. Zweytens in den Gedärmen eine ziemliche Anzahl Mittelrundwürmer, und hinter denſelben einige Strecken von einem, beſonders lineirten Bandwurm, die kein Kopfende hatten, und doch noch, nach zweymal 24 Stunden, in lauwarmen Waſſer eine Zeitlang lebten *).

Ihre Lebensart

iſt ganz von der der zahmen unterſchieden. Die dickſten Wälder und Felſenritzen ſind ihr liebſter Aufenthalt, und hohle Eichen, auch leere Dachs- und Fuchsbaue ſind ihr Winteraufenthalt. Befindet ſich ein Teich im Walde; ſo kann ſie der Jäger nur im Rohre, oder in den Löchern unter dem Ufer ſuchen. Hier ſtellen ſie den Fiſchen nach, wenn ſie nicht weit vom Ufer an die Fläche kommen, und ſich ſonnen.

Es ſind die gefährlichſten Feinde eines Forſtes. Denn da ſie mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit auf einem Baume herauf- und herunterklettern; auch von einem zum andern ſetzen können; ſo iſt kein Wildpret vor ihnen ſicher.

Am Federwildpret, als an Faſanen, Auerhühnern, Birk- Haſel- und Rebhühnern thun ſie den größten Schaden. Die Vogelneſter der hohlen Bäume wiſſen ſie meiſterlich auszuſpüren, und angeln mit ihren Pfoten ſo lange hinein, bis ſie die Jungen,

*) S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer I. S. 352. Tab. XXV. A.

öfters ſelbſt die Alten, gefaßt haben. Auf den Bäumen lauern ſie den jungen Rehen auf, und geht eins vorbey; ſo ſitzen ſie ihm mit einem Sprunge auf dem Nacken, kratzen ihm die Augen aus, und beißen ihm die Gurgel ab.

In gewiſſer Abſicht ſind ſie alſo der Wildbahn noch ſchädlicher, als die Füchſe. In moraſtigen Oertern, an großen Seen, Teichen und Flüſſen gehen ſie den Eyern und Jungen der wilden Enten, der Taucher und anderer Waſſervögel nach. Selbſt die Fiſche wiſſen ſie behende herauszuholen. Hamſter, Maulwürfe, Eichhörnchen, Feldmäuſe, u. ſ. w. fangen ſie ebenfalls weg. Im Winter aber beſuchen ſie die Dörfer, um der Hühner und Tauben willen.

Die wilden Katzen haben einen beſondern Kunſtgriff, ſich zu verbergen, wenn ſie auf einem Baume ſind, und das geringſte Geräuſch hören. Augenblicklich, wenn ſie der Jäger noch vorher auf dem Baume geſehen hat, ſind ſie weg und verſchwunden. Sie ſtrecken ſich nämlich der Länge nach auf den Aeſten hin, daß man nichts mehr von ihnen gewahr wird, und ſo lauſchen ſie, bis die Gefahr vorüber iſt.

Spürt ſie der Jäger in einem hohlen Baum; ſo wird ſie entweder herausgeräuchert, oder ein Tellereiſen davor geſtellt. Aus einem Dachs- und Fuchsbaue muß ſie der Dachshund herausjagen. Nur gute Hunde gehen darauf. Ihr erſtes iſt, ſich auf einen Baum zu flüchten, da ſie denn leicht zu ſchießen ſind. Doch muß ſie der Jäger gut faſſen. Bey einem Fehlſchuß, oder leichten Verwundung, hat man Beyſpiele, daß ſie ihm auf den Kopf geſprungen iſt, und ihn ſchändlich zugerichtet hat.

Die

Die Fortpflanzung

geſchiehet zu eben der Zeit, und mit eben dem widrigen Geſchrey, als bey den zahmen. Nur wollen die Jäger dabey als etwas Beſonderes bemerkt haben, daß der Kater, der in ihrer Sprache Baumrutter heißt, die Katze mit den Zähnen feſtpackt, und ſie ſich dann mit dem Rücken nach der Erde gekehrt, zu ſeinem Willen bequemt; ihm aber beym Loslaſſen mit einer Pfote allezeit ins Geſicht ſchlägt.

Die Katze trägt neun Wochen, und bringt in hohlen Bäumen, Felſenklüften, auch in alten Dachs- und Fuchsbauen, vier bis ſechs blinde Junge zur Welt, die ſo lange geſäugt, und mit Vögeln, Mäuſen, Maulwürfen, u. ſ. w. verſorgt werden, bis ſie ſelbſt klettern, und ihre Nahrung ſuchen können.

Der Schaden

des Thiers iſt in Anſehung der Wildbahn beträchtlich, ob es ihn gleich durch Vertilgung anderer ſchädlichen Thiere einigermaßen wieder erſetzt. Dieß aber würde noch nicht hinreichen,

ihren Nutzen

darzuthun, wenn nicht außerdem

1. ihr dicker haarichter Balg gutes Unterfutter, Mützengebräme, u. ſ. w. gäbe, und bey der Elektrizität ungemeine Dienſte thäte. Die beſten Bälge kommen aus Pohlen, Frankreich, Moskau, Spanien und Holland.

2. Der hochgerühmte Nutzen ihres Fettes bey der Gicht, bey Verrenkungen und Stockungen in den Junkturen der Menſchen und Thiere möchte wohl nicht

immer Probe halten; aber geſchmolzen, und als Oehl in Lampen gebrennt, giebt es nicht allein keinen übel Geruch; ſondern es brennt länger und heller, als anderes Oehl.

3. In Aſien und Afrika ſoll das Fleiſch ſehr wohlſchmeckend ſeyn.

4. Aus den Knochen der Beine macht man Wachtelpfeifen.

Unter den Schriftſtellern,

die der wilden Katze gedacht haben, vergleichen ſie vorzüglich Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 262. (Fährte, Tab. XIV. F. 3.), und Schrebers Säugthiere III. 397. Tab. CVII. A, und Aa. Endlich *Gmelin* ed. 13. Syſt. Nat. Linn. I. p. 81. Sp. 6. Catus; *α. ferus.*

Der II. Gattung der Raubthiere

2. Zwote Art: Der Luchs *).

Beſchreibung des Thiers.

Von dieſem argliſtigen und tückiſchen Raubthiere kann ich ihnen nichts aus eigener Erfahrung erzählen. Denn ich habe noch keins lebendig geſehen, und es iſt eine Wohlthat, daß es in unſern Gegenden, und in ganz Deutſchland immer mehr abnimmt.

Das äußerliche Anſehen hat viel ähnliches mit der Katze; nur iſt der Luchs größer, ſtärker, hochbeiniger und kurzſchwänziger. Seine Länge vom Kopf bis zum Schwanz beträgt 3½ Fuß; der Schwanz allein 8½ Zoll, und die Höhe 2½ Fuß.

Der

*) *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn.* ed. 13. p. 83. Sp. 7. Felis *Lynx.*

Der Kopf in Anſehung des Obertheils und der Stirn, wie ein Katzenkopf; die Schnauze aber ſo lang geſtreckt, wie bey dem liſtigen Fuchs. Der Katzenſchnurrbart fehlt nicht. Die Zähne, wie bey den Thieren dieſer Gattung; doch ſind die Eckzähne oder Fänge auf anderthalb Zoll lang. Die drey großen Backenzähne auf jeder Seite ſcharf gezackt, und ausgeſchnitten, und zwar ſo, daß die Zacken und Einſchnitte oben und unten genau in einander paſſen.

Die Lederarbeiter haben breite Zangen, die auf den Flächen gekerbt ſind, damit die Zacken der einen Fläche beym Zudrücken in die Kerben der andern greifen, um das Leder feſt zu halten. Juſt ſo ſind die Backenzähne des Luchſes gebildet. Was er faßt, mag er wohl feſt halten.

Die Augen dieſes Thiers ſind völlig zirkelrund, beynahe einen Zoll im Durchſchnitt, und haben eine hochgewölbte grüngelbe Hornhaut, welcher eine rothe Folie untergelegt zu ſeyn ſcheint. Statt der Augenbraunen ſitzen hier einige größere und kleinere Borſtenhaare. Die Augen ſollen faſt das Anſehen haben, wie die großen gelben Augen des Schubuts. Des Nachts funkeln ſie, wie ein Paar Feuerkugeln, und der Blick überhaupt ſoll außerordentlich ſcharf, ſchalkhaft freundlich, und vollkommen katzenartig ſeyn. Daher das Sprüchwort: er hat rechte Luchsaugen.

Die Ohren ſind weit, ziemlich lang, dreyeckig, zugeſpitzt, und glänzend wie Sammt. Das Unterſcheidende daran ſind die langen ſteifen Haarbüſchel, die faſt zween Zoll Länge haben. Es giebt aber auch

Luchſe, wie Herr von Büffon zuerſt angezeigt hat, denen die Haarpinſel fehlen *).

Der Schwanz iſt kurz, gleich dicke, hinten abgeſtumpft, und wird etwas gekrümmt in die Höhe getragen.

Die gewöhnliche Farbe des Luchſes iſt aſchfarb bräunlich gelb, mit dunklen Flecken getiegert, und dieß iſt der eigentliche Rothluchs.

Natürlicher Weiſe muß es in andern nördlichen Gegenden und Welttheilen Abänderungen geben, wohin denn ohne Zweifel der Rothluchs (Felis rufa) des ſel. Prof. Güldenſtedts in Petersburg **), und Pennants Baycat in Nordamerika gehören ***).

Die Stimme des Thiers iſt heulend, wie ein Wolf, aber viel ſchärfer, welches zuweilen die Jäger betrogen hat, daß ſie einen heulenden Luchs für einen Wolf gehalten haben.

Die Lebensart

dieſes Thiers iſt meines Erachtens noch nicht völlig bekannt, da ſie ſich in den dickſten Wäldern und einſamſten Gegenden aufhalten, bloß auf das Wildpret ihres Aufenthalts Jagd machen, und die Geſellſchaft der Menſchen gänzlich fliehen. Doch ſollen Luchs und Luchſin in ihrer Heimath beſtändig beyſammen wohnen.

Ihr eigentlicher Aufenthalt ſind Steinklüfte und Felſenritzen. In Livland wohnen ſie in den dickſten Wäldern, und graben ſich in krumme Höhlen ein. Am Tage

*) S. Pennants arktiſche Zoologie I. 52.

**) Schrebers Säugthiere III. Tab. 109. B.

***) Pennants arktiſche Zoologie I. 53. Der Rothluchs.

Tage ſollen ſie ſich, wo ſie ſicher ſind, auf den Felsſpitzen und abgeſtumpften Baumſtämmen ſonnen. Werden ſie aber verfolgt; ſo ſpringen ſie auf die Bäume, und ſtrecken ſich, wie die wilden Katzen, lang auf einem Aſte hin, daß man ſie nicht ſiehet.

In den Wintermonaten ſtreifen ſie aus einem Walde in den andern, kommen dann aus den großen ſüdlichen und nördlichen Wildniſſen in die dicken böhmiſchen Wälder, und aus dieſen nach dem Harz und Thüringerwalde, wo denn öfters ein Paar zurückbleibt, und ſich Jahre lang hält, ehe es ausgeſpürt wird.

Im Jahr 1773 wurde im gothaiſchen Antheile des Thüringerwaldes auf dem Tambacher Forſte ein alter Luchs geſchoſſen, der ſich da in einer Felſenkluft ein ganzes Jahr aufgehalten hatte. Ein anderer, eben ſo gebildeter rothbrauner und ſchwarzgefleckter wurde im December 1788 in derſelben Gegend eingetrieben, und der letzte, der im Februar 1789 erlegt wurde, war ein junger Luchs mit noch matten, unordentlich zerſtreueten Flecken. Es kann ſeyn, daß dieß eine ganze Familie geweſen iſt, die aus Vater, Mutter und Sohn beſtanden hat.

Die Nahrung

dieſes Thiers betreffend; ſo lebt es ganz vom Raube, und keines iſt für die Wildbahn gefährlicher, als dieſes. Rothwildpret iſt ſeine eigentliche Nahrung. Hirſchen und Rehen lauert der Luchs in der Abend- und Morgendämmerung auf, und der Fang geſchiehet ſprungweiſe, wie bey der Katze. Dieß iſt wohl die Urſache, warum die Alten den Luchs Lupus *cervarius* (Hirſchwolf) nannten. In allen nordiſchen Ländern unter-

unterſcheidet man noch den Wolfsluchs, die Luchs-katze, den Fuchsluchs und Fohlenluchs. Die gewöhnlichſte Art iſt die Luchskatze; die beyden letzten aber vermuthlich Spielarten des Wolfsluchſes *).

Einige Naturforſcher ſagen zwar, daß er bey ſeinem Sprunge dem Thiere gleich an der Kehle hange, und ihm das Blut ausſauge; allein nach den im Thüringerwalde gemachten Beobachtungen geht er bey ſeinem Fange ſo zu Werke. Er liegt entweder auf dem Strunke eines abgehauenen Baums, oder zwiſchen den herunterhangenden Zweigen eines andern, oder hinter einem Buſche, platt auf dem Bauche, und zwar unter dem Winde an den Wildgängen, oder Wechſeln, wie es die Jäger nennen, wo das Wild nach der Tränke, oder nach ſeinem Lager geht, und die er genau ausſpürt. So wie nun ein Hirſch oder Reh vorbeygeht, und er ſein Maaß abgeſehen hat; ſo ſitzt er ihm mit drey oder vier Sprüngen im Genicke. Jeder dieſer Sprünge mißt 12 bis 14 Fuß.

Das erſte iſt, ſich mit den Klauen feſt einzuſchlagen, und nun zerbeißt er ihm mit ſeinen ſcharfen Zähnen die Halsflechſen. In wenigen Minuten liegt das Thier zu Boden. Erreicht er ſeinen Raub mit dieſen Sprüngen nicht; ſo giebt er ſich keine Mühe, das Thier weiter zu verfolgen; ſondern legt ſich wieder auf die Lauer, bis ein anderes kommt.

Hat er aber das Thier erlegt; ſo ſaugt er ihm das Blut aus, frißt etwa drey bis vier Pfund von den ſchmackhafteſten Theilen, und vergräbt das übrige. Findet er am folgenden Tage kein friſches Thier; ſo kehrt er zu ſeinem vergrabenen Schatze zurück. Allein länger als

*) S. Schrebers Säugthiere III. 410.

als drey Tage zehrt er nicht davon: es müßte denn im Winter ſeyn. Sonſt thut er lieber weite Reiſen nach friſchem Wildpret.

Im Thüringerwalde iſt ſein Raub immer, ſo viel man hat abmerken können, Rothwildpret, Haſen, Auerhühner, Birk- und Haſelhühner geweſen. An andern Orten ſoll er ſich ſogar auch an die wilden Schweine machen. Dieſe aber rennen gemeiniglich mit ihm durch die Dickungen, und ſtreifen ihn ab, weil er ihnen wegen der ſteifen Haarborſten nicht ſo leicht beykommen kann.

Er fällt auch oft die kleinern Heerden, als Schafe, Ziegen und Kälber an. Im Jahr 1772 wurden einmal auf dem Thüringerwalde in einer Nacht 30 Stück Schafe gewürget. Der Schäfer gab es einem großen Hunde ſchuld, den er in der Nacht geſehen hatte. Die Jäger aber ſpürten das Raubthier bald auf. Es war ein Luchs.

Im Winter iſt er oft ſo dreiſte, daß er ſich wie der Wolf unter dem Schafſtalle durchgräbt. Sind aber juſt einige rüſtige Böcke mit darinn; ſo ſoll er übel bewillkommt werden. Wo der Luchs hauſet, pflegen ihm die kleinern Raubthiere, als Füchſe, Marder, Wieſeln, u. ſ. w. gern nachzufolgen, weil ſie ſich von ſeinen Schätzen traktiren können. In Livland aber frißt er auch die Marder, und in Numidien weiß er die vorüberfliegenden ſchwerfälligen Vögel im Fluge zu fangen *).

Die

*) S. Cuhns Samml. merkwürdiger Reiſen durch das Innere von Afrika S. 363.

Die Jäger ſpüren ihn an der Fährte aus. Inſonderheit iſt ihnen das ein Merkmal, wenn das Rothwildpret etliche hundert Schritte vor ihnen flüchtig wird, und immer unſtät iſt. Man ſucht ihn, wenn ſein Lager ausgefunden iſt, zu umziehen, oder mit Tellereiſen und beſondern Luchsfallen zu fangen. Dieß ſind hölzerne Schnellfallen, an deren Zunge ein Stück friſches Fleiſch gebunden iſt.

Wenn ihn die Hunde einholen, welches leicht geſchiehet, da er nicht ſchnell laufen kann; ſo wirft er ſich auf den Rücken, und beißt erſchrecklich um ſich. Die Wunden von ſeinen Krallen und Zähnen heilen ſehr ſchwer. In der Wuth, wenn er nicht ſtark verwundet iſt, geht er auch auf den Jäger los.

Die Fortpflanzung

geſchiehet zu Ende des Jänners, und Anfang des Hornungs. Die Luchſin trägt neun Wochen, und gebieret entweder in einer Felſenkluft, oder in einer gefundenen, auch ſelbſt gegrabenen Höhle, oder in einem dicken Gebüſche von Heidekraut, zwey bis drey, ſelten vier Junge, die neun Tage blind liegen, von der Mutter geſäugt, und hernach zum Rauben angelehrt werden.

Die Verbreitung

des Luchſes erſtreckt ſich eigentlich nur auf die kalten Zonen; doch gehet ſie bis gegen Mexiko. Nur iſt es noch nicht ausgemacht, ob das daſelbſt gefundene Thier unſer eigentlicher Luchs ſey.

Beſonders iſt es doch, daß dieß das einzige getiegerte oder gefleckte Thier iſt, das in den kalten Zonen lebt, und nur mit dem Polarzirkel anfängt.

Er iſt auch in Afrika, in Numidien; hier hat er aber nur ein glattes einfarbiges Haar ohne Flecken *).

In Europa findet er ſich noch in Schweden, Curland, Litthauen, Sachſen, am Fichtelberge, und in Italien, häufig in den Wäldern von Abruzzo im Neapolitaniſchen. Faſt aller Orten finden ſich die beyden Racen: der röthlich- und weißgefleckte Luchs. Der gewöhnliche rothbraune Luchs heißt der Wolfsluchs, und der weiße gefleckte die Luchskatze. Er iſt in Norwegen, auch in Lappland, wo er in der Landesſprache Albos heißt. In Sibirien, weſtlich des Irtiſch, ſoll es weiße Luchſe mit den feinſten ſchwarzen Flecken geben, die man Irbis nennet, deren Felle unter das ſchönſte Pelzwerk gehören **). Er findet ſich auch in den nordlichen Theilen Indiens ***).

Der Schaden,

den dieſes Thier in der Jagd und Oekonomie anrichtet, iſt aus ſeiner Lebensart abzunehmen; allein es bringt doch auch wieder einigen

Nutzen,

obgleich alle Thiere aus dem Katzengeſchlecht nur mit ihrem Felle nützen.

1. Das Fleiſch des Luchſes wird in einigen nördlichen Gegenden gegeſſen.

2. Der Luchs tödtet auch Wieſeln, Marder und wilde Katzen, und bringt dadurch einigermaßen wieder ein, was er der großen Wildbahn geraubt hat.

*) S. Cuhns Samml. merkw. Reiſen durch das Innere von Afrika S. 363.

**) S. Müllers ruſſiſche Samml. III. 607.

***) S. Pennants arktiſche Zoologie I. 52.

3. Sein Balg gehört unter die ſchönen und koſtbaren Pelzwerke. Nur die nicht, die in Deutſchland getragen werden. Die beſten kommen aus Natolien, Spanien, Schweden, vorzüglich aus Archangel. Das Stück koſtet 10 bis 15 Thaler. Es iſt beſonders weich und warm, hat aber den Fehler, daß die Haare brüchig ſind. In der Türkey koſtet oft eine mit dieſem Pelzwerk gefutterte Weſte 300 Thaler.

4. In der Tatarey zieht man die Jungen des ſchönen weißen und ſchwarzgefleckten Luchſes mit Milch und Fleiſch auf, und richtet ſie zur Jagd ab, wie die Hunde. Ein beſonderer Nutzen!

Zu den phyſikaliſchen Irrthümern und Vorurtheilen

bey dieſem Thier, gehört

1. daß der Luchs nie ſeinen vergrabenen Raub zum zweytenmale aufſcharre, weil ers gleich vergeſſe, und unter den Thieren das kürzeſte Gedächtniß habe. Als ob die Witterung nicht das Gedächtniß erſetze?

2. Daß ſeine in Gold und Silber gefaßten Krallen, wenn man ſie am Halſe trage, die fallende Sücht vertrieben. Wenn eine Sache nicht auf die andere wirkt, wie kann ſie helfen oder ſchaden?

3. Daß er einem gewürgten Thiere zuerſt das Gehirn ausfräße, welches alle bekannte Erfahrungen widerlegen.

4. Daß er mit ſeinem ſcharfen Geſichte undurchſichtige Sachen durchſchauen könne. Er hat ein ſcharfes Geſicht, welches zu vielen Fabeln Anlaß gegeben hat; ſein Geruch aber iſt eben ſo ſcharf, und noch feiner, als ihn die Thiere vom Katzengeſchlecht zu haben pflegen.

5. Daß

5. Daß ſich ſein Urin, den er ſorgfältig verſcharre, in einen beſondern Edelſtein, Lynkur, verwandle, und die Eigenſchaft habe, die Steinkrankheit zu heilen *).

6. Daß er dem Pfeifen der Droſſeln und dem Schreyen der Haſen nachgehe, wenn der Jäger dieſe Töne nachahmt, und daher leicht geſchoſſen werden könne.

7. Daß man ſich nach der gemeinen Eintheilung der Jäger nicht zu richten habe. Dieſe nehmen zwo Racen und Abänderungen an: die Katzenluchſe oder Luchskatzen, und die Kälberluchſe oder Luchskälber. Die erſten ſollen einen weichen, lichtgelben Balg mit rothen Flecken, und einen weißen Bauch haben, und ſich in gebirgichten Gegenden aufhalten. Die zwote Race ſoll nicht ſchön, ſondern falbig und ziegelroth, wie die neugebornen Kälber, ausſehen.

Vor einiger Zeit zeigte ein Naturalienhändler ein, wie ers nannte, lebendiges Luchskalb. Es war noch jung, aber gefleckt, und eine wirkliche Luchskatze. Der Blick war beſonders auffallend.

Die Kürſchner pflegen unſern Luchs Kalbluchs zu nennen, zum Unterſchiede des perſiſchen, den ſie Katzenluchs heißen, weil er kleiner und ſchöner iſt, und einen weißen, ſchwarzgefleckten Balg hat.

Unter den Schriftſtellern

empfehle ich ihnen zuerſt Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 267. Tab. IV. — die Fährte Tab. XIV. F. 4. — ein Männchen. Büffons Abbildung nach der Martiniſchen Ausgabe

*) S. Plinii Naturgeſchichte überſ. von Große. 2 B. 8 Buch §. 57 S. 307.

VI. 278. ſcheint wegen der ſchmalen geſtreckten Schnauze ein Weibchen zu ſeyn. In *Erxleben* Mammal. I. 525. finden ſie alle Synonymen. Vergleichen ſie noch Schrebers Säugthiere III. 408. Tab. CIX. Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer von Zimmermann I. 52.

Der dritten Ordnung

Der Raubthiere:

Dritte Gattung.

Das Wieſel und derſelben

1te Art: Der Marder.

Wir kommen nun bey der dritten Ordnung der Raubthiere auf die dritte Gattung: nämlich auf das Wieſelgeſchlecht, wovon es in unſerem Welttheile und Vaterlande mancherley Arten giebt.

Zuerſt muß ich die allgemeinen Kennzeichen dieſer Gattung angeben. Im Oberkiefer befinden ſich ſechs Schneidezähne, die ſpitzig, von einander abgeſondert ſind, und alle aufrecht ſtehen; in dem untern hingegen ſind dieſe ſechs Zähne ſtumpf, ſtehen dicht bey einander, und zween davon ſind etwas einwärts gekehrt.

An jedem Fuße zeigen ſich fünf Zehen, mit ſpitzigen aber unbeweglichen Klauen, die ſie nicht, wie die Katzen, aus- und einziehen können.

Alle Thiere dieſer Gattung haben einen kleinen platten Kopf, leben im Trocknen; klettern und ſpringen vorzüglich gut; wohnen zum Theil in geborgten Höhlen; nähren ſich aus dem Thier- und Pflanzenreiche, und verrich-

verrichten ihren Gang hüpfend mit krumm gebogenem Rücken.

Man mag ſagen, was man will; ſo giebt es von dem Marder doch zwo wirklich verſchiedene Arten: den Haus- und Baummarder. Merken ſie ſich dieſes, als gewiß, und kehren ſie ſich nicht an die vielen Namen, womit der Landmann dieſe Thiere belegt, daraus nichts als Verwirrungen entſtehen. Der Naturforſcher hält ſich an ſtandhafte und unveränderliche Merkmale. Laſſen ſie uns dieſe beyden beſondern Racen dieſes in der That merkwürdigen Thiers durchgehen.

I. Der Hausmarder *). Dieſer heißt auch bey vielen Dachmarder; Steinmarder. Diejenigen, welche ſich noch eine dritte Art machen, die ſie Feld- und Buchmarder nennen, haben ſie offenbar mit dem Haus- oder Steinmarder verwechſelt. Bey der

1. Beſchreibung des Thiers

muß ich etwas von ſeinem Namen ſagen. Der deutſche Name Marder, oder nach der Volksſprache: Marte, iſt unſtreitig aus dem Lateiniſchen Martes, entſtanden.

Der Marder iſt alſo eine Wieſelart. Wir können ihn mit Recht das größte Wieſel nennen, und unſer Hausmarder unterſcheidet ſich von der zwoten Race, dem Baummarder,

durch die weiße Kehle.

Die Größe des Thiers iſt wie eine mittelmäßige Katze. Die gewöhnliche Länge von der Schnauze bis zum Schwanz 1 Fuß und 8 bis 9 Zoll; die Höhe 9 Zoll, und der Schwanz allein 10 bis 12 Zoll.

*) Muſtela *Foina* S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 95. no. 6.

Der Kopf iſt rund, oben etwas platt, und kurz zugeſpitzt, daß man glaubt, den Kopf eines kurzſchnauzigen Spitzhundes zu ſehen. Hier iſt der rechte Abdruck der Liſt und Verſchlagenheit des Thiers, wie beym Fuchſe. Die ſchwarze, immer feuchte Naſe, weil der Geruch ſein Hauptſinn iſt, ragt über der Lippe etwas hervor. Am Maule ein Schnurrbart von ſchwarzen ſteifen Haaren, wie bey den Katzen, die ihm bey dem Durchſchlüpfen durch enge Löcher und Ritzen ſehr zu ſtatten kommen. Es hat ein überaus ſcharfes Hundegebiß, wie die Hunde oft erfahren, die ſich zu ſicher mit ihm abgeben. Nur fehlt dem Marder der letzte Zahn an jeder Seite der Kinnbacken, ſonſt iſt er den Hunden ganz ähnlich. Die Zähne ſtehen, wie wir oben ſchon bey der ganzen Gattung erinnert haben. Die Augen leuchten im Dunkeln, wie Kohlen.

Die Zunge iſt ziemlich lang, und mit vielen glatten, rückwärts ſtehenden Warzen beſetzt. Die Augen ſpielen ins Himmelblaue, und ſtehen weit von einander, aber etwas ſchief: näher nach der Schnauze, als nach den Ohren zu. Die Ohren breit, kurz und abgerundet.

Der Hals ſcheint im Verhältniß des langen und ſchmächtigen Leibes faſt zu kurz, und ſo dicke als der Kopf. Der Leib iſt ſchmäler, als ein Katzenkörper, mit doppelten Haaren. Die kürzern ſind wollicht, und mit ſteifen, längern überzogen. Der Schwanz iſt zotticht, und gerade ausgeſtreckt. Die Beine ſind niedrig, und die Vorderfüße länger und größer, als die hintern. Daher der hüpfende Gang. Die Fußballen mit einer behaarten Haut halb verwachſen. Die kurzen Klauen an den Zehen, außerordentlich ſcharf,

und recht zum Klettern gemacht. Bey der Zergliederung werden wir noch eines beſondern Umſtandes am Hintern gedenken.

Was die Farbe unſers Hausmarders betrifft; ſo iſt er überhaupt rothbräunlich, und fällt etwas ins Schwarze; an der Kehle aber und am Unterhalſe weiß. Das Ende des Rückens, der Schwanz und die Beine ſind völlig ſchwarz; am Bauche ſind die Spitzen der Haare mehr braun, als ſchwarz. Zuweilen findet ſich auch an der weißen Kehle ein, auch wohl ein doppelt röthlicher Fleck.

Das Weibchen iſt etwas ſchlanker und niedriger, und hat am Bauche vier Saugwarzen.

2) Bey der Zergliederung

hab' ich verſchiedene, dieſem Thiere eigene Merkwürdigkeiten gefunden.

Der Hausmarder hat zweyerley Haare: ein weiches, wollichtes, wie Pflaumfedern, von blaſſer, aſchgrauer Farbe, und ein längeres, ſtärkeres, braunſchwärzliches. Dieſe haben einen Glanz von ſonderbarer Miſchung, die dem Thiere eigenthümliche Schattirungen giebt.

Die Hirnſchaale hat viel ähnliches mit der des Fuchſes, wie auch der Gehörgang. Die Schulterblätter ziemlich breit. Die Gedärme gleich weit, aber ohne Blinddarm. Eine ſehr kleine Milz. Beſonders iſt es doch, daß die linke Niere niedriger ſtehet, als die rechte. Nur einmal hab' ich in der Niere eines Marders einen großen Spulwurm angetroffen, der ſich in derſelben vollkommen ſpiralförmig einquartirt hatte. Wie aber das Ey des Wurms dahin gerathen

war, kann ich mir noch nicht erklären. Die Niere war roth und ſtark aufgetrieben; das Thier aber übrigens geſund. Die Wölfe haben ſie auch zuweilen in den Nieren, ſeltener die Hunde.

In den Gedärmen hab' ich einige Strecken eines großköpfigen Bandwurms gefunden, der dem Katzenbandwurm mit gezackten Gliedern ähnlich; aber doch dieſer Thiergattung eigen zu ſeyn ſchien *). Vor allen andern Thieren iſt der Marder vorzüglich frey von Würmern, da er doch ſo viele junge Hühner frißt, deren Gedärme öfters mit Spul- und Bandwürmern ausgeſtopft ſind.

Die ungebornen Jungen, die ich von verſchiedener Größe in Weingeiſt verwahre, ſind von den Embryonen der Füchſe, Hunde und Katzen, ſo klein ſie auch ſind, ſchon in ihrer ganzen Bildung zu unterſcheiden.

Der ſtarke Biſamgeruch des Thiers hat ſeinen Grund in den beyden eyförmigen Bläschen, an jeder Seite des äußerſten Maſtdarms. Ein ſolches Gefäß hat kaum vier Linien im Durchmeſſer, und enthält eine gelbliche ſchmierichte, mit einem weißen Häutchen umgebene Feuchtigkeit, welche nicht nur ſelbſt einen ſtarken Biſamgeruch hat; ſondern ſolchen auch jedesmal dem Unrath des Thiers mittheilt, daß er ſo wohlriechend iſt, und man in der ganzen Gegend ſpüren kann, wo ein Marder gegangen iſt.

Dieſer Umſtand iſt mir immer ſehr aufgefallen. Die Katzen verſcharren ihren Unrath wegen ſeines unausſtehlich üblen Geruchs; die Marder aber verbreiten dadurch

*) S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer S. 350.

dadurch den angenehmſten Geruch, und, wenn man an den Ort ihres Aufenthalts und Ganges kommt; ſo iſt es nicht anders, als wenn mit dem feinſten Räucherpulver geräuchert wäre.

Das muß doch, dacht' ich, einen Grund, eine Abſicht haben. Ueberhaupt möchte ich die Abſonderungstheile und Gefäße in dem Körper des Thiers wohl kennen, woraus dieſe Feuchtigkeit entſteht, wodurch ſie bereitet wird, und den ſtarken Geruch bekommt. Aber die wahre und eigentliche Abſicht der ganzen Sache: worinn mag die beſtehen? Ich finde, daß die Naturforſcher ſolche Umſtände mehr überſehen, als die, welche zum Syſtem gehören.

Die Natur hat keinem Thiere eine Eigenſchaft vergeblich beygelegt, die es nicht in ſeiner Lebensart zu ſeiner Sicherheit und Erhaltung, oder ſonſt wozu nützen könnte. Das muß die Abſicht hier auch ſeyn. Zwar wird dieſer Biſamgeruch der Exkremente faſt immer der Verräther des Thiers, und der Jäger wird ſeine Falle am ſicherſten dahin ſtellen, wo er den Unrath deſſelben bemerkt; allein es ſcheint doch auch, daß ihm die Natur dieſe Eigenſchaft zu ſeiner eigenen Sicherheit gegeben habe. Der Marder wittert dadurch ſeinen eigenen Gang, kann ihn deſto leichter wieder finden, und wird nie wieder dahin kommen, wie wir unten hören werden, wo ſeine Loſung nicht ungeſtört liegen geblieben iſt.

Die Zergliederung des Thiers hat mich gelehrt, daß alle körperliche Theile deſſelben mit ſeiner Lebensart, mit ſeiner Art zu rauben, und mit ſeinen Nachtwanderungen, in dem genaueſten Verhältniß ſtehen.

3) Der

3) Der Ort des Aufenthalts

iſt bey unſerem Hausmarder ſehr verſchieden. Bald wohnt er in Felſenklüften, Steinbrüchen, Höhlen und andern verborgenen Oertern; aber nie weit von den Städten und Dörfern, damit er die Hühnerhäuſer und Taubenſchläge beſuchen kann. Bald in alten Stadtmauern, Thürmen, Kirchen, und andern verfallenen ſteinernen Gebäuden. Daher auch der Name Steinmarder entſtanden iſt.

Allein, ob er gleich das ſcheueſte Thier von der Welt iſt, — Licht, Tag und Menſchen aufs äußerſte ſcheuet; ſo wohnt er doch oft mitten unter ihnen; aber ſo, daß ſie ihm ſchwerlich beykommen können. Er nimmt ſeinen liebſten Aufenthalt unter den höchſten Dächern, in den Giebelſpitzen der Scheunen, in Holzſtößen, auf den Heuböden, in Ställen und Schuppen, zwiſchen Häuſern und Gebäuden; aber allezeit in einer ſolchen Höhe, wo er gegen alle Nachſtellungen geſichert iſt.

Ich war einmal auf dem Lande, wo ſich in den längſten Sommertagen recht unter Mittage ein Marder in dem oberſten Luftloche des Scheunengiebels, dichte unter der Spitze, in einem runden Kreiſe in die Sonne gelegt hatte, und ſchlief. Denn ſo ſchlafen ſie am Tage, daß ſie den Schwanz rund um den Kopf legen, und die Augen bedecken. Jedermann glaubte, es ſey ein Menſch, der ſich mit einer rauchen Mütze dahin gelegt hätte. Der Amtmann wußte aber, daß kein Menſch dahin zu kommen im Stande ſey, holte die Flinte, und ſchoß ihn glücklich herunter.

Es iſt eine große Politik dieſes Patrons, daß er das Haus verſchont, worinn er ſein Lager hat. Hier kann

kann man ſicher alle Hühnerhäuſer und Taubenſchläge offen laſſen. Er wird ſich an keinem vergreifen. Ein Amtmann auf dem Lande zeigte mir, daß auf ſeinem Hofe ein Marder ſeinen Aufenthalt gerade über dem Hühnerhauſe hatte, welches an den Garten ſtieß. Von da gieng des Abends im Mondenſcheine der erſte Sprung auf die lange Scheune, über das Dach weg, in den Garten, und von da ins Dorf. Recht ſo macht es der Fuchs, der auch den nächſten Bauerhof verſchont, und in der Ferne plündert. Beyde haben die Abſicht, ihren Aufenthalt zu verbergen, um deſto ruhiger zu wohnen.

4) Die Nahrung

des Thiers erſtreckt ſich auf mancherley Dinge aus dem Thier- und Pflanzenreiche. Sein gewöhnlicher Gang und Raub aber iſt auf das zahme Geflügel in den Hühner- und Taubenhäuſern gerichtet. Hier richtet der Marder, als ein grauſames, blutdürſtiges Raubthier, große Verwüſtungen an. Denn er raubt nicht bloß als Freſſer; ſondern als **Würger**, wie der Tiger; beſonders wenn die Marderin Futter für ihre Jungen ſucht. Da darf auch nicht ein Stück lebendig bleiben. Alles wird bey der Reihe todt gebiſſen, wenn ſie auch nur eins und das andere mitnimmt.

Das junge Geflügel: Enten, Gänſe, Hühner, Tauben, u. ſ. w. trägt er in einen verborgenen Winkel, rupft ſie, und verzehrt davon, was ihm beliebt. Im Sommer, wenn er Nahrung genug hat; ſo beißt er den alten Vögeln gemeiniglich den Kopf ab, frißt das Gehirn aus, ſaugt dem Körper das Blut aus, und läßt ihn liegen; im Winter und Frühjahr aber ſchleppt er alles nach ſeinem Lager.

Es

Es iſt erſtaunlich, wie der Marder öfters in ein noch ſo verwahrtes Hühner- und Taubenhaus kommen kann. Findet er nur ein Loch, oder eine Ritze, wo er die Naſe und den halben Kopf hereinbringen kann; ſo muß auch der Körper folgen. Ich habe es mit Augen geſehen, daß er oben auf dem Dache eine eingebrochene Ziegel mit der Naſe aufgeſchoben hat, und ſo eingebrochen iſt.

Das ſchlimmſte iſt, daß er ein Hühner- oder Taubenhaus durch ſeinen zurückgelaſſenen Biſamunrath, den er allenthalben herumſetzt, dergeſtalt verunreiniget, daß in langer Zeit keine Henne oder Taube wieder hinein will, bevor es nicht beynahe ganz umgekehrt, durch Kehren, Waſchen und Räuchern völlig gereiniget, und von dem Mardergeruche befreyet iſt.

Kann er nicht an das Lebendige kommen; ſo holt er den Hühnern, und andern Vögeln die Eyer weg. In den Gärten durchſucht er die Hecken, klettert auf die Bäume, nimmt die Neſter aus, und erwiſcht darauf nicht ſelten die Alten ſelbſt.

Nicht einmal die jungen Enten in ihrem Häuschen mitten auf einem Teiche ſind vor ihm ſicher. So bald er ſie gewittert hat, iſt er im Stande, bey Mondenſchein mit vieler Geſchicklichkeit herüber zu rudern, und alles, was Leben hat, zu metzeln, oder durchs Waſſer im Maule nach ſeiner Höhle zu tragen.

Seine wahren Leckerbiſſen ſind Sauerkirſchen, Herzkirſchen, Pflaumen und Ebereſchenbeeren, die er ſehr geſchickt zu holen, und immer die reifſten und ſüßeſten auszuſuchen weiß.

In der Noth aber muß er oft mit ſchlechter Koſt vorlieb nehmen, und ſich im Sommer mit Gras- und

Hecken-

Heckenfröſchen, im Winter aber mit Mäuſen, Ratzen, und was er ſonſt auftreiben kann, behelfen. Soll er doch im Winter in den Dörfern, wie ein Hund unter den Fenſtern herumſchleichen, und die weggeworfenen Knochen benagen. Nie aber hab' ich von einem Landmann oder Jäger gehört, daß der Marder in der Noth, wie der Fuchs, aufs Aas gehe. Doch ſind im Felde die Maulwürfe und Hamſter nicht vor ihm ſicher.

Ich reiſte einmal des Nachts ſpät im Herbſt hinter einem Dorfe weg, wo viele Steinbrüche, Leimhöhlen, und dergleichen waren. Der Poſtillion hatte einen muntern rüſtigen Spitzhund bey ſich, der keine Nachtreiſe mit ihm that, ohne auf dem Felde etwas zu fangen. Als wir an einem hohlen Wege herunterfuhren, hörten wir unten ein gewaltiges Geſchrey von zwey Thieren, die ſich balgten. Unſer Spitz war gleich, wie eine Furie darauf, und nun vervielfältigte ſich das Gekreiſche der Thiere, mit unter das Schreyen des Hundes, dergeſtalt, daß wir nicht wußten, was wir daraus machen ſollten. Denn Katzengeſchrey war es nicht, und der Hund kam auch nicht wieder. Der Poſtillion ſtieg ab, ich blieb bey den Pferden. Er rief dem Hunde in der Ferne zu. Dieſer antwortete durch ein lautes Bellen. Darauf gieng der Poſtillion zu ihm, und, ehe ich mirs verſahe, kam er zurück, und trug in der einen Hand einen prächtigen Marder, und in der andern einen todten Hamſter. Beyde waren im Handgemenge geweſen, und beyder Meiſter war der Spitz geworden.

5) Die Lebensart

des Marders hat ihre beſondern Eigenheiten. Er geht bloß des Nachts auf den Raub aus, und am

Tage ſchläft er. Der Fuchs lauert doch oft am Tage unter den Büſchen; der Marder aber nie anders, als des Nachts, und es wird ſich Niemand leicht rühmen können, den Marder am Tage geſehen zu haben: er müßte denn zufälliger Weiſe in ſeinem Lager geſtört ſeyn.

Es iſt ein überaus flinkes, liſtiges, geſchicktes und flüchtiges Thier, das ſeines Raubes nicht leicht verfehlen wird. Sein Gang iſt ein beſtändiges Springen mit krummen Rücken, und aufgerichtetem Schwanze — alſo immer auf der Flucht. Es ſchlüpft durch die engeſten Löcher, und geht über die dünnſten Stangen.

Auf dem Lande hatte einmal eine Frau eine dünne Latte in die Luke des Hühnerhauſes, und auf der andern Seite auf ein Stalldach gelegt, um auf derſelben Wäſche zu trocknen. Des Abends ſagte der Mann: nimm die Latte weg; ſonſt kommt uns der Marder aufs Haus. „Wie wollte doch das Thier auf dem dünnen Holze laufen können?“ Es unterblieb. Des andern Morgens fanden ſie die Hälfte der Hühner ohne Köpfe, und er war richtig darüber hingegangen.

Er erklettert die höchſten Dächer, und es iſt ihm ein leichtes, von dem höchſten auf ein gegenüberſtehendes niedrigeres, und von dieſem wieder auf ein höheres zu ſpringen. Nie wird er aber auf der flachen Dachſeite hinlaufen; ſondern er begiebt ſich oben auf den Forſt, und läuft auf der Kante deſſelben hin, um von beyden Seiten herunter ſehen zu können.

Begegnen ſich oben auf dem Forſt ein Paar; ſo entſteht Krieg. Keiner weicht dem andern, und der ſchwächere muß vom Dache herunter. Er wird aber nie anders fallen, als daß er, nach Katzenart, ohne Schaden auf den Füßen zu ſtehen kommt. Bey dieſer

Gele-

Gelegenheit hört man ſie oft, wie auch in der Begattungszeit, auf den Dächern helle, kurz abgebrochen ſchreyen, eigentlich kreiſchen.

Faſt kein Thier kann geſchickter klettern, als der Marder. Er iſt vermögend an einer geraden Wand, wenn ſie nur von Kalk ein wenig rauh iſt, gerade in die Höhe zu ſteigen, und ſich bloß mit ſeinen kurzen Klauen anzuhalten. Wird er in einem Garten von Hunden verfolgt; ſo iſt er in einem Augenblicke, weit geſchwinder, als eine Katze, auf dem höchſten Baume.

Ich war einmal in einer Mühle, wo eine große Linde neben der Laube ſtand. Vor derſelben klaffte ein Hund den ganzen Nachmittag, und ſahe immer an dem Baume in die Höhe. „Das hat nun ſchon drey Tage und drey Nächte ſo gewährt, ſagte der Müller. Der Hund hat vor drey Tagen einen Marder hinauf gejagt, der noch oben ſitzt, und lieber verhungert, als daß er herunter kommt.“ Gegen Abend wurde der Hund abgerufen, und der Müller lauerte mit der Flinte im Mondenſchein. Gegen eilf Uhr, da alles ſtille war, kam er herunter, und wurde geſchoſſen.

Der Marder hat im Winter des Nachts zwo Wanderperioden, da er auf ſeinen Raub ausgeht: gewöhnlich von 9 bis 10, und von 1 — 4 Uhr. Im Sommer hat bey ſtarken Gewittern die elektriſche Materie einen ſo mächtigen Einfluß auf ihn, daß er wie raſend herumläuft, und mit andern, die gleiche Angſt befällt, ein großes Geſchrey macht. Ich ſollte daher glauben, daß bey der Elektrizität ein Marderfell noch beſſere Wirkungen, als ein Katzenfell thun würde.

Bey dem Fangen muß der Jäger viele Behutſamkeit gebrauchen, dieſes liſtige Thier zu überliſtigen.

Denn der ſchlaue Fuchs läßt ſich weit eher fangen, als der Marder, zumal wenn ſich ſchon andere Thiere in der Falle gefangen haben. Ein alter erfahrner Jäger verſicherte mich, daß ihm alle angewandte Mittel nicht ſo viel geholfen hätten, als dieſes einzige. Wenn der Marder auf ſeinem Gange das auf der bedeckten Falle feſtgemachte Ey erblicke; ſo gehe er das erſtemal nicht darauf; ſondern lege ſeine Loſung dabey. Finde er die in der folgenden Nacht ungeſtört wieder; ſo gehe er darauf, wo nicht, ſo verändere er ſeinen Gang.

Die Falle muß überdem durch allerley Kräuterge=ruch von der Menſchenwitterung gereiniget, und mit Spreu ſorgfältig bedeckt ſeyn. Fängt er ſich mit einer Pfote, und hat Zeit; ſo frißt er ſich ſolche ab, und ſpringt mit drey Beinen fort. Andere belegen die Falle mit gebackenem Obſt, das in Honig gekocht iſt, oder mit einer Witterung, die aus ungeſalzener Butter, Gänſefett, Allfrankenſchaalen, Fenchel= Marumverum= Baldriankraut und Campher beſteht, welches ihn blind=lings in die Falle treiben ſoll *).

In der Liſt, Klugheit und Geſchicklichkeit, ſich ſei=nes Raubes zu bemächtigen, oder den Hunden zu ent=gehen, wird der Marder dem Fuchſe wenig nachgeben. Man würde von ihm eben ſo liſtige Streiche erzählen können, wenn man von ſeiner Lebensart ſo viel, als vom Fuchſe, erfahren könnte.

6) Die

*) Ein lange verſchwiegenes Geheimniß des **Marder**fangs, keine Falle zu nehmen, worinn ſich ſchon an=dere gefangen haben, hat der Herr von Schönfeld in ſeiner verbeſſerten Landwirthſchaft S. 616. 661 ent=deckt.

6) Die Zeit ihrer Begattung

fällt in den Februar. Man kann es des Nachts an ihrem Schreyen hören, wie ſie kämpfen und ſich beißen. Dieß geſchiehet gemeiniglich oben auf dem Dachforſte, oder auf dem Gange einer Stadtmauer unter der Bruſtwehr. Doch ſcheint es, als ob ſie dieß Geſchäfte den ganzen Sommer durch treiben, weil man vom Frühlinge bis in den Herbſt Junge findet.

Die Mutter wirft nach neun Wochen, gewöhnlich im April, drey, vier, und nur höchſt ſelten fünf Junge. Dieß ſcheint aber allein bey den jungen Mardern einzutreffen. Die Alten werfen wohl ſieben auf einmal, wie ich ſelbſt einmal in einem zergliederten Weibchen gefunden habe. Die Jungen liegen 14 Tage blind; alſo länger, wie die Katzen, Füchſe und Hunde. Faſt ſcheint es doch, daß die Thiere, die ganz Nachtthiere ſind, und ſeyn ſollen, bey der Geburt längere Zeit blind liegen, als andere, die auch am Tage wandern. Vermuthlich ihre Augen dazu deſto beſſer vorzubereiten.

Das Wochenbette wird an einem bequemen und ſichern Orte, gemeiniglich auf einem Heuboden, oben in der Scheune, oder ſonſt wo gemacht, und mit weichen Sachen: Wolle, Moos, auch mit ihren eigenen Haaren ausgefuttert.

In einem Steinbruche wurde das Neſt eines Marders mit vier Jungen entdeckt. Wir wunderten uns über die verſchiedenen Farben der Materialien, die roth, grün, blau, u. ſ. w. waren. Bey genauerer Unterſuchung zeigte ſichs, daß die Mutter dazu die Lumpen von einem benachbarten Lappenberge geholt; das Neſt aber mit den weichſten Vogelfedern ausgefuttert hatte.

Wird die Mutter auf irgend eine Art beunruhiget; ſo bettet ſie ſich weiter, und macht es, wie die Füchſe und Katzen, die ihre Jungen weiter tragen. Drey Monate werden die letztern geſäugt; aber ſchon im erſten Monat gehen ſie aus ihrem Lager, und ſpielen im Sonnenſchein auf die poſſierlichſte Art.

Jung aufgezogen laſſen ſie ſich zähmen, und es werden ihnen, um ſicher zu ſeyn, die Zähne ausgebrochen. Erſt werden ſie mit Milch und Semmel aufgezogen; hernach bekommen ſie Brot und Fleiſch. Sie lernen faſt alles freſſen, nur vor Sallat und andern friſchen Kräutern haben ſie einen wahren Abſcheu. Honig und Hanfſaamen freſſen ſie überaus gern. Im zweyten Jahre ſind ſie vollkommen ausgewachſen, und werden öfters auf zwölf Jahre alt. Zuweilen ſollen, wie bey den Mäuſen, ganz weiße mit rothen Augen fallen.

7) Das Vaterland

des Marders iſt faſt in allen Welttheilen: in Europa, Aſia, Amerika, ſeltener in Afrika. Nur ein einziger Schriftſteller, Pigafetta, hat gemeldet, daß er ohnweit Kongo bey den Anzikern angetroffen werde.

In den kälteſten Nordländern, als Spitzbergen, Grönland, u. ſ. w. findet er ſich gar nicht; allein in den übrigen Theilen Lapplands, außer an den Küſten des Eismeers, wie auch in Norwegen und Schweden, iſt beydes ſowohl der Haus- als Feldmarder. In England aber iſt der letztere eine eben ſo ſeltene Erſcheinung, als der Hausmarder eine alltägliche iſt; doch ſoll ſich der eigentliche Hausmarder, Muſtela *Foina* Linn. weder in Amerika, noch in den arktiſchen Ländern befinden *).

Der

*) S. Pennants arktiſche Zoologie I. 80.

Der Marder hat wenig

8) Feinde;

doch ſind die Hunde ſeine gefährlichſten Verfolger; er aber ſelbſt ein geſchworner Katzenfeind.

Ich habe nie einen Floh in ſeinem Pelze gefunden. Auch wüßte ich keine beſondern Krankheiten, denen er unterworfen wäre. Denn er liebt die Reinlichkeit ſehr. Außer einigen Strecken von Bandwürmern hab' ich nichts bey ihm gefunden. Einige aber behaupten doch: er habe Zwirnwürmer (Filaria). Unter dieſem Namen kenne ich keine Würmer: es müßten Gordii ſeyn. Auch ſey er von Madenwürmern (Aſcaris) geplagt *).

9) Der Schaden,

den das Thier der menſchlichen Oekonomie thut, ergiebt ſich aus ſeiner Lebensart und Raubbegierde. Einigermaßen erſetzt er ſolchen wieder durch den

10) Nutzen,

den die Menſchen von ſeinem ſchönen Felle haben. In Deutſchland koſtet ein guter Winterbalg immer 1 Thaler 8 Groſchen. Sein Fleiſch wird zwar an manchen Orten gegeſſen; aber in unſerem Vaterlande wegen ſeines widrigen Geruchs, als Aas, weggeworfen. Dieſer Steinmarder verdient wegen ſeines Nutzens in Vertilgung ſchädlicher Thiere eine Apologie. Man hat ſolche bisher nur immer auf Hamſter, Feldmäuſe, u. ſ. w. eingeſchränkt; allein folgende Nachricht wird uns dieſen Marder günſtiger machen.

*) S. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſch. Deutſchlands I. 285.

Ein Landhaus bey Orleans wurde im Jahr 1783 dergeſtalt von Ratzen heimgeſucht, daß ſie Holz, Tapeten, Eßwaaren, — alles zernagten. Sie machten Löcher durch die Decken der Zimmer, um aus einem ins andere zu kommen. Alle angewandte Mittel ſchienen vergeblich zu ſeyn. Endlich kamen verſchiedene Steinmarder, und erbarmten ſich unſer. Sie fiengen einen ſo lebhaften Krieg mit den Ratzen an, daß ſie in weniger als zween Monaten gefreſſen und aufgerieben waren *).

11) **Vorurtheile, Irrthümer und Mißbräuche** bey dieſem Thiere ſind folgende: daß der Aberglaube den im Mondenſcheine auf dem Dachforſte wandernden Marder, für eine Hexe, oder wohl gar für etwas anderes angeſehen hat.

In der Arzeneykunde hat man ſonſt verhärtete Drüſen durch die Loſung des Thiers zu erweichen, und ſtockende Säfte aufzulöſen geſucht. Der Galle aber iſt die Kraft beygelegt, daß ſie, mit Fenchelwaſſer vermiſcht, die Augenflecken vertreibe.

Wegen des Biſamgeruchs hat man ſonſt die Loſung wohl gar unter das Räucherpulver genommen. Wahr iſts, daß die ausdünſtenden Theile davon erſtaunlich fein ſeyn müſſen. Ich habe die Loſung eines Marders in einer ſerpentinſteinernen Büchſe länger als zwölf Jahre aufbewahrt, und, wenn ich den Deckel abnehme; ſo riecht das ganze Zimmer, als wenn ein Potpourri geöffnet wird.

Die

*) S. Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde 6ter B. S. 427.

Die hieher gehörenden

12) Schriften

ſind Büffon, nach Martini; Erxleben, und andere daſelbſt angeführte; inſonderheit Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 279. nebſt der Fährte Tab. XIV. Fig. 6. Die beſte Abbildung in Schrebers Säugthieren III. p. 472. Tab. 129.

Wir kommen

II. zu dem Baummarder *): mit der blaßgelben Kehle. Dieſer führet verſchiedene Namen: Edelmarder: Gold- Wald- Buch- Buſch- Tannen- und Feldmarder.

So unbedeutend die beyden Kennzeichen der weißen und gelben Kehle ſind; ſo genau beyde Thiere in Anſehung ihres äußern und innern Körperbaues, in der Anzahl und Geſtalt ihrer Zähne; in ihrer Lebensart, und übrigen Eigenſchaften; ſelbſt in dem Geruch ihrer Exkremente, mit einander übereinkommen; ſo iſt es doch nunmehro durch die Erfahrung ausgemacht, daß es nicht bloß zwo beſondere Racen; ſondern zwo wirklich verſchiedene Arten ſind. Der vorzüglichſte Beweis iſt der, daß man in einem Bezirk von 1000 Schritten viele Jahre nach einander Haus- und Feldmarder (Stein- und Baummarder) beobachtet; aber in der Brunſtzeit, da ſie doch unter die hitzigſten Thiere gehören, nie geſehen hat, daß ſie ſich begattet, oder Junge gezeugt hätten.

Dieſes, als gewiß vorausgeſetzt, unterſcheiden ſich beyde Arten überdem noch in folgenden Stücken:

*) Muſtela *Martes* Linn. S. *Gmelin.* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 95. Sp. 6.

1. Iſt der Baummarder merklich größer, als der Hausmarder, da die Länge ſeines Körpers zween, und des Schwanzes einen Fuß beträgt.

2. Sein Kopf iſt kürzer und ſtärker. Daher hat er auch ein wilderes Anſehen; die Ohren noch kürzer, und die Augen hervorſtehender und funkelnder.

3. Die Beine ſind höher, und die Höhe des Thiers beträgt zehn Zoll.

4. Die Kehle recht dottergelb, und der übrige Körper, außer den ſchwarzen Beinen und Schwanze, vollkommen ſchön kaſtanienbraun. Von ſeinem trefli- chen Balge auch der Name: Edelmarder. Bey dem Weibchen iſt die Farbe bläſſer.

Aufenthalt, Nahrung, Lebensart und Fort- pflanzung, dünkt mich, unterſcheiden unſern Feld- marder ebenfalls von dem Haus- oder Steinmarder deutlich. Mit Recht heißt er Baummarder, weil er ſich am liebſten in Eichen- und Buchen-, ſonderlich in recht dicken, finſtern Tannenwäldern aufhält, und auch davon den Namen: Tannenmarder, erhalten hat. Hier hat er mehr als eine Wohnung. Bald wohnt er in Felſenritzen, bald in der alten Höhle eines Berges, bald in einem hohlen Baume; am liebſten aber pflegt er ſich in den Neſtern der wilden Tauben, Raben, Raubvögel und Eichhörnchen einzuquartiren, wenn er die Wirthe vorher vertrieben, oder gar ge- ſchmaußt hat. Bey der geringſten Unſicherheit verän- dert er ſeine Wohnung, und gehet weiter. Daher ihm ſchwer beyzukommen iſt.

Schwerlich wird ſich der Baummarder der Nah- rung wegen in die Städte und Dörfer wagen, oder, wie der Hausmarder, auf Heuboden und in Scheunen.

eine Lagerſtätte wählen. Er frißt alles, was ihm im Freyen und im Walde vorkommt. Seine gewöhnliche Nahrung aus dem Thierreiche ſind die Erd- und Feldmäuſe, denen er auch am Waſſer, wenn ſie ſaufen, wie der Iltis, nachgehen ſoll. Beſonders iſt er ein geſchworner Feind der Eichhörnchen. Dieſe letztern verfolgt er durch eben ſolche Sprünge, als jene, um zu fliehen, von einem Baume zum andern thun, bis er ſie ermüdet und erhaſcht hat. Mit gleicher Behendigkeit fängt er auch die liſtige und ſchnelle Haſelmaus. Von den Vogelneſtern fängt er die Alten weg, und ſäuft die Eyer aus. Große und kleine Vögel belauſcht er im Schlaf, und auf dieſe Art ſind Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner, Rebhühner, Faſanen, nicht ſicher vor dieſem Räuber. Selbſt den Haſen überraſcht er im Schlaf. Hat er die Vogelſchneide ausgeſpürt; ſo plündert er ſie täglich, und einen Ebereſchenbeerenbaum können einige in kurzer Zeit rein ableeren. Dieß iſt faſt ihre liebſte Nahrung. Doch gehen ſie auch dem Honig nach, und graben Hummelneſter aus. Von dem häufigen Genuß des Honigs aber ſoll der Balg Flecken bekommen, welche Jäger und Kürſchner Honigflecken nennen.

Die Lebensart

des Thiers iſt offenbar von der des Hausmarders unterſchieden, und daher entſtehen auch die beſondern Eigenheiten, die der Baummarder darinn vor dem Hausmarder hat.

Wenn der Baummarder in einem hohlen Baume ſitzt, und den Jäger oder Holzhauer merkt; ſo läßt er ſich lieber mit dem Baume umhauen, als daß er her-

ausgehen und flüchten ſollte. Allein im Winter verräth er ſich allezeit durch ſeine Fährte im Schnee, die er aber ſo ſorgfältig zu ſetzen weiß, daß der Hinterfuß allezeit in die Vorderfährte tritt. Den Unerfahrnen betrügt er. Denn alle vier Füße drücken nur die Spur von zweyen aus.

Wird er von Hunden verfolgt; ſo fliehet er in lauter Sätzen, wodurch die Hunde die Fährte gar bald verlieren. Oder er läßt ſie auch ganz nahe ankommen, ſpringt auf einen Baum, legt ſich auf einen Aſt, und läßt die Hunde unter ſich weglaufen.

Am Tage liegt er mehrentheils in einem Neſte auf einem Baume, und unterſcheidet ſich auch dadurch von dem Hausmarder, der das Tageslicht gänzlich ſcheuet. Kommt ihm der Jäger zu nahe; ſo bleibt er unbeweglich liegen, ohne ſich zu rühren. Wird ihn der Jäger gewahr; ſo thue er nur, als wenn er ihn nicht ſähe. Hat er keine Flinte bey ſich; ſo ſtoße er neben dem Baume einen Stock in die Erde, und hänge ein Stück von ſeinen Kleidern darauf. Nun gehe er ganz gelaſſen nach Hauſe, und hole die Flinte. Der Marder liegt nach vier, ſechs Stunden noch eben ſo unbeweglich ſtille, und ſtarrt den Stock mit dem Kleide mit unverwandtem Blicke an, daß ihn der Jäger leicht herunterſchießt.

Am leichteſten wird er auch in Tellerfallen, Schwanenhälſen und Stellbalken zwiſchen den Bäumen, mit gebackenen Pflaumen, einem aufgelegten Stück Fleiſch oder angebundenen Vogel gefangen.

Sonſt iſt er in ſeiner ganzen Lebensart weit wilder, flüchtiger und grauſamer in Verfolgung ſeines Raubes, als der Hausmarder.

Die Paarzeit fällt bey dem Baummarder faſt um einen Monat früher, als bey dem Hausmarder. Das Wochenbette wird in einem mit weichem Moos ausgefutterten Eichhörnchen- oder wilden Taubenneſte angelegt. Das Weibchen trägt ebenfalls neun Wochen, und wird ſelten in der Gegend, wo die Jungen liegen, rauben, aus Furcht entdeckt zu werden. Die Jungen ſind außerordentlich luſtige und poſſierliche Geſchöpfe, und dieſe ſind es, welche wegen ihres muntern Temperaments vorzüglich von den Jägern zahm aufgezogen werden. Sie ſind auch leichter als die jungen Hausmarder aufzuziehen, da ihnen die Tagſcheu und das Verkriechen in finſtre Winkel nicht ſo, als dieſen, angeboren iſt. Mit Hunden und Katzen ſollen ſie ſich nicht ſatt ſpielen können.

In Sardinien werden viele zahmgemachte Feldmarder als angenehme Geſchenke verſchickt *). Sie werden hier ſo zahm, daß ein Marder öfters unter den Küchlein, — — der Wolf unter den Schafen — ſchläft. Sie werden alle Speiſen gewohnt, und ſpielen mit Jedermann. Ihr liebſter Geſellſchafter bleibt der Hund; mit der Katze aber machen ſie keine eigentliche Freundſchaft. Wenn ſie ſich recht gut gemäſtet haben; ſo ſind ſie im Stande, einen ganzen Tag hindurch zu ſchlafen, und auch eben ſo lange wieder zu wachen. Im Schlafe rollen ſie ſich kugelrund zuſammen.

Dieſe Art des Marders hat ſich in allen Welttheilen ungleich weiter verbreitet, als der Hausmarder. Beſonders häufig ſind ſie in Nordamerika von Cana-

*) S. Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 200.

Canada bis zur Hudſonsbay. Daraus ergiebt ſich ſchon ihr

Nutzen,

weil mit den ungleich koſtbarern Fellen dieſes Thiers großer Handel getrieben wird. Gefärbt und natürlich iſt ſein Balg eines der ſchönſten Rauchwerke, und wird zu Frauenzimmermüffen, Palatinen und andern Gebrämen verbraucht. Der beſte Theil des ganzen Balges, ohne Honigflecke, iſt bloß das kleine Stückchen längſt dem Rücken bis zum Schwanzende.

Auf den Gebirgen um Zobelberg in Mittelkrain giebt es ſehr viele Marder, deren Felle dem Zobel gleich geſchätzt werden.

Im Jahr 1743 verkaufte die Handlungsgeſellſchaft in Nordamerika 12370 der beſten, und 2360 der ſchlechteſten Marderfelle — alle aus der Hudſonsbay. Um eben die Zeit brachten die Franzoſen aus Canada 30305 Felle nach Rochelle. In dem brittiſchen Amerika finden ſie ſich in ſolcher Menge, daß man Jahre weiß, da über 40000 Bälge verhandelt ſind. Die allerſchönſten Marder aber werden bey Ufa, und in den Gebirgen des Caucaſus gefangen.

Es iſt doch beſonders, daß ſich in ganz Sardinien kein einziger Hausmarder; aber der Feld- oder Baummarder in deſto größerer Menge angetroffen, und damit ein ſtarker Handel getrieben wird. Abermal ein Beweis, daß es zwo verſchiedene Arten ſind, davon die letztere in ſolchen Ländern, worinn viele Wälder ſind, häufiger, und jene, als in England, wo keine Waldungen ſind, zahlreicher gefunden wird.

Nimmt man dazu, daß er viele, dem Saamen und jungen Holzungen ſo ſchädliche Thiere, als Eichhörn-

hörnchen, Haſelmäuſe, große und kleine Feld-mäuſe, auch manchen bösartigen Raubvogel im Eye verzehrt; ſo bezahlt er mit ſeinem Felle

den Schaden

wieder, den er auf andere Weiſe, wie wir bey ſeiner Lebensart gezeigt haben, angerichtet hat.

Zu den Legenden

in der Naturgeſchichte dieſes Thiers gehört wohl die Jägernachricht, daß er ſich, wenn er einen großen Vogel, als einen Auerhahn, Faſan, ſogar einen Adler ſchlafend belauſche, mit den Klauen einſchlage, und mit dem Vogel in der Luft ſo lange fortreiſe, bis er ihn durch Beißen und Kratzen zum Fallen gebracht habe. Allein bekanntermaßen hat das Thier keine bewegliche Katzenkrallen, die es ein- und ausziehen könne.

Alle oben angeführte

Schriften

können auch hierbey zu Rathe gezogen, und die Abbildung in Schrebers Säugthieren III. p. 475. t. CXXX. nachgeſehen werden. Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 79. der Baum-, Feldmarder.

Der III. Gattung der Raubthiere

2te Art: Der Iltis *).

1. Dieß Thier gehört ebenfalls zu dem Wieſelgeſchlecht, und hat alle Kennzeichen deſſelben. Doch iſt nur eine einzige Art davon bekannt, die aber faſt in jeder

*) Muſtela *putorius* Linn. S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. p. 96. Sp. 7.

jeder Provinz unſres Vaterlandes einen andern Namen hat.

Im Thüringiſchen heißt es der Ratz; anderwärts aber Iltis, und provinzialiſch Ilk; Eyerilk; Illing; Stinkthier; Stinkratz: davon das Sprüchwort: ſtinkt wie ein Ratz. Ferner Iltismarder, auch wohl Hausunk; Stinkwieſel, u. ſ. w.

Der Iltis iſt in ſeinen Sitten, und in ſeiner Bildung dem Marder ziemlich ähnlich; nur iſt das ganze Thier etwas kleiner, der Kopf proportionirter, die Schnauze ſpitzer, der Schwanz kürzer, die Haare ſtachlichter, und die Füße ganz geſpalten. Ueberhaupt kann man den Iltis im Allgemeinen daran erkennen, daß er ſchwarzbraune Stachelhaare, ganz geſpaltene Füße, ein weißes Maul und weiße Ohrrände hat.

Der Kopf mit der Naſe gleichen dem Fuchſe ſehr, und ſein ganzes Geſicht hat das liſtige Anſehen deſſelben. Die Naſe iſt ſchwarz, und immer trocken, da ſie bey dem Marder ſtets feucht iſt. Seine Witterung reicht alſo nicht weit, und er muß ſich mehr auf ſeine Füße, als auf ſeine Naſe verlaſſen.

Am Munde ſteht ein ſtarker ſchwarzbrauner Katzenbart, und inwendig ein ſcharfes Hundegebiß mit 34 Zähnen; nur zween weniger, als der Hausmarder. Die Augen ſind beſonders groß, vorſtehend, dunkelbraun, und funkelnd. Der Rücken iſt natürlich krumm. So hab' ich ſie des Abends beſtändig, nicht ſowohl ſpringen als ſchleichen geſehen. Das Thier iſt ungemein behende, immer in Bewegung, und durchſucht alles. Das Naturell iſt ſcheu; aber auf den Raub grauſam und würgend. Die Art, ſich deſſelben zu bemächtigen, iſt

iſt Beſchleichen. Das Weibchen unterſcheidet ſich von dem Männchen bloß durch ganz weiße Ohren und Maul.

2) Bey der Zergliederung hab' ich gefunden, daß ſein Fell ſehr dick und dehnbar iſt. Es ſchlottert gleichſam nur um den Körper herum. Daher können es die Hunde erſchrecklich zerren, ohne ihm Schaden zu thun, weil es ungemein nachgiebt, und mit ſtarken ziehbaren muskulöſen Theilen auf der Oberfläche des Körpers verwachſen iſt *).

Der

*) Etwas ähnliches hat Sparrmann in ſeiner Kapiſchen Reiſe S. 483 von dem Ratelfret, *Viverra Ratel; capenſis*, (S. Schwed. Abhandl. 1777 Tab. 4. Schrebers Säugthiere III. Tab. 125. *Gmelin* ed. 13. Syſt. Nat. Linn. I. p. 89. Sp. 18) angemerkt.
„Die kurzen Beine des Thiers erlauben ihm nicht, den Jagdhunden zu entlaufen. Er kann ſie aber durch gewaltiges Kratzen und Beißen abhalten, und vor ihren Biſſen iſt er durch ſeine zähe Haut ſehr gut geſchützt. Denn wenn ihn der Hund beißen will; ſo kann er nichts als das zähe Fell faſſen, das alsdann vom Leibe oder Fleiſche abläßt, ſo daß er, wie man ſagt, in der Haut wie in einem Sacke los und frey liegen ſoll. Daher iſt er im Stande, wenn man ihn hinten am Halſe, und ſogar ziemlich nahe am Kopfe packt, ſich in ſeiner Haut zu drehen und zu wenden, und den, der ihn hält, in den Arm zu beißen. Es iſt ſonderbar, daß mehrere Hunde, die vereinigt im Stande ſind, einen mittelmäßigen Löwen zu zerreiſſen, den Ratel, oft bloß dem Anſehen nach todt müſſen liegen laſſen. Oft lebt er noch, wenn ihn die Hunde nach dem Wagen geſchleppt haben, und an ſeinem Felle kann man kaum ſehen, daß es durchgebiſſen iſt, ob er gleich von mehrern Hunden gezerrt und gefangen worden. Sollte vielleicht die Natur, die ihn zum Zerſtörer der Bienen geſchaffen hat, ihn deswegen mit einer ſo viel zähern Haut, als die übrigen Frette, begabet haben, damit er vor den

Stichen

Der Geſtank dieſes Thiers, davon ich nachher die Urſache anführen will, iſt ſo unerträglich, und bleibt ſo feſt an den Gegenſtänden, die er berührt hat, daß ich ihn von dem Anatomiebrette, von den Meſſern und Fingern kaum in einigen Tagen abbringen konnte. Das beſte Mittel war, alles mit Eſſig abzuwaſchen.

Der körperliche Bau iſt anders, als bey dem Marder. Der Kopf vorgeſtreckt, ſchmal, ſpitz und frettartig. Seine Gedärme ſind auch anders, als bey den Wieſeln: dick und ſehr drüſicht. Allein noch in keinem einzigen Iltis, da ich ihrer mehr, als Marder zergliedert habe, hab' ich noch zur Zeit einen Spul- oder Bandwurm gefunden, obgleich andere behaupten, daß er mit Blaſenwürmern und Plattwürmern, (Fasciola) geplagt ſey *).

Im Magen des Thiers, wenn es auf dem Felde in einem Hamſterloche gefangen war, hab' ich oft Rudera von Fröſchen, Schnecken, Heuſchrecken und Roßkäfern gefunden.

3) Bey der Lebensart des Iltis fragen wir zuerſt nach ſeinem Aufenthalte. Er lebt in Wäldern, Feldern und Häuſern. In den erſten wohnt er in hohlen Bäumen, beſonders unter den Wurzeln derſelben; denn er kann vortreflich graben; in alten Fuchsbauen; in andern gefundenen Löchern, oder auch in ſelbſt gegrabenen, und unter den zuſammengeklafterten Holzhaufen und Gebröſe der Waſen.

In

Stichen derſelben ſicher ſeyn möchte? Wenn das Bienenneſt oben auf dem Baume iſt; ſo pflegt er aus Aerger und Grimm, daß ers nicht erreichen kann, in den Stamm zu beißen, und dieſe Biſſe ſind den Hottentotten ſichere Merkmale, daß oben im Baume ein Bienenneſt vorhanden iſt."

*) S. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 299.

In Feldern ſteckt er bey Teichen und Flüſſen hinter den hölzernen Verſchlägen, oder vorgebaueten Dämmen, weil er gern fiſchen mag. Ferner in Kaninchenbauen und Hamſterlöchern.

In Häuſern aber wohnt er am liebſten unter alten Schuppen hinter Stangen und Polterkram, in Scheunen, beſonders gern in Waſenhaufen und Holzſtößen. Nicht ſelten gräbt er ſich in Scheunen, Ställen und Kellern ein, und wirft große Haufen auf, wie der Hamſter. Daher er, wiewohl unrichtig, an einigen Orten für die Hausunke gehalten wird *). Im Winter zieht er ſich nach den Städten und Dörfern, beſonders nach den Feldmühlen, wo es viel Hühnervieh und Tauben giebt.

Seine Nahrung

beſtehet mehrentheils in lebendigen Geſchöpfen, und aus dem Pflanzenreiche wüßte ich auch nicht ein Produkt, das er fräße. Er iſt aber eben ſo gefräßig und räuberiſch, nur nicht ſo kühn, als der Marder. Am Tage ſchläft er, wie dieſer, und gehet nur des Nachts auf den Raub aus. Er ſchleicht ſich unvermerkt in die Hühner- und Taubenhäuſer, macht aber wenig Geräuſch, und thut in aller Stille oft größern Schaden, als der Marder. Doch würgt er nicht ſo tigermäßig, wie dieſer, alles nieder; ſondern ergreift das erſte beſte Huhn, beißt ihm das Genicke ab, und trägt es in ſeinen Schlupfwinkel.

Kann

*) Die eigentliche Unke iſt entweder eine Art von Spitzmaus (Sorex), oder Rana *portentoſa*. S. Blumenbachs Handb. der N. G. 3te Aufl. p. 262. Sp. 7. Röſels Fröſche Tab. 24.

Kann er nur mit der Naſe zwiſchen der Ritze einer Thür durchkommen; ſo zwingt ſich auch ſein ſchmächtiger Körper durch. Gewöhnlich iſt ſeine Art zu rauben, daß er den Hühnern und Tauben die Köpfe abbeißt, und wenn er Zeit hat, eins nach dem andern fortſchleppt. Kann er das nicht; ſo behilft er ſich mit den Köpfen. Daher man oft da, wo der Iltis gehauſt hat, geköpfte Hühner und Tauben findet.

Ein merkwürdiges Beyſpiel dieſer Art hab' ich ſelbſt erfahren. In meinem vorigen Hauſe, zwiſchen welchem und dem Stadtgraben nur eine Straße war, hatte ich in langen Sommertagen ſchon einige Abende auf dem Hofe einen Iltis bemerkt, der gegen zehn Uhr nach der Goſſe ſchlich, ob aus der Küche etwas für ihn abgegangen ſey. Aus dem Fenſter hab' ich ſelbſt etlichemal mit Steinen nach ihm geworfen. Er ſchien gar nicht ſcheu zu ſeyn; ſondern mochte ſchon einige Jahre in der Nachbarſchaft gewohnt haben. Sein Gang gieng durch den Holzſtall, durch ein Zugloch nicht hoch von der Erde, in den Garten, über des Nachbars Wand auf deſſen Hof, welches ein altes wüſtes Gebäude war, worinn ſeit zwanzig Jahren eine alte Frau ganz allein gewohnt hatte.

Meine Leute warnte ich deſto mehr, je dreiſter das Thier zu ſeyn ſchien, und alle Abend wieder kam, ſo oft ich auch nach ihm geworfen hatte. Er hatte es ſchon oft verſucht, meine Hühner zu beunruhigen, konnte ſie aber, weil ſie zu hoch ſaßen, nicht erreichen; ſondern wurde allemal durch das gewaltige Geſchrey des Hahns verjagt. Eines Tages war ein Dutzend junge Tauben in einem Deckelkorbe des Abends unten in die Küche geſetzt, und man hatte alle Thüren wohl verwahrt.

Aus der Küche gieng eine Thür in den Hof, die unten nicht ganz, aber doch ſo anſchloß, daß man kaum einen Finger dazwiſchen bringen konnte. Wie wollte doch ein Thier, das faſt ſo groß, als eine Katze iſt, da durchkommen, dachten meine Leute?

Gleichwohl hatte ſich der Patron durchgeklemmt. Das möchte ſeyn; aber des andern Morgens waren alle zwölf Tauben fort, und weiter keine Spur davon zu finden, als unten bey der Ritze der Thür, wo noch Spuren von Blut und Federn zu ſehen waren. Auch fanden wir auf dem Wege nach der Gartenwand ein Paar ohne Köpfe, die ſo ſchmal gezogen waren, daß ihnen die Gedärme aus dem Leibe hiengen. Iſt es nicht erſtaunlich, daß ſich das Thier nicht allein ſelbſt durch dieſe enge Ritze durchgezwängt; ſondern auch alle zwölf Tauben durchgezogen hatte?

Wenn er in ein Bienenhaus geräth; ſo plündert er die Stöcke rein aus, zerſtört die Bienen, und richtet große Verwüſtungen an. Denn **Honig** iſt ihm, wie dem Fuchs, eine wahre Delikateſſe. Im Sommer ſoll er die Mäuſe nur im Nothfall freſſen; im Winter aber macht er auf alles Jagd: auf Maulwürfe, Ratzen, Waſſer= Feld= und Hausmäuſe. Kann ers haben; ſo ſind ihm die **Fröſche** lieber, davon man öfters einen großen Vorrath in ſeiner Höhle findet. **Gartenſchnecken**, **Heuſchrecken**, **Käfer**, u. ſ. w. verſchmähet er auch nicht. Seine vornehmſte Sommerjagd ſind die Vögel und Eyer derer, die im Korn, an der Erde, oder in niedrigen Hecken und Geſträuchen niſten. Denn dem Marder kommt er im **Klettern** nicht gleich. Nimmt ſich der Faſan oder das alte Rebhuhn auf dem Neſte nicht in Acht; ſo beſchleicht ers, ehe es ſich ver-

 ſieht.

ſieht. Kommt er in einen Kaninchenbau; ſo würgt er den wehrloſen Wirth, und quartirt ſich hernach ſelbſt in die Wohnung ein, wie man bey dem Frettiren oft findet. Im Winter geht er fiſchen, und er haſcht die Fiſche über und unter dem Eiſe. Wer ſollte es denken, daß ihm die Forellen die liebſten wären?

Das ſonſt ſo kühne Thier, das es mit dem größten Hunde aufnimmt: der Hamſter muß vor ihm erliegen. Der Iltis iſt ſein geſchworenſter Feind. Denn er verſteht die Kunſt, ihm in ſeiner eigenen Feſtung beyzukommen, und ihn gleich im Genicke zu packen. Dann iſt die Kraft des Hamſters verloren. In dem fruchtbaren Hamſterjahre 1785 in 1786, da in unſern Feldfluren an die 100000 gefangen und getödtet wurden, hatten ſich faſt alle Iltiſſe aus der Stadt und den Dörfern aufs Feld gezogen. Beym Ausgraben und Ausgießen der Hamſter kamen oft ſtatt dieſer, Iltiſſe aus den Löchern, und ſie haben damals, bey Vertilgung der Hamſter, den Ackerleuten gute Dienſte gethan.

Die größte Kunſt des Iltis beſtehet darinn, daß er die Eyer meiſterhaft auszuleeren weiß. Man findet zuweilen ein Neſt voll auf der Scheune, oder in einem Stalle, wohin ſie die Hühner gern zu verſtecken pflegen. Hebt man eins nach dem andern auf; ſo findet man es leer und leicht. — Und doch keins zerbrochen — keins herausgeworfen. Das hat der Ilk gethan, ſagt dann Jedermann, und daher heißt er auch durchgehends unter dem Volke Eyer-Ilk.

Er verfährt dabey viel vorſichtiger, als der Marder, und ich habe mich oft gefragt: wie mag ers anfangen, die Eyer ſo rein auszuſaufen, da man doch äußerlich ſo wenig Verletzung daran findet? Man halte aber

aber nur das Ey gegen das Licht; ſo zeigt ſich in jedem faſt ein unmerklich feines Löchelchen. Dieß macht er mit einem ſeiner Zähne, der ſo ſpitz iſt, als eine zugeſchliffene Nähnadel. Er bohrt es ein, ohne das Ey zu zerbrechen, und nun legt er Zunge und Lippen an, und fängt an zu ſaugen. Wenn die Luft herausgeſogen wird; ſo ſteigt das Flüſſige des Eyes heraus, und auf ſolche Art wird das Ey bald leer.

In der Lebensart des Iltis ſelbſt zeigen ſich noch beſondere Eigenheiten.

Wem ſollte das Mittel einfallen, das die Natur dieſem Thiere beygelegt hat, durch ſeinen eigenen Geſtank für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Sein ganzer Körper ſtinkt; ſein Fleiſch, ſogar ſein F[illegible] hat dieſen üblen Geruch. Am ärgſten ſtinkt er, wenn er zornig und erboſt iſt. Dazu kommt ſein Urin, den er den ihn verfolgenden Hunden ins Geſicht ſpritzt: die rechte Quinteſſenz des Geſtanks. Insgemein prellen die Hunde zurück, die doch eben nicht ekelhaft ſind, und laſſen den Stänker laufen. Soll er doch ſeine eigene Loſung nicht ertragen können; ſondern von ſich entfernen.

Eigentlich kommt der unerträgliche Geſtank von der fettigen Materie in den beyden neben dem After, wie bey dem Marder, befindlichen Bläschen, die beſtändig dieſe Materie durchſeihen, und den Geruch davon dem ganzen Thiere mittheilen. Er übertrifft wahrlich den Geſtank der Aſſa foetida. Den Hühnern und Tauben ſoll er einen ſolchen Schwindel zuziehen, daß ſie von ihren Stangen herunter- und dem Feinde in die Zähne fallen, wovon ich aber keine Erfahrung habe.

Woher mags nun kommen, daß dieſe Bläschen bey dem Marder den angenehmen Biſamgeruch, und

bey dem Iltis den unerträglichſten Geſtank ausduften, davon eben dieſe Art in andern Ländern das Teufelskind heißt.

So ſcheu dieſes Thier iſt; ſo iſt ihm doch der ſchwirrende und kreiſchende Ton, wenn eiſerne Inſtrumente auf dem Stein, oder an einander gewetzt werden, ſo zuwider, daß er augenblicklich aus ſeinem Schlupfwinkel hervorkommt, aller Gefahr vergißt, und auf den zuläuft, der dieſe Töne macht.

Im Hannöveriſchen liegt ein Waſenhaufen auf einem Bauerhofe, in welchem eine Iltisfamilie wohnt. Die Magd wetzt das Meſſer auf einem trocknen Steine, und ſogleich kommen am hellen Tage alle Iltiſſe aus dem Waſenhaufen auf ſie zu. Da ſie Lärm macht, kriechen ſie wieder bey. Sie wetzt abermal: ſie erſcheinen wieder, und werden alle erſchlagen.

Als dieſe Geſchichte bezweifelt wurde, erfolgte die Beſtätigung von einem andern Orte, da die Mäher in einem Garten ihre Senſen gewetzt hatten, wodurch auch einige Iltiſſe herbey gelockt und getödtet waren. Man müßte darüber doch noch mehrere Erfahrungen ſammeln.

Die Art, ſie zu fangen, iſt mit dem Marderfange einerley. Man hat aber dabey bey weitem die Vorſicht nicht nöthig, als bey dieſem. Denn der Iltis hat die feine Menſchenwitterung nicht, als der Marder; ſondern geht blind zu.

Mein oben beſchriebener Taubendieb mußte mit dem Leben bezahlen. Da ich ſeinen Gang ausgeſpürt hatte; ſo ſetzte ich die Iltisfalle vor das Loch, wo er durchkam. Es iſt dieß eine hölzerne länglicht-ſchmale Ratzenfalle; aber nur mit einer Klappe. Statt der zwoten Klappe iſt ein viereckiges Behältniß, oben mit

einem

einem Schieber, welches inwendig durch ein Drathgitter von dem Gange in der Falle abgeſchieden iſt. In dieſes Behältniß ſetzt man ein Paar junge Hühner, und ſchiebt oben zu. Dieſe pipen in ihrem Gefängniſſe die ganze Nacht. Gleich vor dem Drathgitter iſt die Zunge, mit welcher die Klappe geſtellt wird. So bald der Iltis das Pipen der Hühner hört, geht er blind zu, tritt die Zunge nieder, und die Klappe fällt hinter ihm zu; er kann aber wegen des Gitters den Hühnern keinen Schaden thun.

Der Begattungstrieb

äußert ſich bey dieſen Thieren in der zwoten Hälfte des Februars, da ſich denn die Männchen um ein Weibchen faſt ärger als die Marder beißen, und dabey ihre knurrende und dumpficht murmelnde Stimme hören laſſen. Das Weibchen trägt neun Wochen, und wirft gewöhnlich vier, ſelten ſechs Junge, welche blind geboren werden.

Die Mutter ſchlägt das Wochenbette am liebſten in alten Holz- und Reiſighaufen auf, und bereitet es von Stroh, Heu oder Moos. Die Jungen werden nicht viel über die Zeit, als ſie blind liegen, etwa zwölf oder vierzehn Tage geſäugt; aber mit vieler Treue beſchützt. Entſtehet bey ihrem Lager ein ungewöhnliches Geräuſch; ſo iſt ſie oft ſo dreiſt, hervorzukommen, und ſich mit einer Art von Wuth, die aller Gefahr vergißt, zur Wehr zu ſtellen. Sehr oft trägt ſie die Jungen weit von dem Orte weg, der ihr nicht ſicher genug zu ſeyn ſcheint. Die Jungen laſſen ſich zahm machen. Man muß ihnen aber die Eckzähne ausbrechen; ſonſt werden ſie doch mit der Zeit gefährlich.

Ein Frauenzimmer im Thüringiſchen fand unter einem Reiſighaufen zween junge Iltiſſe, und legte ſie ihrer ſäugenden Katze bey, die ſie auch annahm, und mütterlich verſorgte. Sie wuchſen, und liefen mit ihrer Pflegemutter lange Zeit, ohne Schaden zu thun, umher. Nach einem halben Jahre aber wachte die Natur bey ihnen auf, und ſie machten ſich eine nächtliche Veränderung, das ganze Hühnerhaus zu würgen.

Noch nie hat es mir glücken wollen, ein trächtiges Iltisweibchen mit Embryonen zu bekommen.

Die Verbreitung

dieſes Thiers erſtreckt ſich nicht ſo weit, als des Marders. Nur das ſüdliche Schweden ſcheint ſein äußerſter Wohnplatz zu ſeyn. Sonſt findet es ſich auch in Polen, in Livland, und dem übrigen ganzen Europa. Im Caſaniſchen hat Pallas eine weißliche Varietät entdeckt. Am häufigſten ſollen ſie noch in Italien zu finden ſeyn *).

Von Feinden

dieſes Thiers kenne ich weiter keine, als den Menſchen und die Hunde. In ſeinem Pelze und Eingeweiden habe ich keine Schmarotzerthiere gefunden. Ob es mit Katzen, Mardern und andern Thieren in Streit lebe, kann ich nicht ſagen.

Der

*) In Nordamerika giebt es auch ein Stinkthier, in der Größe eines Marders, welches in der Lebensart und Nahrung mit dem unſrigen viel ähnliches hat. Es gehört aber nicht zu der Wieſel- ſondern Frettgattung: *Viverra putorius* Linn. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 87. Sp. 4.

Der Schaden,

den dieſes Raubthier in der Oekonomie und Jagd, in den Hühner- Tauben- Bienenhäuſern und Forellenbächen anrichtet, iſt beträchtlicher als der

Nutzen,

den man etwa von ſeinem Felle haben möchte.

Vier Wochen vor oder nach Weihnachten iſt ſein Balg am beſten. Die Haare tragen ſich nicht ſo leicht ab, als an den Fuchs- und Marderbälgen. Allein da er den üblen Geruch lange behält; ſo findet er wenig Liebhaber, und wird höchſtens noch als ſchlechtes Gebräme zu den Mützen und Handſchuhen der Landleute verarbeitet. Die ſchwarzen langen Haare, ſonderlich des Schwanzes, geben gute Mahlerpinſel.

Das Fleiſch verabſcheuen die Hunde, und ob es gleich die Nation der Tſchuwaſchen eſſen ſoll; ſo glaub' ich nicht, daß ſie viele Nachfolger haben werde.

Zur Kaninchenjagd ſoll ein gezähmter Iltis ſo gut, als das Frett, zu gebrauchen ſeyn, und dieſe Thiere aus ihrem Bau jagen.

Zu den mediziniſchen Vorurtheilen

bey dieſem Thiere gehörten ehemals folgende. Das gepülverte Blut war ein ſchweißtreibendes Mittel; das Fett diente in gichtiſchen Zufällen und Steinſchmerzen; das Fleiſch wider den Schlangenbiß: aber alles auf ein Gerathewohl, weil ſich kein vernünftiger Grund in den Mitteln zu den Wirkungen angeben läßt.

Eben ſo falſch iſt die Sage, daß ſein Geſtank von einem Winde aus dem Hintern käme *).

*) S. Schwediſche Abhandl. XXXII, 68.

Woher die Sage entſtanden ſeyn mag, daß der Iltis auf der linken Seite kürzere Beine, als auf der rechten habe, kann ich nicht entdecken. Indeß iſt ſie doch vom Albertus Magnus, und Aldrovand widerlegt, und Thomas Brown *) hat ſich viele Mühe gegeben, ein gleiches zu thun, und bewieſen, daß es wider das Zeugniß der Alten, wider die Sinne, und wider die Vernunft ſey.

Unter den Schriften

über die Naturgeſchichte dieſes Thiers werden ſie in Erxlebens Mammal. p. 463 zwo Seiten mit Schriftſtellern finden, und, wenn ſie ſolche nachſchlagen, wenig Naturgeſchichte antreffen. Außer dem Büffon nach Martini und Müller kann ich wieder kein beſſeres Buch, als Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 294 empfehlen (die Fährte Tab. 14. F. 7); die beſte Abbildung aber finden ſie in Schrebers Säugthieren III. p. 485. Tab. 131. Eine Monographie dieſes Thiers in Amerika finden ſie in den Schwediſchen Abhandl. XXXII. 68.

Der III. Gattung der Raubthiere

3te Art: Das Frett **).

Dieß Thier iſt bey uns nicht einheimiſch, ſondern aus Afrika, um der Kaninchenjagd willen, nach Europa gebracht worden. Es lebt auch bey uns eigentlich nicht, wie ein zahmes freyes Hausthier; ſondern es wird in Tonnen

*) S. Eſſai ſur les erreurs populaires I. 252. Chap. IV. Du *Blaireau*.

**) Muſtela *Furo* Linn. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. p. 97. Sp. 8.

Tonnen und Kiſten gehalten. Wegen ſeiner Feindſchaft gegen die Kaninchen führt es verſchiedene Namen; als Kaninchenwieſel; Kaninchenmarder; Furett; Frettchen.

Seine Größe beträgt einen Fuß und vier Zoll, und es hat die größte Aehnlichkeit mit dem Iltis, außer daß der Körper ſchlanker, geſtreckter; der Kopf ſchmäler, und die Schnauze ſpitziger iſt. Es hat aber wie dieſer 34 Zähne.

In den Augen findet ſich ein großer Unterſchied. Sie ſind groß; aber überaus trübe, und der Stern hellroth. Allem Anſehen nach reicht das Geſicht dieſer Thiere nicht weit, weil ſie mehrentheils ſchlafen, oder in die Kaninchenlöcher wandern.

Die Farbe ſchmutzig weiß. Das Gebiß ſehr ſcharf. Der Gang nicht ſpringend; ſondern träge ſchleichend. Es hat einen ziemlich ſtarken Biſamgeruch.

Die Lebensart des Thiers unter uns iſt ſehr einfach. Entweder ſchläft oder frißt es. Sein Naturell iſt erſtaunlich träge. Seine Nahrung iſt Semmel, Brot, Kleye und Milch, und es frißt nicht wenig; aber gleich darauf ſchläft es auch wieder.

Es wird bloß bey uns zum Frettiren, oder zur Kaninchenjagd gehalten. Denn in der Wildniß, wo es lebt, ſind kleine vierfüßige, in Höhlen lebende Thiere, Schlangen und Fiſche ſeine Nahrung. Einige behaupten zwar, daß es auch Honig freſſe; aber die damit angeſtellten Verſuche haben gelehrt, daß es ihm ſchädlich ſey, und es davon krepire. Um die Jagdluſt bey ihm zu erhalten, müſſen ihm zuweilen einige Kaninchen und Vögel Preis gegeben werden, denen es das Blut ausſaugt, gleich darauf aber ſehr grimmig wird,

daß

daß ſich Jeder vor ſeinen Biſſen in Acht nehmen muß.

Ich habe das Naturell und die Lebensart dieſer Thiere oft zu beobachten Gelegenheit gehabt, da faſt kein Ort iſt, wo ſich wilde Kaninchen aufhalten, wo nicht auch der Jäger ein Frettpärchen haben ſollte. Wie geſagt: das Frett iſt ein rechter Erbfeind der Kaninchen. Ich habe oft die Probe gemacht, es aus dem Schlafe geweckt, und ihm einen jungen Hund oder Katze vorgehalten; es hat ſich aber nicht darnach umgeſehen. Iſt es aber ein Kaninchen; ſo fällt es mit noch halbverſchloſſenen Augen über daſſelbe her, und würgt es. Die Art, ſeinen Raub zu faſſen, beſtehet darinn, daß es das Kaninchen im Genicke faßt, und ihm das Blut ausſaugt.

Das Frettiren der Kaninchen iſt eine angenehme Jagd. Sie wird folgendermaßen angeſtellt. Vor den Kaninchenbau wird ein kleines Sacknetz geſteckt, nachdem das Frett vorher hineingeſchickt iſt. Iſt es munter; ſo währt es keine zehn Minuten, und das Kaninchen ſtürzt mit der größen Wuth in das Netz, fliegt mit ſolchem wohl zehn Schritt vorwärts, und bleibt in dem Sacke hängen. Gleich hinter her kommt das Frett geſchlichen, und ſieht ſich um, wo ſein Flüchtling geblieben iſt. Geſchwind muß es dann der Jäger beym Halſe nehmen, und aus dem Baue ziehen. Sonſt kehrt es wieder zurück, legt ſich unten auf das verlaſſene warme Lager des Kaninchens, und ſchläft wohl 24 Stunden, ehe es wieder zum Vorſchein kommt.

Zuweilen trägt ſichs zu, daß es unten das Kaninchen gleich bey der Kehle erwiſcht, und ihm das Blut ausſaugt. Dann bleiben ſie beyde aus. Der Patron

legt

legt ſich trunken bey das getödtete Kaninchen, und ſchläft ſeine 24 Stunden: öfters noch länger, daß der Jäger Wache dabey ſtellen, und ihn doch wohl zuletzt muß ausgraben laſſen. Daher ihm ein Maulkorb umgelegt, oder auch ein Glöckchen angehängt wird, damit es nicht beißen kann, und das Kaninchen deſto eher herausgeſcheucht wird.

Ob gleich das Thier von dem Jäger beſtändig gefuttert, und auf die Kaninchenjagd geführet wird; ſo iſt es doch ſonderbar, daß es ſeinen Herrn nie kennen lernt. Es wird ihn eben ſowohl beißen, wenn es böſe iſt, als ſich von jedem Fremden wegtragen, und behandeln laſſen, ohne ſcheu zu werden, wenn es nicht gereizt iſt.

Die Fortpflanzung

des Fretts geſchiehet bey uns im Jahre zweymal. Das Weibchen ſucht in der Brunſtzeit ſehr hitzig das Männchen, da es bey andern Thieren umgekehrt iſt. Es trägt nur ſechs Wochen, und wirſt fünf bis neun Junge, die es zuweilen gleich nach der Geburt wieder auffrißt. Das iſt aber bey dieſer Thierart ein beſonders merkwürdiger Umſtand, daß die Jungen an die drey Wochen blind liegen, und ihre Augen alſo in dieſer Zeit zu ihrer künftigen Lebensart vorbereitet werden ſollen.

Die ungemeine Aehnlichkeit im Körperbau mit dem Iltis macht es wahrſcheinlich, daß das Thier nur eine Abänderung deſſelben ſey. Zwar hat man bisher in Zweifel ziehen wollen, daß ſich das Frett mit dem Iltis paare, ob gleich die Kaninchenwärter der künſtlich angelegten, und mit Waſſergräben umzogenen Kaninchenberge,

berge, aus dem Belaufen des Fretts mit dem Iltis zur Jagd brauchbare, braunhaarige Mittelracen erzeugen.

In England verſichern die Faſanenwärter, daß ſich das Frett mit dem Iltis begatte, und die Jäger damit ungemein zufrieden wären, weil ſie dadurch weit zahmere Frettwieſeln erhielten, die nicht ſo blutdürſtig gierig auf die Kaninchen; aber deſto geſchickter wären, ſie aus ihren Löchern zu vertreiben.

Ein gewiſſer Herr Lewis hatte ein zahmes Frettweibchen im Hauſe herumlaufen. Es entfernte ſich einige Tage, fand ſich aber ordentlich wieder ein. Man bemerkte bald, daß es trächtig war. Es warf auch wirklich nach ſechs Wochen neun Junge von dunkelbrauner Farbe, die mehr dem Iltis als der Mutter ähnlich waren. Ein Frettmännchen war nicht vorhanden, und die wahren Frettwieſel waren drey Meilen davon genau eingeſchloſſen. Dieſer letzte Umſtand macht es zwar nicht unmöglich, daß nicht das Frettweibchen in der Brunſtzeit von jenen die Witterung haben, und, wenn ſie auch noch ſo verſchloſſen waren, zu ihnen kommen konnte; allein die dunkelbraune Farbe der Geworfenen ſetzt es außer Zweifel, daß ſich dieſes Weibchen wirklich mit einem Iltis begattet hatte.

Das eigentliche Vaterland

des Fretts iſt die Barbarey, wo es ſich auch noch wild findet, und den Namen Nimſe führet. Um die Kaninchen, deren natürlicher Feind es iſt, und die ſich in Spanien ganz ungeheur vermehret hatten, zu vertreiben, brachte man es zuerſt dahin. Von dort aus hat man es zum Kaninchenfang durch den gemäßigten Theil

von

von Europa verbreitet. In Frankreich hat man ſie gewöhnt, die Vogelneſter aufzuſuchen.

Bey der Zergliederung hab' ich nichts an und in ihnen gefunden, und die ungebornen Jungen ſehen den Wieſel-Embryonen ſehr ähnlich. Was Daubenton angemerkt hat, hab' ich beſtätigt gefunden, daß das Frett 15; der Iltis, Haus- und Feldmarder, nur 14 Rippen haben. Auch im Bruſtbein des Fretts iſt ein Knochen mehr.

Vom Schaden

wüßte ich nichts, als daß ſie den Vögeln und Kaninchen das Blut ausſaugen. Doch iſt mir nicht bekannt, daß ſie auch auf andere Thiere gehen, oder ſich an dem zahmen Hausgeflügel vergreifen ſollten. Sie würgen zwar ein junges Hühnchen, wenn es ihnen vorgehalten wird; aber eigentliche Jagd, wie der Iltis und Marder, machen ſie nicht darauf.

Der einzige Nutzen

deſſelben beſteht in der Kaninchenjagd. Sein Fell iſt zu nichts zu gebrauchen. Ob gleich dieſe Thiere bey uns nicht einländiſch ſind; ſo hat doch das Kaninchen eine ſo natürliche Furcht vor denſelben, daß es ſich, wenn es nicht entfliehen kann, in einen Winkel ſetzt, und ſich, ohne die geringſte Sperrung und Gegenwehr, ruhig würgen läßt.

Zu den Naturſchriften

bey dieſem Thiere rechne ich Büffons Naturgeſchichte nach Martini IV. S. 177 Tab. 64. 65 das wilde Wieſel; das gelbe Wieſel: Furet; Furet putois.

Buffon

Büffon hat ſich inſonderheit bemühet zu erweiſen, daß das Frett nicht der *Ictis* des Ariſtoteles; ſondern vielmehr der Hausmarder, oder der Iltis ſey, und zugleich dargethan, daß das Frett gar kein Honig freſſe, und ihm fälſchlich Schuld gegeben werde, daß es die Bienenſtöcke verwüſte; vielmehr ſey dieß dem Iltis eigen. — Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 303. Tab. V. Schrebers Säugthiere III. 488. Tab. 133, wo es am natürlichſten abgebildet iſt.

Zuletzt wird es ſie vergnügen, meine junge Leſer! wenn ich ihnen ſage, daß dem Plinius ſchon unſere Kaninchenjagd mit dem Frettchen bekannt geweſen ſey.

„Die Frettchen, ſchreibt er *), ſind wegen des Gebrauchs auf dieſer Art von Jagd ſehr beliebt. Man läßt ſie in den Bau, der verſchiedene Röhren, und von dem auch das Thier (Cuniculus) den Namen hat. Sie treiben das Kaninchen heraus, und oben wird es gefangen.“

Der III. Gattung der Raubthiere

4te Art: Das große Wieſel **).

Ich beſchreibe zuerſt die Größe dieſes Thierchens, welche in der Länge mit dem Schwanze einen Fuß, acht Zoll; die Höhe aber zwey und einen halben Zoll beträgt.

Es giebt von dieſer Art zwo Verſchiedenheiten: eine ganz weiße, und eine mit fuchsrothem Rücken, und

*) Naturgeſchichte überſ. von Groſze 2ter B. 8 B. §. 81. S. 342.

**) Muſtela *erminea Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 98. Sp. 10. 2 Racen, a) *Aeſtiva*, ſupra rutila, infra alba; b) *hyberna:* hieme tota alba: utriusque caudae apex *ater*.

und weißlichem Bauche. Beyde aber haben die ſchwarze Schwanzſpitze. Man behauptet, daß es im Grunde ein und eben daſſelbe Thier ſey, das im Winter ſchneeweiß, im Sommer aber wieder roth werde. Allein, nach meinen Erfahrungen findet dieſe Verwandlung in unſern Harzgegenden keine Statt. Unſere großen Wieſelarten haben keine Sommer- und Winterfarbe; ſondern die weißen bleiben weiß, und die braunrothen roth. Ich habe ſelbſt mitten im Sommer ein ganz weißes Wieſel mit ſchwarzer Schwanzſpitze erhalten, welches ich ausgeſtopft in meinem Kabinet aufbewahre, und im Winter habe ich eben ſowohl die braunen ohne Veränderung geſehen. Indeſſen iſt es auch gewiß, daß dieſe Thiere, wenn ſie ſich, wie gewöhnlich, haaren, ihre Farbe einigermaßen verändern. Es ſoll ſogar buntſchäckige geben, und auf der Elbingiſchen Höhe in Preußen hat man in einem Jahre aſchgraue Wieſeln häufig geſehen.

Wir bleiben bey dem braunen, da die weiße Race ſeltener iſt. Der Körper iſt ſehr ſchlank und geſchmeidig; der dicke Kopf aber und lange Hals verunſtaltet den ganzen Körperbau wieder. Die Naſe iſt ſtumpf und gefurcht; der Mund weit offen mit einem vollen, ſehr ſcharfen Gebiß. Am Maule ein nach der Seite herabhangender Knebelbart, und unter jeder Ecke des Mauls ein weißer Fleck. Die Zunge glatt und gefurcht. Die Augen klein, ſchwarz und funkelnd. Sie ſtehen weit vorn im Geſicht. Die Ohrlappen kurz, breit, abgerundet, und durch eine auswärtsliegende Falte gleichſam verdoppelt, und am Kopfe feſt anliegend. Der Hals iſt lang, und etwas dünner als Kopf und Leib. Dieſer iſt von einerley Dicke, läuft gerade aus,

und erhebt ſich nur ein wenig bey den Hinterſchenkeln. Durch dieß Verhältniß des Halſes gegen den Kopf iſt das Thier im Stande, durch die ſchmälſten Ritzen und engeſten Löcher zu ſchlüpfen, durch welche es nur den Kopf bringen kann.

Bey der Zergliederung hab' ich die unter dem After liegenden Biſamdrüſen gefunden, die einen unangenehmen Geruch ziemlich weit verbreiten. Uebrigens aber habe ich an den innern Theilen folgendes bemerkt.

Die Leber iſt ſehr blaß mit ſieben Lappen. Die Gallenblaſe außerordentlich klein. Die Bärmutter, worinn das Weibchen die Jungen trägt, faſt wie bey einer Katze. An den Mutterröhren ſind die Eyerſtöcke deutlich zu ſehen; doch hab' ich keine Embryonen erhalten können. Die Gedärme ſind eine und eine halbe Elle lang; Bandwürmer aber, oder andere Würmer hab' ich nicht wahrgenommen. An beyden Seiten hatte das Thier 14 Rippen. Das Rückgrat vom Kopfe bis zum After beſteht aus 26 Wirbeln. Nun war mirs begreiflich, wie ſich dieß Thierchen ſo meiſterhaft zuſammenbiegen, und durch alle Ritzen kommen konnte.

Von dem Aufenthalt

des Thiers kann ich ihnen ſagen, daß ſolcher mehr in Wäldern und Feldern, als in Häuſern und Gebäuden, zu ſuchen ſey. Doch verirren ſie ſich zuweilen in große, nahe am Felde liegende Gärten, in welchen, wie ich ſelbſt geſehen habe, einige am Tage geſchoſſen wurden, wenn ſie unter den dicken Hecken hervorkamen.

Vorzüglich gern leben ſie in Birkenwäldern, und man trifft ſie gemeiniglich an den Orten an, wo kleine

Bäche durchs Holz laufen, und wo Wieſen oder leere Haiden in der Nähe ſind. An den Bächen wohnen ſie in trocknen Ufern, unter den Baumwurzeln, in hohlen Bäumen, in Fels- Stein- und Erdklüften; auf den Wieſen und Haiden aber in den Maulwurfslöchern, die ſie ſich nach ihrer Bequemlichkeit erweitern.

Im Felde findet man ſie mehrentheils an den Ufern der Flüſſe, die mit hohlen Weidenbäumen beſetzt ſind. Ehemals hab' ich ſie auch wohl auf der Jagd in einzeln Dorngehecken, und unter den Steinpyramiden, womit einige Aecker umzäunt ſind, angetroffen. Auf einzelnen Vorwerken im Felde, und in einzelnen im Felde ſtehenden hohlen Bäumen pflegen ſie ſich auch einzuquartiren.

Eine Wohnung dieſes Wieſels in der Erde, hat mehrentheils **vier Eingänge**, die in der Mitte zu einem erweiterten Platze führen, der mit Moos, Gras und anderem Geniſte ausgefuttert iſt, und das Schlafgemach ausmacht. Im **Winter** kommen ſie auch wohl in die Scheunen, Ställe und Keller der Wohnungen; im **Sommer** aber bleiben ſie in den Wäldern und Feldern.

Dieſe Wieſeln ſind, ſo klein ſie ſind, gewaltige Raubthiere. Ihre vorzüglichſte

Nahrung

beſteht in verſchiedenen großen und kleinen **Mäuſearten**. Die **Erd- oder Wanderratze** *), ſo kühn ſie iſt, muß vor ihm erliegen, weil ſie mit ihren Nagezähnen das nicht ausrichtet, was das Wieſel mit ſeinem vollen Gebiß vermag. Ich werde davon unten in der Geſchichte dieſes merkwürdigen Thiers, und anderer

*) Mus *decumanus* Pallas.

Ratzen, mehr ſagen. Maulwürfe, junge Haſen und Kaninchen ſind ihre gewöhnliche Beute. Nicht einmal die Vögel ſind vor ihnen ſicher. Sie ſtören die Neſter aus, verzehren Eyer oder Junge, und fangen die Alten weg. Sie klettern auf die Bäume, ſpringen auch von einem zum andern, und laſſen ſich beſonders die Eyer der Auer= Birk= und Haſelhühner — im Felde der Rebhühner, Wachteln, Lerchen u. ſ. w. wohlſchmecken. Dieß nicht allein; ſondern ſie beſchleichen ſelbſt die größten Vögel im Schlaf; tödten ſie im Genicke, und ſaugen ihnen das Blut aus. Kaum ſollte man ſichs vorſtellen, daß ein ſo kleines Thier auch alte Haſen und Kaninchen, ſogar junge Rehe im Schlafe zu überfallen wage. Das Wieſel ſpringt ihm unvermuthet auf den Hals, und beißt ſich im Genicke ein, da denn das Thier wüthend mit ihm davon läuft. Es beißt ihm aber die Halsflechſen durch, bis es ſtürzt. Ein Förſter auf dem Thüringerwalde hat einmal eine ſolche Reuterey mit angeſehen. An ſtillen einſamen Orten gehen ſie am Tage ſowohl, als des Nachts; an unſichern aber in der Abend= und Morgendämmerung, und bey Mondenſchein die ganze Nacht durch, ihrem Raube nach.

Was das Naturell und die Lebensart dieſes Thiers betrifft; ſo iſt es ein ungemein flinkes und munteres, aber zugleich furchtſames und grauſames Thier. Alle ſeine Gänge, und Manieren zu rauben, verrichtet es mit der größten Schnelligkeit und Behendigkeit. Es klettert ſo geſchickt auf die Bäume, wie das Eichhörnchen, und kann, dem Marder gleich, an einer geraden Wand in die Höhe laufen. Durch alle Ritzen und Löcher, wenn ſie nur dem Kopfe nicht zu enge ſind, muß

auch ſein Körper folgen. Kommt das Wieſel an einen Bach, oder Fluß; ſo ſchwimmt es mit großer Leichtigkeit darüber. Hat es etwas Lebendiges gefangen; ſo ſpielt es damit, wenn es nicht ſehr hungrig, und das Thier nicht zu groß iſt, eine Zeit lang, wie die Katzen, läßt es los, fängt es wieder, und treibt es ſo lange, bis es von den wiederholten Biſſen ſtirbt. Mit ſeines Gleichen ſpielt es eben ſo, indem eins das andere aus einer Höhle in die andere, von einem Weidenbaume bis zum andern jagt, und dabey Männchen, wie ein Haſe macht. Mit den Raben leben ſie in beſtändiger Antipathie, indem ſie dieſelben, ſo lange ſie ſich ſehen laſſen, mit beſtändigem Geſchrey verfolgen. Sie pfeifen faſt wie die Spitzmäuſe, haben aber ein ſchwaches und kurzes Leben, das ſich kaum auf ſechs Jahre erſtrecken ſoll. Auch dieſer Umſtand iſt noch bey ihrer Lebensart merkwürdig, daß ſie wider die Natur und Regel der Raubthiere paarweiſe bey einander leben. Denn man findet in einem gewiſſen Diſtrikte faſt nur immer ein Männchen und Weibchen. Und dieß führet mich in meiner Erzählung zu der

Fortpflanzung
dieſer Thiere.

Die Zeit derſelben fällt in den März. Die Mutter trägt ungefähr fünf Wochen, und bringt im April, und Anfang des Mayes drey bis acht Junge zur Welt. Der Wurf geſchiehet in einem bequemen, von Wolle, Federn und Moos zubereiteten Lager, entweder in einem hohlen Baume, oder unter einem Steinhaufen, oder in einer Maulwurfswohnung.

Ich ſchickte einmal auf dem Lande einige Knaben aus, mir, wo möglich junge, erſt geworfene Maulwürfe einzufangen. Sie brachten mir ein Neſt voll kahle blinde Thierchen, die ſie in einem Maulwurfsloche gefunden hatten. Da ich nach den Füßen ſahe; ſo konnte ich die handförmige Geſtalt nicht wahrnehmen. Die Knaben aber enträthſelten ſelbſt das Geheimniß, indem ſie ſagten: es wäre ein ganz brauner Maulwurf davon gelaufen. Es war ein Wieſelneſt in einer Maulwurfswohnung.

Die Jungen ſind neun Tage blind, und die Mutter verläßt ſie unter vier Monaten nicht. Bey der geringſten Gefahr werden ſie von einem Orte zum andern getragen. Zu welchem Aberglauben dieß Anlaß gegeben hat, werde ich unten bey der kleinern Art zeigen. Die Alte lehrt ſie das Fangen und Rauben durch vorgelegte lebendige Mäuſe, und andere kleine Thiere. Man findet in den Wieſelneſtern, worinn Junge ſind, faſt immer einige halb todt geſpielte Mäuſe.

Das Vaterland

dieſes großen und weißen Wieſels mit ſchwarzer Schwanzſpitze, iſt faſt in allen Klimaten; beſonders in kalten Ländern; allein ſie werden ſich wundern, wenn ich ihnen ſage, daß unſer weißes Wieſel das wahre Hermelin ſey, deſſen Bälge aus Rußland, Sibirien und Lappland kommen, und ſo theuer bezahlt werden. Selbſt in dem heißen Afrika und Aſien wird es gefunden *). Das weiße Wieſel iſt beſonders dem Lande Bambuk eigen, und iſt, wie das europäiſche ein groſ-

ſer

*) S. Zimmermanns geographiſche Geſchichte ꝛc. I, S. 43.

ſer Feind vom Federviehe. Die Farbe iſt wie glänzend Silber. Die Schwarzen eſſen das Thier, und verkaufen den Balg an die franzöſiſchen Faktoreyen *).

Von den Feinden

dieſes Thiers kann ich ihnen nicht viel ſagen, als daß ihm die wilden und zahmen Katzen auflauern; unter den Hunden aber die Spitze beſonders Jagd darauf machen. Dieſe entdecken ſeinen Aufenthalt an dem Biſamgeruch. Sie müſſen ſich aber ſehr in Acht nehmen, weil das Thier erſchrecklich beißt.

Der Fang

geſchiehet auf mancherley Art: bald durch Fallen oder Schlingen; bald durch beſondere Schnellfallen, die mit Obſt in Honig gekocht, oder mit einem Ey und Vogel gekörnt ſind. An einigen Orten pflegt man ſie mit Waſſer auszugießen, oder ein mit Queckſilberſublimat gefülltes Ey hinzulegen.

Der Schaden

des Thiers iſt nach der Beſtimmung ſeiner Nahrung und Lebensart natürlich, und es ſtehet dem Menſchen frey, auf Mittel zur Verminderung deſſelben zu denken.

Der Nutzen

aber muß wohl mit dem Schaden verglichen werden, wenn wir nicht unbillig urtheilen wollen.

1. Die Natur hat gleichſam dieß Thier für uns beſtellt, die Mäuſe, Maulwürfe, u. ſ. w. in Reſpekt zu erhalten, denen wir nicht gut beykommen können. Wer ſollte es glauben, daß es ſogar zur Verminderung

 eines

*) S. Allgem. Reiſen zu Waſſer und zu Lande II. 512.

eines ſo ſchädlichen, plumpen und gefährlichen Thiers, als des Bären in Norwegen, etwas beytragen ſollte. Es kriecht dieſem ſchlafenden Thiere in die Ohren, und beißt ſich feſt ein. Man kann ſich die Wuth vorſtellen, mit welcher dieſer Patron auffährt, und nicht weiß, wie ihm geſchiehet. Er läuft ſich todt, und muß zuletzt vor einem ſo kleinen Feinde erliegen.

2. Ob das Fleiſch von den Mexikanern gegeſſen werde, wie einige verſichern, kann ich nicht als gewiß annehmen, weil es noch nicht entſchieden iſt, ob es auch wirklich unſer Wieſel ſey.

3. Der Balg der rothbraunen taugt wenig zu Unterfutter; die weißen Wieſelfelle bekommt der Kürſchner ſelten, weil ſie ihm der Aberglaube vorenthält. Deſto koſtbarer ſind die ſchwarzgeſchwänzten Hermelinfelle. Eine bloß fürſtliche Tracht, da der Zimmer 24 — 30 Thaler koſtet. Die koſtbarſten Pelze ſind aus bloßen Hermelinſchwänzen zuſammengeſetzt. Mit der Zeit aber verſchießen ſie doch, und werden gelblich.

Zu den abergläubiſchen und mediziniſchen Irrthümern,

die aus der Naturgeſchichte dieſes Thiers zu relegiren ſind, rechne ich

1. daß die Landleute deshalb kein weißes Wieſelfell an die Kürſchner verkaufen, weil ſie es als ein groſſes Heiligthum bewahren, und es zur Vertreibung des Geſchwulſtes an den Eitern der Kühe, und bey ſchwindenden Gliedern gebrauchen; den Körper aber in einem neuen Topfe zu Pulver brennen, und den Pferden eingeben.

2. Daß

2. Daß das Anhauchen der Wieſeln für Menſchen und Thiere giftig ſey, und Entzündungen, Geſchwulſt und andere Zufälle verurſache.

3. Daß es täglich, wie Plinius anführt, ſein Neſt verändere, und ſeine Jungen weiter trage.

4. Bey den Tatarn um Uſt-Kentſchuk ſind die weißen Wieſelfelle ein ſonderbares ſympathetiſches Arzeneymittel wider alle Krankheiten. Der Kam, oder Prieſter trägt ein ſolches Fell, dem metallene Augen eingeſetzt ſind, bey den Kranken um den Hals, und trommelt dabey ſehr heftig, um die Zauberer zu betäuben.

5. Dem Fette der braunen Wieſeln ſchreiben die Harzbewohner und Thüringer eine erweichende Kraft der Geſchwüre und Vertreibung des Geſchwulſtes zu.

Die beſten Schriften,

die ich hierbey empfehlen kann, ſind Büffon nach Martini IV. S. 196. Tab. 67. mit der Aufſchrift: Hermelin. Pennants arktiſche Zoologie von Zimmermann I. 77. 78. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 305. Tab. VI. das große Wieſel. (Fährte Tab. XIV. f. 5. a. Schrebers Säugthiere III. p. 496. Tab. 137. A. das weiße Wieſel p. 496. Tab. 137. B.

Aus Lepechins Tagebuche ſeiner Reiſe durchs ruſſiſche Reich I. 175. muß ich ihnen noch etwas von den Hermelinen und Wieſeln erzählen.

„Den übrigen Theil des Jahrs brachten wir damit zu, unſere Thiere zu ordnen und zu beobachten. Am meiſten beluſtigten uns die Hermeline *) und die Wieſeln.

*) Muſtela erminea Linn.

ſeln *). Dieſe beyden kleinen Thiere ſind von der Natur mit einem beſondern grimmigen Muth und Behendigkeit begabt, und werden mit Recht zu den Raubthieren gezählt.“

„Wir hielten ſie in eiſernen Käfigen, wobey wir folgendes an ihnen bemerkten. Den ganzen Tag über ſind ſie ruhig, und thun ſich mit Schlafen etwas zu gute. So bald aber der Abend, als die gewöhnliche Zeit, zu welcher ſie ihrer Nahrung wegen auf den Raub ausgehen, einbricht, verſuchen ſie auf alle mögliche Art aus ihrem Kerker zu brechen, und beißen ſo heftig auf alles los, daß ſie in kurzer Zeit ein dickes Holz durchnagen können. Dabey ſind ſie ſo gefräßig; daß ſie in einem Tage weit mehr verſchlingen, als ihr ganzer Körper beträgt.“

„Das Hermelin iſt wilder und grimmiger als das Wieſel. Denn es läßt ſich niemals zahm machen, wenn man es gleich lange füttert; ſondern behält ſeine raubthieriſche Art hartnäckig bey. Sein Futter reißt es zu kleinen Stücken aus den Händen, und, wenn es gereizt wird, fällt es den Gegenſtand, der es reizt, mit Ungeſtüm an, ziſcht und zwiſchert wie ein Sperling, und hat funkelnde blutige Augen. Am meiſten zeigt ſich der Heißhunger dieſer Thiere, wenn man ſie in die Darrſcheunen bey den Mäuſen einſperrt; und wenn ihrer tauſend da wären, ſo laſſen ſie nicht eine am Leben; ſondern beißen ſie ohne alle Barmherzigkeit todt. Daher tödten die Bauern die Hermeline und Wieſeln, welche ſich bey den Getreideſchobern und Kornſpeichern aufhalten, niemals; ſondern ſchonen ſie ſorgfältig. Der Muth und die Behendigkeit des Hermelins iſt ſo groß, daß

*) Muſtela nivalis Linn.

daß es auch die größten Ratzen in ihrer Höhle anzufallen wagt.“

„Die Vorſicht, mit welcher die Natur für die Erhaltung des Lebens eines jeden Thiers geſorget hat, offenbaret ſich am deutlichſten bey ſolchen wilden Thieren, welche die Farbe ihres Haars auf den Fellen in den verſchiedenen Jahreszeiten verändern. Hierzu ſind auch das Hermelin und das Wieſel zu rechnen. Dieſe ſind im Sommer auf dem Rücken dunkelrothbraun, im Winter aber ganz weiß, weil des Sommers die weiße Farbe ſie unter dem Grünen, und des Winters die rothbraune auf dem Schnee den Jägern leicht in die Hände liefern würde. Dieß iſt die wahre Urſache der vorſichtigen Veränderung, welche die Natur in den Thierfarben bewirkt.“

„Gmelin hat davon im 1ſten Theile ſeiner Reiſen S. 39 folgende Urſach angegeben. Er leitet es von dem im Winter einige Thierarten betreffenden Nahrungsmangel, von innerer Schwächung, gehemmter Ausdünſtung, gehäufter innerer Feuchtigkeit, und deren Einfluß auf Haar und Gefieder her, da hingegen die Thiere, welche in dem Winter keinen Mangel leiden, nicht weiß werden.“

Daß die Hermeline auch ordentliche Wanderungen halten, und ſich durch ihre Vorempfindungen außerordentlich kalter Winter, als in den Jahren 1730, 1739, 1744, u. ſ. w. tiefer ins Land ziehen, und in manchen Gegenden, wo ſie ſonſt gar nicht ſind, in unglaublicher Menge erſcheinen, wiſſen die Lappen recht gut, die ſie auf ihrem Zuge verfolgen, und ſich dieſen Umſtand ſehr zu Nutze machen. Vergleichen ſie damit die ſchöne Abhandlung des Högſtröms von den Thieren,

ren, die in Norwegen aus den Wolken kommen ſollen, in den ſchwediſchen Abhandlungen XI. 22.

Von dem artigen Wieſelchen, Boccamele, in Sardinien, das die Lücke zwiſchen dem gemeinen Wieſel und dem Hermelin ausfüllen ſoll, und deſſen Natur gerade das Gegentheil von der Natur jener beyden Thiere iſt, vergleichen ſie noch des Abts Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 211. t. 5.

Der III. Gattung der Raubthiere 5te Art: Das kleine gemeine Wieſel*).

Ob der Name Wieſel von Weiß oder Wieſe herkomme, kann uns gleichgültig ſeyn. Es iſt aber dieſes Thierchen das eigentliche gemeine Wieſel, das gern unter den Menſchen lebt, und an einigen Orten, beſonders im Thüringiſchen, das Heermännchen, auch Scheunen- oder Speicherwieſel heißt. Von dem vorigen größern iſt es in Anſehung der Größe, auch in der Form und Kürze des Schwanzes merklich unterſchieden. Dieſer iſt mit dem ganzen Oberleibe einfärbig, ohne Haarbüſchel, und die Länge des Thierchens beträgt mit dem Schwanze 8¼ Zoll; die Höhe aber kaum 1½ Zoll.

Der Kopf iſt mit dem Halſe und Leibe faſt von einerley Dicke, und etwas breit gedrückt. Im Maule daſſelbe ſcharfe Gebiß, als bey dem größern. Ohren und Augen eben wie bey dieſem. Der Hals ſteht etwas höher, als bey dem vorigen. Der Schwanz kurz, und wird von der Wurzel an immer ſpitzer. Die Füße ungemein kurz. Unter dem Schwanze die beyden Biſambläschen, die aber keinen ſo unangenehmen,

*) Muſtela nivalis Linn.

men, aber weit ſtärkern Biſamgeruch, als bey dem großen, von ſich geben.

Der ganze Rücken und Oberleib hat nebſt den Füſſen eine rehfahle, graubraune Farbe, die im Sommer etwas hellrother wird. Unter der Kehle und dem Bauche iſt das Thierchen ſchneeweiß. Ganz weiße Wieſeln dieſer Art werden ſchwerlich irgendwo anzutreffen ſeyn.

Bey der Lebensart

des Thiers ſehen wir zuerſt auf ſeinen Aufenthalt. Sie halten ſich weit lieber in Häuſern und Gebänden auf, als die großen Wieſel, und man kann ſie mit allem Recht Hauswieſel nennen. Man findet ſie in den Klüften alter Mauern, auf den Böden zwiſchen den Wänden, — in Kellern, Scheunen und Ställen. Im Sommer ziehen ſie ſich aus den Städten und Dörfern ins Feld; aber ſie verſteigen ſich nicht weit; ſondern pflegen ſich nahe an den Wohnungen der Menſchen in Steinbrüchen, alten Steinhaufen, unter hohlen Ufern, Baumwurzeln und Bäumen; in den Gärten aber in den Maulwurfslöchern einzuquartiren. Im Winter ziehen ſie ſich wieder nach den Häuſern. Doch habe ich ſie auch, mitten im Sommer, auf einem Kirchhofe mitten in der Stadt, unter den hohlen Leichenſteinen, und in den Gärten unter dicken Hecken, Erbſenſtiefeln und Stangen alter Schuppen geſehen.

Die Nahrung

dieſes Thierchens betreffend; ſo iſt es faſt eben ſo raubſüchtig, als das große. Beſonders iſt es ein gefährlicher Feind der jungen Tauben und Küchlein, die es forträgt; den Alten aber das Blut ausſaugt, und ſie liegen

läßt.

läßt. Die große Halsader weiß es sehr genau zu treffen. Denn man findet an einer getödteten Taube weder Quetſchung, noch Wunde, außer den vier Löchelchen der Eckzähne, die kaum merklich ſind.

Immer iſt das aber der Fall nicht; ſondern nur, wenn das Wieſel Zeit genug hat, ſeinen Raub auszuſaugen. Bey andern Gelegenheiten verfährt es viel grauſamer. In dem kalten Winter 1788 in 1789, ungefähr am 12ten Jänner, entſtand unter Mittage zwiſchen 12 und 1 Uhr, im Holzſtalle ein gewaltiger Lärm unter den Hühnern. Als nachgeſehen wurde, waren ſie auf die Balken und Holzbanſen geflüchtet. Eines aber ſaß mit niederhangendem Kopfe auf einem niedrigen Holzſtoße. Das Blut floß ihm vom Kopfe, und das Wieſel hieng ihm noch an der Kehle. Es war ſo zugerichtet, daß ihm die Haut ganz vom Kopfe gezogen war, und es augenblicklich abgeſchlachtet werden mußte.

Vielleicht hatte die Hungersnoth hier eine Ausnahme gemacht. Denn ich habe unter dem nämlichen Holzſtoße ſieben bis acht Ratzen auf der platten Erde in einem Klumpen erfroren gefunden.

Die Vögeleyer kann es meiſterhaft ausleeren, indem es mit den ſpitzigen Vorderzähnen ein Loch einbohrt, und vermittelſt ſeiner in eine enge Röhre umgelegten Zunge den Dotter herauszieht. Seine vorzüglichſte Nahrung aber ſind die Köpfe der Maulwürfe, Hausmäuſe, Waſſer- und Hausratzen. Sogar das kühne, muthige Thier, das Hunde und Katzen kaum überwältigen können: die Erd- oder Wanderratze findet an dieſem kleinen Thierchen ſeinen Oberherrn.

Es

Es iſt eine Wohlthat für ein Haus, das mit Ratzen und Mäuſen ſtark bevölkert iſt, wenn ſich ein Paar dieſer Wieſeln einquartiren. Sie holen ſie aus den engeſten Löchern, und dieß Thierchen iſt recht dazu gebauet, die engeſten Löcher zu paſſiren. So kühn die Ratze iſt, daß ſie auch wohl, wenn ſie ſich in Verlegenheit befindet, nach dem Menſchen ſpringt; ſo wird doch das kleine Wieſel ihr Ueberwinder.

Ich ſahe einmal dergleichen Streit in einer Scheune, wo ſich oben auf einem Balken eine Ratze und ein Wieſel begegneten. Mit einem Sprunge ſaß ihr das Wieſel im Genicke. Die Ratze wehrte ſich deſperat, und in einem Augenblick fielen ſie auch herunter. Das Wieſel aber ließ nicht nach, und, da ſie auf den Boden kamen, rührte ſich auch die Ratze ſchon nicht mehr. Ich entfernte mich, und, da ich nach ein Paar Stunden wieder nachſahe, war der Ratze die Kehle abgebiſſen, und das Gehirn ausgefreſſen.

Im Sommer geht dieſes Wieſel auch auf die Bruchſchlangen oder Blindſchleichen, Eidexen und Fröſche. Auf einem unſerer Stadtgräben giebt es viele Blindſchleichen, und auch dieſe Wieſeln. Es wurde mir eines geſchoſſen, und ich fand in dem Magen Rudera von obigen Thieren.

Es iſt mehr als zu gewiß, daß ſie große Bienenfeinde ſind. Ich weiß verſchiedene Beyſpiele, daß ſie auf dem Lande Bienenſtöcke geplündert haben, und auf der That ertappt worden ſind. Das Wieſel kriecht durch das Flugloch in den Stock, macht die Bienen unruhig, die ſich gleich aus dem Stocke ziehen, und mitlerweile ſchmaußt es nach Herzensluſt unter das Honig.

Eben

Eben ſo gewiß iſt es, daß ſie den liegenden Kühen die Milch aus- und zuletzt die Euter blutig ſaugen, daß die Kuh Blutmilch giebt. Lange genug mögen ſie manches alte Mütterchen auf den Scheiterhauſen gebracht haben, weil ſie ihren Diebſtahl ganz im Verborgenen trieben. Nachdem man ſie aber mehr als einmal am Euter der Kühe angetroffen hat; ſo wird auch nun wohl der gute Caprimulgus, oder die Nachtſchwalbe, oder, wie er ſonſt heißt, der Ziegenmelker, der ſich gern in alten Ställen aufzuhalten pflegt, von dieſem Verdacht losgeſprochen werden, da er ohnehin keine Organen zum Saugen hat.

Wenn das Wieſel keine andern Vögel beſchleichen kann; ſo fängt ſichs Sperlinge, und ſie können ſich leicht vorſtellen, wie ſich ein alter trotziger Spatz gebärdet, wenn ers verſehen hat, und zwiſchen die ſcharfen Zähne des Wieſels gerathen iſt. Wo es Wieſel und Sperlingsneſter unter dem Dache giebt, da kommt die Brut nicht leicht auf. Denn ſie verzehren Eyer und Junge.

Sein Naturell und ſeine Lebensart kommt mit dem vorigen in vielen Stücken überein; es iſt aber faſt noch flinker und raſcher als dieſes. Keine Maus oder Ratze übertrifft es an Geſchwindigkeit. Wenn es recht ſchnell läuft, wie ich oft in einem Garten geſehen habe, da es aus der Hecke kam, und vor uns hinlief; ſo iſt es nicht anders, als ob ein brauner Wurm dahin ſchlüpfte, und im Augenblick iſt es auch aus dem Geſicht. Im Lauf aber drehet es den Kopf beſtändig nach allen Seiten hin. Bloß des Nachts geht dieß Thierchen ſeinem Raube nach, und, wenn ſichs am Tage ſehen läßt; ſo iſt es nur verſtört. Es giebt keinen Laut von ſich, als bis

bis es gefangen, oder von Hunden gebiſſen wird. Dann iſt es ein heiſerer, quikender Ton.

Ihre Fortpflanzung

geſchiehet in der letzten Hälfte des Märzes. Die Mutter trägt fünf Wochen, wirft mehrentheils fünf blinde Junge, und bereitet ihnen von einerley Materialien, wie das vorige, ein Lager. Bey Gefahren trägt ſie ſolche im Maule an einen ſichern Ort, welches zu einer unnatürlichen Sage Anlaß gegeben hat, wie ich unten bemerken werde.

Dieß Thierchen hat denn doch auch ſeine beſondern Eigenheiten.

1. Wegen ſeines Geſtanks iſt es in keinem Zimmer zu ertragen, wenn es auch gleich kann jung aufgezogen und gezähmt werden. Wird es gereizt; ſo kann man es ſchon in einer weiten Entfernung riechen.

2. Sein eigener Geſtank macht es gegen allen Uebelgeruch unempfindlich. Ein Bauer fieng einmal drey erſt geworfene Wieſeln in dem Aaſe eines Wolfs, den man bey den Hinterfüßen an einen Baum gehängt hatte. Das Aas war bereits in völlige Fäulniß gegangen. Dadurch aber war die Mutter nicht abgeſchreckt, in ſeinem hohlen Wanſte ein Wochenbette von Gras, Blättern und Moos aufzuſchlagen.

3. Es iſt ſehr ſcheu, aber doch neugierig. Wenn man daher an dem gemauerten Graben eines Kanals, der einen Garten von einem Luſthölzchen ſcheidet, ſpatzieren geht; ſo geſchiehet es oft, daß ein Wieſelchen aus der Mauerritze plötzlich hervorguckt, ſich umſieht, und eben ſo geſchwind wieder zurückfährt.

Als Feinde

dieſes Thierchens giebt man insgemein den **Hund** und die Katze aus. Das erſte entſpricht der Erfahrung, und jeder Hund geht auf die Wieſeln. Von den Katzen aber möchte es wohl noch nicht völlig und allgemein erwieſen ſeyn. Nach meinen Erfahrungen weichen die Katzen vor den Wieſeln. Mehr als einmal hab' ich es ehemals in den Scheunen geſehen, in welchen ich oft Stunden lang mit dem Blaſerohr auf die Ratzen lauerte, daß oben auf dem Balken eine Katze ſaß, und auf die Ankunft einer Ratze wartete. Nun kam ein **Heermännchen** gerade auf ſie zu. Statt ihren Fangſprung darauf zu thun, kehrte ſie ſtill um, und verließ die Scheune. Dieß hab' ich nicht nur mehrmal an dieſer Katze; ſondern auch an andern wahrgenommen. Erklären kann ich mir dieſe Antipathie nicht anders, als daß die Katze, die durchaus keinen Uebelgeruch leiden kann, durch die Witterung des Wieſelgeſtanks weggetrieben wird, und vor dieſem Thierchen einen natürlichen Abſcheu hat.

Von Pelz- und **Darmfeinden** hab' ich in dieſem ſo wenig, als in dem größern einige Spur gefunden.

Die Verbreitung

dieſer Art iſt bekanntermaßen in ganz Europa geſchehen; ob ſie aber auch in andern Welttheilen angetroffen werde, davon fehlen uns die Nachrichten, weil ſie insgemein mit der größern verwechſelt wird.

Der Schaden,

den dieſes Thierchen hin und wieder thut, wird von dem Nutzen, den es auf der andern Seite ſtiftet, weit überwogen.

wogen. Laß es auch einmal ein Paar Tauben oder junge Hühner holen, auch ein Neſt voll Eyer ſpeiſen. Wirklich ein kleiner Verluſt, theils, weil ſie weit gefährlichere Thiere vertilgen, theils auch dieſer Schaden zu verhüten iſt, da man ſie in den kleinen eiſernen Biegelfallen, mit einer aufgelegten Maus, Vogel, oder abgekochten gebackenen Pflaume leicht fangen kann.

Beſonders aber iſt es, wie ich ſelbſt geſehen habe, daß das Thierchen, wenn es die Maus auf der Falle gefaßt hat, und in den zugeſchlagenen Biegeln gefangen iſt, des Schmerzes ungeachtet, die Maus nicht fahren läßt, ſondern bis in den Tod feſthält. Lerchenſchwamm und Eyer ſollen für ſie die ſicherſte Lockſpeiſe ſeyn, und von den Hühnerneſtern kann man ſie durch eingelegte, etwas gequetſchte friſche Raute abhalten. Vergleichen ſie nun einmal damit

den Nutzen,

den dieſes Thierchen den Menſchen leiſtet. Wie manchen Maulwurf, Maus, Ratze und Sperling fängt es weg? Es iſt wirklich darinn den Katzen und Eulen vorzuziehen, weil es die Mäuſe und Ratzen aus den Löchern holt, und vermöge ſeines ſchlanken Körpers allenthalben hinkommen kann. Poſſierlich genug ſieht es aus, wenn es mit einer Maus im Maule auf einem Scheunenbalken daher trabt, und immer den Kopf in die Höhe und nach der Seite hält, damit es dieſelbe im Gehen nicht hindere.

Ich wüßte nicht, ob das Thierchen ſonſt in der Welt zu etwas nütze wäre. Sein Fleiſch verabſcheuen faſt alle Thiere. Der Balg iſt ſo klein, daß es ſich der Mühe nicht verlohnt, ihn zu verarbeiten.

Zu den phyſikaliſchen Irrthümern und Vorurtheilen

gehört

1. daß man ſie eine geraume Zeit nicht für Bienenfeinde gehalten hat, und alſo nicht im Stande war, die nächtlichen Verwüſtungen der Bienenſtöcke zu erklären.

2. Daß ſie ihre Jungen aus dem Maule zur Welt brächten. Dieſer Irrthum iſt unſtreitig von ganz Unwiſſenden auf die Bahn gebracht worden, die einmal geſehen haben, daß das Wieſel ſeine erſt geworfenen Jungen im Maule an einen ſichern Ort getragen hat.

3. Daß es vor Schreck liegen bleibe, wenn man mit bloßem Pulver nach ihm ſchöſſe. Ich habe nach manchem Wieſel mit Hagel geſchoſſen, und es nicht getroffen. Es iſt aber nicht liegen geblieben.

4. Daß die Hühner und jungen Küchlein, ſogar die Pferde, aufſchwellen, wenn ſie von dem Wieſel angehaucht werden. Wahr iſt es, daß der Zwiebelgeruch dieſes Thiers dem Federvieh äußerſt zuwider iſt; allein es bedarf des Anhauchens nicht. Iſt das Wieſel dieſen Thieren erſt ſo nahe; ſo wird es lieber an ihrer Kehle den Verſuch machen, als ſie anhauchen.

Die Pferde ſchwellen gewöhnlich auf, wenn ſie eine Hühnerfeder verſchlucken. Zu gleicher Zeit hat ſich ein Wieſel im Stalle ſehen laſſen; alſo iſt das Pferd angehaucht.

5. Bey manchen Hauswirthen herrſcht der Aberglaube: daß das Wieſel zu den Glückbringenden Thieren gehöre, und man ihm nichts zu Leide thun müſſe. Man nimmt das aber ſo, daß man ſich in der Haushaltung manche Nachläßigkeit erlauben könne: das

Glückbringende Thier erſetze alles wieder. Jener Ackermann hatte eben dieſen Glauben, und ließ Ställe, Tauben- und Hühnerhaus offen ſtehen. Er wurde gewarnt. Nein! hieß es: das Thier bringt Glück ins Haus. Des andern Morgens waren alle ſeine Küchlein und jungen Tauben gewürgt. Da nannte er das Thier nicht mehr das Glücks- ſondern Teufelskind, und machte Anſtalten zum Fange.

Von Schriften,

worinn die Naturgeſchichte dieſer, gewiß verſchiedenen Wieſelart, beſonders beſchrieben wäre, wüßte ich ihnen keine zu empfehlen, als Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 315. (Fährte Tab. 14. fig. 5. b.) Die beſte Abbildung in Schrebers Säugthieren III. p. 498. Tab. 138.

Der dritten Ordnung, oder der Raubthiere Vierte Gattung:

Der Otter.

1te Art: Der Flußotter.

Obgleich unſer Linné die Ottern mit unter die Wieſelgattung gebracht hat; ſo kann ich mich doch nicht überreden, daß ſie dazu gehören. Sie haben zu ausgezeichnete Unterſcheidungsmerkmale, und daher will ich ſie lieber als eine eigene Gattung anſehen. Die Aehnlichkeiten mit den Wieſeln ſind zu klein, ſie deshalb in dieſe Gattung aufzunehmen; aber die Unterſcheidungsmerkmale deſto auffallender, ſie davon abzuſondern.

Die Ottern halten ſich beſtändig im Waſſer auf.

Sie ſchwimmen über und unter dem Waſſer, können ſelbſt auf dem Bette des Fluſſes im Waſſer wandern, und ſind ſowohl an den Vorder- als Hinterfüßen mit einer Schwimmhaut verſehen.

Sie leben hauptſächlich von Fiſchen.

Sie klettern nicht auf die Bäume, und leben nicht in den Häuſern, wie die Wieſeln.

Sie haben keinen krummen Buckel, und ſpringen auch nicht, wie dieſe, mit gerade ausgeſtrecktem Schwanze.

Der Kopf iſt viel dicker, als bey den Wieſeln, und die Zunge voll fleiſchichter Stacheln.

Auf beyden Seiten haben ſie nur fünf Backenzähne — in allen 36, die Wieſeln 34.

Gründe — Merkmale genug! ſie von den Wieſeln zu unterſcheiden, und als eine beſondere Gattung anzuſehen.

1. Den Fluß- oder Fiſchotter, und zwar die größere Race *) muß ich zuerſt beſchreiben. Ich weiß nicht, wie einige haben behaupten können, daß er in der Geſtalt der Waſſerratze gleiche. Man betrachte nur den dicken, unförmlichen Kopf, um ſich vom Gegentheile zu überzeugen. Eher würde ich ihn mit dem Biber vergleichen, mit welchem ihn Varro ſchon verwechſelt hat.

Seine ganze Länge mit dem Schwanze, der halb ſo lang als der Körper iſt, beträgt 4 Fuß, und die Höhe 1 Fuß, 2 Zoll. Die Schnauze breit und kurz; daher

*) Lutra *vulgaris*. Erxleben 448. n. 2. Muſtela Lutra Linn. pedibus *palmatis*. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. p. 93. Sp. 2.

daher die Oeffnung des Mauls klein, mit dicken aufgeworfenen Lippen, welche ſtarke Muskeln haben, und recht dazu beſtimmt ſind, das Maul unter dem Waſſer feſt zu verſchließen.

Die Naſe ſtumpf, breit und kurz. Das ſcharfe Gebiß dem Marder ähnlich, aber weit gefährlicher. In beyden Kinnbacken ſechs Vorderzähne; dann zween längere gekrümmte, und nach innen zu gezackte Eckzähne; in beyden Kinnladen aber, auf jeder Seite, fünf ſpitzige Backenzähne, davon der lange breite vierte Zahn auswendig drey ungleiche Zacken hat.

Am Maule ein Knebelbart von drey Zoll langen grauen ſteifen Borſtenhaaren. Die Augen klein, braun, und nahe an den Ecken des Mauls. Die Ohren kurz, und niedriger, als die Augen. Der Hals ſo kurz, daß er mit zum Körper zu gehören ſcheint. Daher das unförmliche Anſehen. Der Leib lang geſtreckt, wie beym Dachſe. Der Schwanz, den das Thier immer ſchief anzieht, iſt am Leibe dick, und läuft allmählich ſpitzer zu.

Die Haare ſind von zweyerley Art: einige ſteif und lang; andere ſo weich wie Seide. Im Grunde grau und weiß, am Oberleibe kaſtanien-, an den Beinen lichtkaffeebraun, und an der Kehle, Bruſt und Bauche graulich. Im Winter iſt die Farbe dunkler, als im Sommer; im Alter aber gelblichter, und der Kopf grau. Beſonders iſt es, daß die Haare nur bey Verwundungen, oder im Tode, Waſſer annehmen. Wenn es aus dem Waſſer in der Sonne läuft; ſo glänzt das ganze Thier wie Silber.

Was den Fiſchotter vorzüglich von allen Wieſelarten unterſcheidet, ſind die ſtarken Schwimmhäute an

 den

den Zehen aller vier Füße. Daher er ſo geſchwind ſchwimmen als laufen kann. An den Hinterfüßen ſind dieſe Häutchen etwas länger, als an den Vorderfüßen, weil hier die Zehen in der Länge mehr Ausdehnung haben. An jedem kurzen dicken Fuße befinden ſich fünf Zehen, ohne Daumen, mit ſcharfen Klauen, die an den Vorderfüßen länger und ſpitziger ſind.

Ich habe Gelegenheit gehabt, verſchiedene Fiſchottern, junge und alte, zu zergliedern, habe aber in keiner einzigen, weder Embryonen, noch Würmer gefunden. Wäre das Vorgeben derer gegründet, welche die Würmer ſo gern von außen in den menſchlichen Körper bringen wollen, daß wir die meiſten Eingeweidewürmer von den Fiſchen bekämen; ſo müßte dieſes Thier vorzüglich damit geſegnet ſeyn, weil es nichts anders als Fiſche frißt, wovon aber das Gegentheil vor Augen liegt.

Was ich bey der Zergliederung am meiſten bewundert habe, iſt die beſondere Einrichtung der Kinnladen und des Gebiſſes. Es werden nämlich die Köpfe der Unterkinnlade von den Pfannenrändern, in welchen ſie ſich bewegen, ſo feſt eingeſchloſſen, daß ſich die Kinnlade nicht vorwärts heraus bewegen, oder herausfallen; ſondern nur auf und nieder, und nach den Seiten bewegt werden kann.

Die zwote Merkwürdigkeit betrifft die erſtaunliche Dicke und Feſtigkeit des Fells. Sie widerſteht dem ſchärfſten Meſſer, und kein Hund iſt im Stande, ein Loch, oder einen Riß hineinzubeißen, wenn er auch Fleiſch und Knochen des Thiers mit ſeinen Zähnen zermalmt hat.

Der

Der Magen, wie ein Menſchenmagen, mit ſtarken Fibern, und faſt immer mit Fiſchgräten gefüllt. Die Lunge hat, wie bey dem Biber, ſieben Lappen, wovon ihrer ſechs gleich groß ſind; der ſiebente aber klein iſt.

An den Nieren hab' ich dieß Beſondere gefunden, daß ſie aus zwölf bis dreyzehn abgeſonderten Stücken beſtehen, in deren jedes ein Aſt der ausführenden Gefäße eingemündet iſt. Die Nebennieren ſind ſo groß, und ſo roth, wie Erdbeeren.

Das Weibchen iſt von ſchlankerem Bau, und hellerer Farbe, hat vier Brüſte, und an dem Geſchlechtsgliede eine Falte, wie ein Sack, faſt wie bey der Beutelratze der Bauchſack.

In einem Männchen fand ich, nach der Anweiſung des Muralts, eines berühmten Zergliederers, am Ende des Maſtdarms zwey länglichte Bläschen mit einer ſtinkenden Feuchtigkeit, die wie fauler Käſe roch; mit den Bläschen aber in der Luft getrocknet, in drey Monaten, einen angenehmen Biſamgeruch bekam. Daher ſind einige auf die Gedanken gekommen, daß der Otter dadurch die Fiſche herbeylocke.

Am meiſten war mirs darum zu thun, die Urſache zu entdecken, warum ſich das Thier ſo lange unter Waſſer halten kann. Denn ſo bald ſie Gefahr merken, ſtürzen ſie ſich ins Waſſer, und kommen nicht eher wieder hervor, als bis ſie ſicher ſind. So gar unter dem Eiſe können ſie eine geraume Zeit verweilen.

Bekanntermaßen haben die Amphibien eine ovale Oeffnung des Herzen, da das Blut, wenn es nicht mehr durch die Lungen gehen kann, aus der linken Herzkammer in die rechte übertritt, und das Thier deshalb

 doch,

doch, ohne durch die Lungen Athem zu ſchöpfen, unter dem Waſſer leben kann.

Der Menſch iſt ſchon im Mutterleibe mit dieſem Foramen ovale verſehen, weil kein Foetus durch die Lungen Athem holt. Eine große Wohlthat des Schöpfers, für unſere künftige Sicherheit in Waſſersgefahren zu ſorgen! Allein, da die mehreſten Kinder von Kindheit an, gleich nach der Geburt, nicht mehr zum Untertauchen oder zum Schwimmen gewöhnt werden; ſo verwächſt dieſe Oeffnung, und wird ihnen nichts mehr nütze. Menſchen hingegen, deren Kinder vom Anfange an wieder unter Waſſer gehalten werden, als Halloren und Taucher, behalten dieſe Oeffnung, als eine Wohlthat wider das Erſaufen. Es ſetzt ſich ein Wulſt herum, der ſie verſchließt, und ſich öffnet, ſo oft ſie in der Lage ſind, eine Zeitlang unter Waſſer zu bleiben.

Das iſt der Fall bey unſerem Fiſchotter. Sie hat vier dergleichen kleine Oeffnungen, die aber ſo wohl geſchloſſen ſind, daß man ſie nicht eher zu Geſicht bekommt, als bis man aus der rechten Herzkammer die linke aufbläſt, da ſich die erſte kleine zeigt. Zwo andere liegen am Ende der obern Hohlader, und die vierte am Oberrande des rechten Herzohrs, dicht am Ende der untern Hohlader. Es iſt dieß der Anfang einer Höhlung, die wohl einen Viertelzoll weit iſt, worinn ſich alle Kronadern der rechten Herzkammer ausleeren. Denn wenn dieſe Höhlung aufgeblaſen wird; ſo dringt die Luft in das linke Ohr. Welche Weisheit in dieſem Bau! Dadurch erklärt ſichs, warum der Fiſchotter ſo lange unter Waſſer bleiben kann, da der Meerotter

kaum zwo Minuten darunter aushält, weil ihm dieſe Oeffnung fehlet *).

Deſſen ungeachtet behaupten einige: unſer Flußotter könne ſich nicht lange unter dem Waſſer halten. Trüge ſichs zu, daß er bey Verfolgung eines Fiſches in eine Fiſchreuſe mit dem Kopfe gerathe, und ſtecken bleibe; ſo ſey es gleich um ſein Leben geſchehen, weil er nicht einmal ſo lange lebe, daß er Zeit habe, die Reuſe zu zerbeißen, und ſich loszumachen. Allein dieß iſt nicht dem Mangel der Luft zuzuſchreiben; ſondern der Otter hat ſich in der Reuſe, wenn der Kopf durchgeſchlüpft iſt, mit dem Halſe ſo feſt geklemmt, daß er erſticken mußte.

Der Aufenthalt

dieſer Thiere iſt mehr im Waſſer, als auf dem Lande. Unter der Erde an den Ufern der Flüſſe, beſonders an Forellenbächen, ſchlagen ſie gern, unter den ausgeſchwemmten Wurzeln der alten Weiden, Pappeln und Erlen, wo das Ufer recht abſchüſſig iſt, ihre Wohnung auf, ſo daß ſie ſolche nur erweitern, und trocken anlegen. Die Wurzeln werden abgebiſſen, und, wo es nöthig iſt, graben ſie ſich oberwärts nach der Fläche der Erde zu, damit ſie über den Strom kommen, und trocken liegen. Viel ähnliches mit dem Biber in ſeiner

Art

*) In den Abhandlungen zur Naturgeſchichte des Peraults, Charres und Dodarts I B. S. 180 heißt es: „Wir ſuchten in den Gefäßen des Herzens ſorgfältig dasjenige eyrunde Loch, wovon wir einige Spuren bey dem Biber geſehen haben, und welches ſich bey den Thieren findet, ſo lange ſie in Mutterleibe bleiben; allein wir trafen nicht die geringſte Anſcheinung davon an.“
Ohne Aufblaſen der Herzkammern iſt es auch nicht möglich, dieſe Oeffnungen zu ſehen.

Art zu bauen, nur daß ſie ſich nicht ſo künſtliche und bequeme Wohnungen anzulegen verſtehen.

Ein ſolcher Bau iſt immer vier bis fünf Fuß tief. An Teichen, wenn ſie nicht recht groß ſind, wohnen ſie nicht, aus Furcht entdeckt zu werden, und in kleinen Gewäſſern halten ſie ſich nicht lange auf, weil ſie ſich nicht verbergen können. Wo es leere Fuchs- oder Dachshöhlen giebt; ſo wählen ſie ſolche, ſollten ſie auch 600 Schritt weit vom Waſſer ſeyn. Man kann den Ort ihres Aufenthalts wegen der vielen übrig gebliebenen Fiſchköpfe und Gräten, ſchon von ferne riechen.

Die Nahrung

dieſer Thiere ſind lediglich und allein Fiſche, und andere im Waſſer lebende Geſchöpfe, als Krebſe, Fröſche und Waſſermäuſe. In Nordamerika fallen ſie auch die Biber an, und freſſen ſie; doch ſind ihnen dieſe mehrentheils überlegen, und ſie müſſen oft ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Man ſagt zwar: ſie fräßen im Nothfall Baumrinde und Gras; allein dieß iſt wider die Natur dieſes Thiers, und ein ſolcher Nothfall kann nicht leicht entſtehen, da es ihnen an Fiſchen fehlen ſollte. Es kann aber auch ſeyn, daß ſie ſolches, nicht als Nahrung; ſondern, wie andere Raubthiere, zur Reinigung des Magens freſſen. Gewiß iſt es, daß ſie im Frühjahre junges Gras freſſen, auch wohl die am Rande ſtehenden Bäume abſchälen, wie ich ſelbſt in einem ſchmalen, am Waſſer liegenden Strich Landes erfahren habe, und wovon man anfänglich glaubte, daß es ein Biber ſey.

Wenn ſie fiſchen, ſchwimmen ſie allezeit dem Strom oder Wind entgegen, und bleiben ſo lange unter Waſſer,

als ſie es aushalten können. Daß ſie viele Krebſe freſſen, ſieht man an ihrer Loſung, die immer Krebsſchaalen enthält. Dieſe werden ſie nie im Waſſer fahren laſſen, damit ſie die Fiſche nicht wittern, und ſich verbergen. Sie können ſich eine geraume Zeit auch auf der Oberfläche des Waſſers halten, und auf die Fiſche in der Tiefe lauern. So bald ſie einen erblicken, ſchieſſen ſie wie ein Pfeil zu, und fangen ihn weg. Die kleinen Fiſche verzehren ſie im Waſſer mit herausgeſtrecktem Kopfe ganz; die großen aber *) faſſen ſie mit ihrem ſcharfen Gebiß bey der Bruſt, tragen ſie ans Land, und freſſen nur das Fleiſch; laſſen aber Kopf und Gräten liegen. Den Winter über gehen ſie durch die ins Eis gehauene Waken unter das Waſſer zum Fiſchen, und wiſſen dieſes Eisloch ſehr gut wieder zu finden. An ſichern Orten gehen ſie bey Tag und Nacht auf den Fiſchfang aus; an andern aber vorzüglich des Nachts bey Mondenſchein.

Es iſt ein wildes, ſcheues, grauſames und ſehr gefräßiges Thier, das ſeiner Natur nach in einem Teiche und Fiſchhalter eben ſo grauſam verfährt, als der Marder und Iltis auf einem Hühnerhauſe. Denn es begnügt ſich nicht damit, einen oder den andern Fiſch zu holen; ſondern es würgt ſo lange, als ſich noch einer ſehen läßt. Einen Teich kann es in kurzer Zeit ganz ausleeren, und, was das ärgſte iſt; ſo kann es in einer Nacht auf ſechs Meilen ſchwimmen und laufen.

In dem Fiſchhalter eines Amts fand man einmal des Morgens einen abſcheulichen Greuel der Verwüſtung, indem faſt alle Fiſche gewürgt waren. In der ganzen

*) Selbſt Kabeljaue. S. Leems Nachrichten von den Lappen S. 112.

Gegend herum konnte ſich kein Otter halten. Endlich erfuhr man, daß ſechs Mellen davon Ottern geſchoſſen waren. In einer Nacht hatten ſie alſo dieſe Reiſe gethan, den Fiſchhalter geplündert, und des Morgens früh waren ſie doch wieder an Ort und Stelle geweſen.

Naturell und Lebensart

haben ihre beſondern Eigenheiten.

Dieſes Thier iſt vorzüglich menſchenſcheu, und kann an die 1000 Schritt, und weiter, mit ſeinem ſcharfen Geſicht und Geruch einen Menſchen oder Hund wittern, da es denn ſogleich in ſeine Höhle ſchlüpft, oder unter Waſſer geht. Zugleich aber iſt es boshaft, liſtig, und vertheidigt ſich auch mit einer verzweiflungsvollen Wuth.

Wird es von Hunden verfolgt, und es kommt ihm einer zu nahe; ſo kehrt es ſich in der größten Geſchwindigkeit um, und beißt mit ſolcher Gewalt auf ihn los, daß es ihm die Knochen zermalmt. Es verbeißt ſich oft dergeſtalt, daß man es ſogleich tödten muß, wenn es loslaſſen ſoll. Die nordamerikaniſchen Ottern ſind ſo bösartig, daß ſie, wenn ſie verfolgt werden, Menſchen und Hunde anfallen. Was Ariſtoteles von ihrer Art zu beißen geſagt hat, will ich unten berichtigen. Indeſſen ſollen es die Seeottern an den kamtſchadaliſchen Küſten, wenn ſie in den Netzen gefangen ſind, faſt eben ſo wie die Marder, wenn ſie mit einem Fuße in das Eiſen gerathen ſind, machen, und ſich die Vorderfüße abbeißen *).

1. Seine

*) Wenn anders Stellern in ſeiner Reiſe durch Kamtſchatka zu trauen iſt.

1. Seine Elektrizität iſt ganz außerordentlich, und ein Otterfell übertrifft weit die Wirkung des Balges einer wilden Katze. Die Jäger pflegen daran auch des Nachts das Thier zu entdecken. Wenn es durch das Waſſer ſchwimmt; ſo iſt es nicht anders, als ob ein feuriger Streif dahin fahre *).

2. Der Otter geht im Strome keinen großen Stein vorbey, ohne etwas von ſeiner Loſung darauf zu ſetzen, wodurch er ſein eigener Verräther wird, weil die Fiſcher daran das gewiſſe Merkmal haben, daß er in der Gegend ſeinen Bau hat.

3. Wenn die Fiſche vor ihm unter die Ufer und Baumwurzeln flüchten; ſo weiß er ſie dadurch wieder hervorzutreiben, daß er mit ſeinem dicken Schwanze ins Waſſer ſchlägt, daß ſie erſchrecken, vorkommen, und ihm in den Rachen fallen.

4. Im Frühjahre ſoll er eine Vorempfindung von großem Waſſer und Ueberſchwemmung haben, und ſein Lager allezeit erhöhen, wenn der Strom anſchwellen will.

5. Jung aufgezogen, können ſie zum Fiſchfange abgerichtet werden. Jonſton hatte einen Otter ſo zahm gemacht, daß er ihm alle Mittage die Fiſche in die Küche brachte. Es muß doch angenehm ſeyn, einen ſolchen Bedienten zu haben, zu dem man vor Tiſche ſagen kann: gehe hinaus ins Waſſer, und hole Fiſche, wo kein Fiſcher hinkommen kann.

6. Bey dem Freſſen der großen Fiſche am Ufer ſoll der Otter das eigene haben, daß er es mit verſchloſſenen Augen thut. Dadurch kann ihm der Jäger

*) S. Richters Naturgeſchichte der Gegend um Reichenbach in Voigts Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte IV. 4 St. 157.

Jäger am leichteſten beykommen, und ſich ihm ſchuß-mäßig nähern. Oeffnet er aber die Augen einmal; ſo muß er ſtill ſtehen, und ſich nicht rühren, bis er ſie wieder ſchließt *).

Die ſogenannte Ranzzeit

fällt gewöhnlich in den Februar, da man des Nachts hören kann, wie ſie ſich einander, recht wie Menſchen, pfeifen. Das Weibchen trägt neun Wochen, und wirft im May zwey bis vier Junge in einem Bau unter den Wurzeln alter Bäume am Ufer.

In dem hieſigen benachbarten Ditfurther Holze iſt eine Gegend, wo das Ufer der Bode ſehr abſchüſſig iſt, und ſich das Waſſer in tiefen Keſſeln kieſelt. Da pflegen ſich gemeiniglich alle Jahr ein Paar Ottern einzuquartiren, weil es ein ſicherer Ort iſt, und eben daher hab' ich auch einigemal Junge erhalten.

Die Jungen ſind neun Tage blind, und werden unter acht Wochen nicht von der Alten zum Fiſchfange angeführt. In zwey Jahren ſind ſie völlig ausgewachſen, und können ihr Geſchlecht vermehren. In der Jugend iſt das Haar beynahe ganz ſchwarz, es wird aber von Jahren zu Jahren heller und gelblicher. Sie ſind ſchwer aufzubringen; indeß können ſie doch zum Fiſchfangen abgerichtet werden.

Gemeiniglich giebt man ihnen Milch und Brot, hinterher aber Fiſche. Sie gewöhnen ſich zuletzt an alles, und wenn man ihnen die Fiſche entzieht; ſo mögen ſie ſolche endlich gar nicht mehr freſſen. In Schweden iſt es nichts ungewöhnliches, ſich der Fiſchottern beym Fiſchfange zu bedienen, und ſich die Fiſche von ihnen

*) S. Leems Nachrichten von den Lappen S. 112.

ihnen ins Netz treiben zu laſſen *). Inſonderheit müſſen ſie in einen Braubottig mit Waſſer und Fiſchen geſetzt werden, da ſie denn ihre, von der Natur ihnen eingepflanzte Gabe, Fiſche zu fangen, ausbilden, und in Uebung bringen.

Ihre Jagd

muß ganz beſonders angeſtellt werden, da ſie in einer Nacht ſechs Meilen zu Fuß machen können. Erſt muß der Jäger ausſpüren, wo ſie ihr Lager haben. Die **Loſung**, die gerade wie Fiſchthran riecht, ingleichen die Ueberbleibſel ihres Fraßes, wie auch im Winter ihre **Fährte**, da der Fuß, wie ein Gänſefuß geſtaltet iſt, werden ihre Verräther. Sie werden auch öfters geſchoſſen, wenn ſie auf den Stämmen, die über dem Waſſer ſtehen, oder auf Steinen und Sandbänken liegen, und ſich ſonnen; der Jäger aber muß dem Winde entgegen kommen. An den Eislöchern im Winter werden ſie auch belauert.

Die **Kamtſchadalen** jagen ſie zur Zeit des tiefen Schnees, wenn ſie ſich zu weit vom Ufer entfernen, mit Hunden.

In

*) In dieſer Abſicht vergleichen ſie die artige Abhandlung des Hrn. Joh. Low im 14ten B. der ſchwediſchen Abhandl. S. 147: über die Art, die Fiſchottern lebendig zu fangen, und ſie abzurichten, daß ſie Fiſche bringen.

Ein polniſcher Edelmann hatte einen zahmen Fiſchotter, der wie ein Hund ſeine Geräthſchaften, Haus, Wagen und Pferde bewachte, auf ein gegebenes Zeichen ſich ins Waſſer begab, Fiſche ſeinem Herrn zubrachte, auch mit dem Hunde auf die Jagd zog, und die über dem Waſſer geſchoſſenen wilden Enten herbeyholte.

In Tellereiſen werden ſie auch gefangen. Dieſe aber müſſen vor ihrem Bau entweder unter das Waſſer, oder Schnee und Sand geſtellt, mit einer Kette an einen Baum geſchloſſen, oder mit einem ſechzigpfündigen Gewicht beſchweret werden, damit ſie ſich gleich, wenn ſie ſich gefangen haben, ins Waſſer ſtürzen, und erſaufen; aber nicht Zeit haben, ſich loszumachen. Die Witterung iſt gemeiniglich wilde Katzenmünze, Baldrianswurzel, Bibergeil, u. ſ. w. Man hat auch dazu beſondere Netze, ſie zu fangen. Das dazu geſtrickte, ſackförmige Garn wird vor den Bau geſtellt, wenn man weiß, daß der Otter darinn iſt. Dieß hält eine Perſon am Lande mit einer ſtarken Leine. Nun wird der dazu abgerichtete Otternhund hineingeſchickt. Dieſer jagt ihn heraus. Er fährt ins Netz, wird herausgezogen und erſchoſſen. Auch gräbt man ſie aus, und fängt ſie mit Zangen, wenn man ihren Ausgang ins Waſſer vorher wohl verſtopft hat.

Feinde

dieſes Thiers kenne ich nicht, außer ſeine gewöhnlichen Verfolger: Menſchen und Hunde.

Das Vaterland

des Fiſchotters ſind alle Welttheile, und beſonders häufig ſind ſie in Nordamerika, in Canada, Penſylvanien, bis zur Hudſonsbay. In Europa fängt er mit Lappland an, und in Norwegen und Schweden gebraucht man ihn als Hausthier, wie ich ſchon oben bemerkt habe. In Aſien findet er ſich z. B. in allen Strömen von Siam. In Deutſchland, dächt' ich, wäre er bekannt genug; geht er doch bis nach Italien und Griechenland herunter.

Der Schaden,

dieſes Thiers erſtreckt ſich bloß auf die Fiſche und Krebſe, und die Satzteiche und Forellenbäche erfahren es, was er für Verwüſtungen anzurichten im Stande iſt. Da ſich aber die Fiſche ſo erſtaunlich vermehren; ſo iſt der Schaden für die Menſchen eben ſo ſehr groß nicht, weil ſie doch immer auch einige Waſſerratzen und andere ſchädliche Waſſerthiere mit verzehren.

Der Nutzen

des Thiers ſollte alſo mit dem Schaden in ziemlichem Gleichgewichte ſtehen.

Das Fleiſch iſt zähe, thranicht, und ohne beſondere Zubereitung nicht zu genießen, wird auch, meines Wiſſens, in keinem Lande eigentlich gegeſſen.

Nur die katholiſche Kirche hat ihre eigene Naturgeſchichte, und hält das Fleiſch dieſes Thiers, da es ſich von Fiſchen nährt, nicht für Fleiſch, ſondern mit den Fiſchen für einerley, und diſpenſirt daher nach ihrer Naturgeſchichte, daß es in der Faſten in Paſteten, und klein gehackt dürfe gegeſſen werden. Die Katholiken bezahlen das Pfund mit drey bis vier Groſchen, und mancher Otter wiegt auf 40 Pfund.

Das Nützlichſte an dem ganzen Thiere iſt der Balg, weil er Winter und Sommer ſeine Güte behält. Zwar hären ſie ſich im Herbſte auf eine unmerkliche Art; im Ganzen aber thut ſolches dem Fell keinen Abbruch, welches wegen ſeines lange daurenden Glanzes, den keine Witterung tilgt, ein ſehr koſtbares Rauchwerk bleibt. In Livland hat man Bälge von anderthalb Ellen, den Schwanz ungerechnet, dergleichen in Riga vier Thaler koſtet.

Aus Virginien und Canada kommen unſtreitig die beſten, und heißen wegen ihres vorzüglichen Glanzes Spiegelottern. Es werden daraus Müffe, Strümpfe, Schuhe, Mützen- und andere Gebräme verfertiget. Die Haare geben Hüte, die den Caſtorhüten den Vorzug ſtreitig machen ſollen, und aus den ſteifſten Haaren werden Mahlpinſel gemacht.

Im Thüringiſchen wird ein gewöhnlicher Balg mit 12, und ein recht großer mit 16 Thalern bezahlt. Ob es wahr ſey, daß die Bälge der Fiſchottern, die ſich an kleinen Flüſſen aufhalten, einen großen Vorzug vor denen an großen Flüſſen und Seen haben, kann ich nicht entſcheiden: es müßte denn das Fell bey den letztern durch das ſchlammige und moraſtige Waſſer verderbt werden. In Preußen koſtet der Balg nur vier bis fünf Thaler.

Zu den phyſikaliſchen Irrthümern und Vorurtheilen

gehört

1. dasjenige, was man von dem faſt unnatürlichen Gebiß des Thiers gefabelt hat: „es beiße auch den Menſchen, und laſſe nicht eher ab, als bis es gehört habe, daß der Knochen gebrochen ſey.“ Dieß ſind die eigenen Worte des Ariſtoteles; allein es iſt ein Mißverſtändniß. Was dieſer von dem Otter ſagt, das hat Plinius *) von dem Biber verſichert, und das kommt mir auch wahrſcheinlicher vor, weil der Otter dazu ſchwerlich Stärke genug haben möchte.

2. Die

*) Naturgeſchichte von Groſze 2 B. 8tes Buch S. 296. §. 47.

2. Die medizinischen Kräfte des Fells, des Bluts, Fetts, der Lunge, Leber, und anderer geheimen Theile, sind jetzt aus der Mode gekommen.

Die beſten Schriften

sind Büffon nach Martini IV. S. 137. Tab. 60. Erxleben Mammal. p. 448. n. 2. Bechſteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutſchlands I. 320 (Fährte Tab. 14. F. 8.)

Die beſten Abbildungen aber finden ſie in Perrault, Charras und Dodarts Abhandlungen zur Naturgeſchichte I. p. 173. Tab. 22. Pennants brittiſcher Zoologie von Murr Tab. III. und Schrebers Säugthieren III. p. 457. Tab. 126. A. B.

2. Es giebt aber noch eine kleinere Race des Fiſchotters *), die mit der erſten nicht zu verwechſeln, oder als ein Junges derſelben anzuſehen iſt. Denn er iſt durch ſichere Merkmale von dem erſten unterſchieden, theils durch ſein weißes Maul; theils durch ſeinen Aufenthalt in bloß ſumpfigen Oertern; theils weil er faſt dreymal ſo klein iſt, als der erſte.

Allenthalben, wo er zu finden iſt, unterſcheiden ihn auch die Einwohner durch beſondere Namen. Bald heißt er: kleiner Fiſchotter, Sumpfotter, kleiner Sumpfotter; bald der Nörz; Krebsotter; Sumpfottermarder; auch der Steinhund.

Die ganze Länge des Thiers beträgt noch nicht zween Fuß, und der Schwanz iſt nur halb ſo lang, rund, wie bey einer Schlange, und völlig kahl. Gegen das Ende etwas platt. Im Bau iſt der Körper dem vori-

*) Muſtela *Lutreola* Linn. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 94. Sp. 3.

gen ziemlich ähnlich, und die Zehen der Füße ſind mit einer Schwimmhaut verwachſen. Das Fell, wenigſtens in Nordamerika, iſt ſchwärzer, als der andern Art, oder vielleicht an jedem andern Thiere. Daher in Amerika das Sprüchwort: ſo ſchwarz wie ein Sumpfotter.

Der Aufenthalt

dieſes kleinen Fiſchotters iſt beſonders an kleinern, still fließenden Flüſſen, vorzüglich aber in ſumpfigen und moraſtigen Gegenden; mehr in hohlen Bäumen, als in ſelbſt gegrabenen Höhlen unter den Ufern. Waldige Gegenden, wo das Waſſer im Winter nicht ganz zufriert, liebt er ſehr.

Seine Nahrung

beſteht in kleinen Fiſchen; er frißt aber ungleich mehrere andere Geſchöpfe; als Frösche, die ſchädlichen Waſſer- oder Schwimmkäfer *); Schildkröteneyer; vorzüglich aber Krebſe. Auch ſoll er den Waſſerratzen ſehr nachſtellen. Auf den Teichen und Seen verfolgt er Gänſe, Enten, und anderes Waſſergeflügel. Ja! er ſoll ſich ſogar des Nachts in die Hühnerhäuſer ſchleichen, die Hühner todt beißen, und ihnen das Blut ausſaugen. Ich vermuthe aber, da wir über dieſe Sage keine gültigen Zeugen haben, daß er mit dem Iltis verwechſelt ſey.

Die Lebensart

des kleinen Fiſchotters iſt übrigens wie bey dem großen. Nur ſoll er, wenn er gereizt wird, den unerträglichſten Geſtank von ſich geben. Er pflanzt ſich auf die nämliche

*) *Dytiſcus* Linn.

liche Art, als der vorige, fort, nur ſind die nähern Umſtände davon noch unbekannt.

Das Vaterland

deſſelben iſt ebenfalls in beyden Welten. In Nordamerika iſt der ſogenannte Minx nichts anders, als der kleine europäiſche Fiſchotter. Vermuthlich haben ihm die ſchwediſchen Koloniſten dieſen Namen gegeben, da er in Schweden Maenk heißt. In Europa wohnt er in den Sümpfen von Schweden, Finnland, Polen, dem angränzenden Rußlande; in Deutſchland aber iſt er ſehr ſelten; doch wird er bey Göttingen an der Leine angetroffen, wo er der Steinhund heißt. In Aſien fand ihn Pallas bey den Baſchkiren um Ufa.

Da dieſes Thier, außer den Fiſchen und Krebſen, auch auf das Waſſergeflügel Jagd macht, und in Amerika die Schildkröteneyer aus dem Sande gräbt; ſo iſt

ſein Schaden

beträchtlicher, als von der großen Art. In Anſehung

des Nutzens

aber kommt er jenem nicht bey; ſein Balg iſt geringer, und wird zu Mützengebrämen, Aufſchlägen und Weſtenüberzügen verbraucht. Vorzüglich kommen die Felle aus Polen und Virginien, und das Zimmer koſtet 40 bis 50 Thaler.

In Amerika ſtiftet er auch dadurch keinen geringen Nutzen, daß er zwiſchen den vor Anker liegenden Schiffen, und unter den Brücken der Städte auflaurt, und ſich als einen großen Feind der Ratzen beweiſet *).

 Schrif-

*) S. Pennants arktiſche Zoologie I. 91.

Schriften

über dieſe kleinere Art giebt es nicht viel. Doch empfehle ich ihnen Erxleben Mammal. p. 451. Sp. 3. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 330. Tab. 7. der Nörz. Schrebers Säugthiere III. p. 462. Tab. 127. Carvers Reiſen durch Nordamerika S. 381. Bey *Pallas* Spicil. zool. XIV. p. 46. Tab. III. F. 1. heißt er noch *Viverra* Lutreola. In Lepechins Tagebuch ſeiner Reiſen durch das ruſſiſche Reich, finden ſie I. S. 176. Tab. 12. eine genaue Beſchreibung und Ausmeſſung aller Theile des kleinen Fiſchotters. Von dem Schwanz heißt es: er ſey lang und rauchhaarig, da er nach Carver bey dem amerikaniſchen glatt, wie bey einer Schlange, ſeyn ſoll. Im *Agricola* de animal. ſubterraneis p. 39 heißt er *Noërza*; ruſſiſch Norka.

Die Kürſchner zu Abo nennen dieſes Thierchen Mänk, und die Finnen Tuhcuri. Eine Beſchreibung und Abbildung davon findet ſich noch im 21ten Bande der ſchwediſchen Abhandlungen S. 292. Tab. XI. (von Joh. Leche).

Von beyden Arten Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 89. 90.

Der

Der dritten Ordnung der Raubthiere Fünfte Gattung: Der Bär.

1te Art: Der Landbär *).

In der dritten Ordnung gehört noch für uns die Gattung der Bären, davon noch einige Arten in Europa befindlich ſind. Es gehet kein Jahr vorbey, da nicht ein Paar von den müßigen Polaken hier durch gebracht werden, um ihre brotloſe Künſte zu machen.

Laſſen ſie uns zuerſt nach den allgemeinen Kennzeichen dieſer Gattung fragen.

Die Stellung der Zähne iſt ſo beſchaffen, daß zwar in beyden Kinnladen 6 Vorderzähne ſtehen, davon die beyden äußerſten größer ſind, als die mittlern; ſie laſſen aber in der Oberkinnlade zwiſchen ſich und den Seitenzähnen einen ziemlich leeren Raum.

Die Eckzähne kegelförmig und einzeln. Die Backenzähne ſtumpf gezackt, und auch einzeln.

Die Augen haben eine beſondere Nickhaut, faſt wie bey einigen Affen.

An den Füßen fünf Zehen; der Daumenzehen aber nicht abgeſondert.

Dieſe Thiere gehen auf der ganzen Ferſe, nähren ſich aus beyden Naturreichen, und pflegen ihren Raub zu zerdrücken.

Man unterſcheidet bey dieſer erſten Art des gemeinen Landbärs noch einige beſondere Racen:

*) *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn*. ed. 13. I. p. 100. Gen. 16. *Urſus* Sp. 1. *Arctos*. 4. Subſpec. a. niger, b. fuſcus, c. albus. d. variegatus.

Den großen ſchwarzen und den kleinen röthlich braunen Bär.

Der erſte heißt in Norwegen der Grasbär, weil er Gras, Kräuter und Baumblätter frißt, und ſich gegen den Winter mit Eicheln und Nüſſen mäſtet.

Der zweete wird insgemein aus Polen gebracht, und führt den Namen Pferde- und Honigbär, weil er den Pferden und wilden Bienen ſehr nachgeht. So lange er noch die jugendlichen weißen Ringe behält, heißt er der Ringelbär, auch Zeidelbär, weil er ſich ſo gut auf das Zeideln, oder Ausleeren der Bienenſtöcke verſteht. Der ſchwarze und braune Bär ſind bloß Varietäten.

Außerdem nennt man die allerkleinſte Race den Silberbär, weil die Haarſpitzen einen Silberglanz haben, und in Rußland ſoll es noch bunte und weiße Bären geben, die aber wohl eine große Seltenheit ſeyn mögen.

Daß ſie den weißen grönländiſchen Seebär oder Eisbär *) von allen dieſen Racen unterſcheiden, und als eine eigene Art betrachten, darf ich ihnen kaum erinnern.

Wir bleiben bey dem gemeinen großen braunen Landbäre ſtehen, der noch zuweilen zu uns gebracht wird, und der, wenn er ſich aufrichtet, öfters über 6 Fuß mißt. In Nordamerika wurde im Jahr 86 oder 87 in Südcarolina ein Bär von 7 Fuß, 4 Zoll Länge erlegt, der ein Gewicht von 500 Pfund hatte **). Allein der Bär in dem Bärenzimmer zu Brandenburg, den der Churfürſt Johann Sigismund 1601 im Din-

*) S. Pennants arktiſche Zoologie I. 55.

**) S. Schöpfs Reiſe nach Nordamerika II. 254.

Dingerwalde geſchoſſen hatte, wog 1024 Pfund, und zu Inſterburg in Preußen iſt noch vor 15 Jahren ein Bär von 5 Ellen Länge getödtet worden *).

Der Kopf hat in ſeiner Bildung und in der ſchrägen Lage der kleinen Augen etwas ähnliches mit einem Wolfskopfe; nur iſt er plumper und dicker, und die Schnauze abgeſtumpft. Die Ohren klein und zugerundet. Die Unterkinnlade kürzer, als die obere, und die Unterlippe mit 18 ſtarken Franzen beſetzt. Der Schwanz kurz. Die Vorderbeine etwas einwärts gebogen, und kürzer als die hintern. Der Daumen ſteht dicht an den übrigen Zehen, welche alle fünfe ſtarke ſchwarzhornichte, aber unbewegliche Klauen haben, davon ich eine beſitze, die von der Spitze bis an die Wurzel faſt einen Zoll im geraden Durchmeſſer hat.

Sie iſt nicht ſo ſtark gekrümmt, auch nicht ſo ſpitzig ſcharf, als die weißhornichte Löwenkralle, und man ſieht es ihr offenbar an, daß ſie nicht eigentlich zum Zerreißen, wie dieſe gemacht iſt.

Bey der Zergliederung hat man gefunden, daß ſein Cranium kleiner ſey, als des Löwen. Vielleicht liegt darinn die Urſache, daß er am Kopfe nicht viel ertragen kann. Dieß iſt ſein ſchwächſter Theil. Bekommt er mit einem ſtarken Knüttel einen Schlag darauf; ſo fällt er gleich, und, beym Herunterfallen von den Bäumen verwahrt er nichts ſo ſorgfältig als den Kopf. Das Gerippe des Bären hat viel ähnliches mit dem menſchlichen, den Kopf und das Bruſtbein ausgenommen. Daher kann er ſo leicht aufrecht ſtehen, und andere Kunſtſtücke machen.

So

*) Bocks N. Geſch. von Preußen IV. 52.

So plump dieſes Thier zu ſeyn ſcheint; ſo iſt doch Geſicht, Gehör und Gefühl bey demſelben ſehr vollkommen; inſonderheit der Geruch, da die innere Naſenfläche ungemein ausgedehnt iſt. Man zählet an ſelbiger vier Reihen knöcherner Schichten, welche durch drey ſenkrechte Blättchen von einander geſchieden ſind, und wodurch die Flächen bis zum Erſtaunen vervielfältiget werden, um deſto mehr Eindrücke riechbarer Sachen anzunehmen. In der Freyheit iſt der Bär gewiß nicht ſo träge, als er ausgehungert an der Kette ſcheint. Er kann ſich ſehr geſchickt drehen und wenden, und ſo ſchnell traben, daß ihm kaum ein Pferd beykommt. Aufgerichtet läuft er auf Ebenen und Bergen, auf den Hinterfüßen ebenfalls ſehr geſchwind. Im Klettern iſt er ſo leicht, wie eine Katze. Nur das Herunterkommen von den Bäumen wird ihm ſchwer, welches allezeit, wenn er nicht verfolgt wird, rückwärts und langſam geſchiehet. Hat er aber wenig Zeit; ſo macht er auch wenig Komplimente; nimmt den Kopf zwiſchen die Beine, und ſegelt wie eine Kugel herunter. Schwimmen kann er ſehr gut, es muß nur nicht lange dauern. Das viele Fett, womit er durchwachſen iſt, ſoll ihm dieß Geſchäfte ſehr erleichtern. Seine vorzüglichſte Stärke hat er in den Vordertatzen, und in den Bruſtmuskeln, womit er ſeinen Feind in der gelaſſenſten Umarmung erdrückt, und mit den Tatzen oft ſolche Ohrfeigen austheilt, daß er ihm die ganze Haut vom Kopfe zieht.

Wenn er zornig iſt; ſo brummt er erſchrecklich. Das iſt auch ſeine ganze Stimme, welches Brummen ſich zuletzt in ein hohles, einwärts gehendes Murmeln verliert, wobey er ſtark mit den Zähnen knirſcht.

Noch

Noch ein Paar Merkwürdigkeiten ſeiner innern Theile müſſen wir nicht vergeſſen. Der Magen iſt ziemlich klein, und in zwo Kammern vertheilt, inwendig mit einigen Erhöhungen, wie bey den wiederkäuenden Thieren. Die Därme machen, wie bey dem Vielfraß, einen einzigen Kanal aus, ſind aber 40 Schuhe lang, da die Därme eines Löwen nur 25 Schuh betragen.

Was die Lebensart des Bären betrifft; ſo iſt ſein gewöhnlicher Aufenthalt das erſte, wovon ich ihnen etwas ſage.

Der wilde Bär meidet alle Geſellſchaft, und führt für ſich ein ſehr einſames Leben. Er pflegt ſich am liebſten in dicken Wäldern, in nicht gar zu ſumpfigen, und ſtark berohrten Brüchen, in alten Steinhöhlen und Felſenklippen, den Sommer durch aufzuhalten. Im Herbſt, ehe er ſein Winterquartier bezieht, wird er außerordentlich fett. Ehe der Winter kommt, ſucht er ſich, etwan unter dem Stamme eines alten Baums, eine geräumige Höhle, die er mit Moos ausfuttert, und mit Baumzweigen und Reiſig wohl verwahrt. Dieſe hat er auch ſchon im Sommer vorräthig, ob er gleich nicht immer darinn wohnt.

Gegen den 1ten November, um Allerheiligen, iſt ſein Magazin gefüllt. Denn er trägt bey Zeiten Wintervorrath ein. Dieſer beſteht aus wildem Obſt, Honigſeim, Ochſenknochen, Eicheln, und was er ſonſt erbeuten kann. Er überwältiget den ſtärkſten Ochſen, und auf dem Platze, wo des Nachts ein Ochſe zerriſſen worden, findet man den andern Morgen nichts als Blut, und die beyden Hörner. Das übrige wird verzehrt, oder in die Höhle getragen.

Es iſt ein Mährchen, daß ſie den Winter mit Schlafen, wie die Murmelthiere hinbringen, und ſich **vom Lecken ihrer Tatzen nähren.** Wer hat das Letztere je geſehen? So bald der erſte Schnee fällt, bezieht er ſein Winterquartier, und ſtopft den Eingang dicht hinter ſich zu. Hier bringt er nun den Winter, nicht in Erſtarrung, ſondern nur in einer unthätigen Ruhe zu. Da er beym Eingange ſehr fett iſt; ſo kann er lange, wie man ſagt, von Rippen zehren. Das übrige erſetzt ſein geſammelter Vorräth *). Reicht der zu; ſo kommt er nicht eher wieder hervor, als bis der Schnee gänzlich geſchmolzen iſt: er müßte in ſeinem Winterlager geſtöret werden, da er denn gleich bey der Hand ſeyn, und ſich tapfer wehren ſoll.

Die Zeit iſt nicht aller Orten gleich, da er ſein Winterquartier bezieht. In **Finnland** geſchieht es ſchon in der Mitte des Oktobers, und in der Mitte des Aprils ſteht er wieder auf. In **Slavonien**, **Servien** und **Bosnien** geht er erſt um Allerheiligen zu Bette, und zu Anfange des März verläßt er es wieder. In der erſten Provinz bauet er ſein Winterlager entweder in Steinhaufen und Berghöhlen, oder auch im freyen **Felde**, aus Polytrichum commune, unter einige dichte Fichtenbüſche.

Sonderbar iſt es, daß ſich um **Matthias** aus, ihre **Fußſohlen** häuten. Wird um dieſe Zeit der Bär aufgejagt; ſo kann er kaum einige Schritte gehen, ohne blutrünſtig zu werden.

Ob er in Finnland, und in andern nordiſchen Gegenden, wie allgemein verſichert wird, den Winter durch, ganz

*) S. Taubens Beſchreibung des Königreichs Slavonien ꝛc. S. 16.

ganz und gar keine Nahrung zu ſich nimmt, und ſeine Höhle auch im ſpäten Herbſt ganz ledig gefunden wird, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten. Nur dieſes verſichert man aus der Erfahrung, daß er hier den ganzen Winter durch keine Exkremente von ſich gebe, und daß, wenn er in ſeinem Winterlager geſchoſſen wird, ein verhärteter Pfropf von Unrath in ſeinem Aſterdarm gefunden werde. Daher iſt ſein erſtes, wenn er im Frühjahr hervorgeht, Ameiſen, und die Wurzeln der Calle, (Calla paluſtris L.) um den Leib zu öffnen; hernach aber junges hervorſproſſendes Eſpenlaub zu genießen *).

Die Nahrung

des Bären beſteht aus allerley Dingen, die das Gewächs- und Thierreich liefert. In der Jugend nährt er ſich faſt bloß von Gewächſen; nach dem dritten Jahre aber von Fleiſch.

Im Thierreiche iſt ihm alles Fleiſch von zahmen Heerden und vom Wildpret willkommen; inſonderheit geht er den Pferden nach, und iſt im Stande, ein ganzes Pferd fortzuſchleppen. Zur Zeit der Noth beſucht er auch die Abdeckerkulen, und verſchmähet das Aas nicht. Was er nicht verzehrt, pflegt er wie der Fuchs zu vergraben.

Sein größter Leckerbiſſen iſt Honig, wie die alten Fabeldichter ſchon gewußt haben. Oft ſtört er Hummeln- und Horniſſenneſter in der Erde, oder in einem hohlen Baume aus, da ihm denn dieſe Inſekten, wenn ſie ſeinen Kopf und Lippen überfallen, genug zu ſchaffen machen,

*) Man vergleiche hierüber Krünitz ökonomiſche Enzyklopädie III. 419 und Taubens Beſchreibung des Königreichs Slavonien ꝛc. S. 16.

machen, daß er fürchterlich brummt, wenn er dieſe Gäſte nicht los werden kann.

Die Ameiſen läßt er ſich auf die Zunge kriechen, und, wenn ſie recht voll iſt, verſchluckt er ſie. Wenn dieß nur nicht eine Verwechſelung mit einem andern Thiere iſt, wie ich unten zeigen werde. Kann er in flachen Bächen zu den Fiſchen kommen; ſo kehrt er alle Steine um, und haſcht ſie weg. Am beſten ſchmecken ihm die Forellen.

Als die Bären noch im Thüringerwalde hauſeten; ſo war zuletzt in den forellenreichen Waldbächen faſt keine Forelle mehr zu finden; ſo fleißig hatten ſie die Bären in der Dämmerung und bey hellen Nächten beſucht. In Kamtſchatka iſt er nicht allein ein guter Fiſcher; ſondern er ſoll auch oft ſchlafende Menſchen zu überfallen ſuchen.

Ob es wahr ſey, daß er alles, was er genießen will, vorher öfters waſche, kann ich nicht ſagen; ich vermuthe aber, daß es wieder eine Verwechſelung mit dem kleinen amerikaniſchen Waſchbär, (Coati) iſt *). Wenigſtens weiß man in den Menagerien, in den Bärengraben und Behältniſſen der zur Thierhetze beſtimmten Bären nichts davon, daß die daſelbſt befindlichen Bären ihre Speiſe vorher waſchen ſollten.

Im Pflanzenreiche iſt er ebenfalls von feinem Geſchmack. Erdbeeren ſind ihm eine große Delikateſſe, und in Frankreich und in der Schweiz thut er an den Kaſtanien und Weinſtöcken keinen geringen Schaden. Doch nährt ſich der ſchwarze Bär in Norwegen von Kräutern und Fleiſch, und thut unter den Viehheerden großen Schaden. Sonſt frißt er auch Heidelbeeren, Preißel-

*) Vrſus *Lotor* Linn.

Preißelbeeren, Himbeeren, Ebereſchen, Eicheln, Buchnüſſe, wildes Obſt, reifes Getraide, Gras, Baumblätter *), u. ſ. w. Den Fiſchen ſollen dieſe bloß die Köpfe abbeißen.

Im Saufen hat der Bär das Beſondere, daß er das Waſſer, wie der Hund, ſtoßweiſe leckt.

Wenn er auf ſeinen Viehraub ausgeht; ſo ſteigt er erſt entweder auf eine Anhöhe, oder auf einen Baum, von da er das Land durchwittert, wo noch irgend Rinder, Schafe oder Pferde auf der Weide ſind. Sein Geruch und Gehör kommt ihm dabey mehr zu Statten, als ſein Geſicht, welches unter ſeinen Sinnen der ſchwächſte ſeyn ſoll. So bald er etwas ausgewittert hat; ſo tritt er in einen Hinterhalt, und lauert, bis ein Stück vorübergeht. Dann ſpringt er ihm hinten auf den Rücken, ſchlägt ſeine Krallen tief ein, und beißt es ſo ſtark in den Nacken, daß es bald fallen muß. Iſt es ihm zu raſch und zu ſtark; ſo jagt ers todt. Die Pferde ſetzen ſich oft zur Wehre, daß er unverrichteter Sache abziehen muß.

Der Bär iſt nicht zu allen Zeiten gleich muthig. Die Männchen ſind zu Ende des Sommers, wenn ſie anfangen fett zu werden, am furchtbarſten; am Ende des Herbſtes aber, wenn ſie bald in ihr Winterlager gehen wollen, und zu fett und träge geworden ſind, faſt ohne allen Muth.

Nur im äußerſten Nothfall, oder wenn er gereizt wird, ſoll er den Menſchen angreifen. Sonſt läßt er ihn gern gehen, wenn er weit genug von ihm iſt. Weit gefähr-

*) Seine liebſten Pflanzen ſind Sonchum alpinum; Angelica archangelica, und Campanula latifolia L.

gefährlicher iſt der Bär, wenn er in Städten oft vor den Thüren an der Kette gehalten wird. Kommt er los; ſo plündert er gemeiniglich die Bäckerläden und Fleiſchhauerbuden. Wird er dann geneckt und verfolgt; ſo ſind die erſten die beſten Perſonen, die ihm begegnen, geliefert. So weiß ich noch vor etwa 40 Jahren Beyſpiele, daß ein ſolcher Bär, der von einem Offizier gehalten wurde, loskam, und einige Frauensperſonen zu Tode drückte. Das poſſierlichſte war, daß er, da ſich Niemand an ihn trauete, vor einer Trommel, und einem Schiebekarren, der auf ihn zugeſchoben wurde, gerade nach Hauſe lief, und ſich anlegen ließ.

Die Fortpflanzung

dieſer Thiere iſt ſo beſchaffen, daß ſich Männchen und Weibchen nicht eher um einander bekümmern, als bis ſie der Naturtrieb zuſammenbringt. Ihre eigentliche Paarungszeit weiß man nicht ganz genau; wahrſcheinlich aber iſt es, daß ſich die **braunen** Bären um Johannis, die **ſchwarzen** hingegen um Bartholomäi, und den ganzen September durch begatten.

Die **Bärin** trägt ſechs, andere wollen neun Monate, und es iſt vielleicht ein Mißverſtändniß, wenn ihr **Ariſtoteles** nur 30 Tage giebt. Die Geburtszeit fällt gemeiniglich in den Dezember, und ſie wirft alsdann auf ihrem Winterlager in ihrer Höhle, die ſie allein für ſich, und nicht mit dem Männchen zugleich beſitzt, wenn ſie noch jung iſt, **eins**, und iſt ſie älter **zwey bis drey** Junge. Dieſe kommen, nicht als unförmliche Klumpen, ſondern völlig gebildet zur Welt; aber doch klein, wie mittelmäßige Ratzen, von 8 Zoll Länge, zur Welt, und haben eine grauſchwärzliche Farbe. Sie liegen

etwa

etwa ſechs bis neun Tage blind, und die Mutter ſäugt ſie die übrige Winterszeit hindurch in ihrer Höhle, welches etwa ſechs Monate daurt.

Daß die Jungen der Bärin ſo klein geworfen werden, hat eine beſondere Einrichtung ihrer Geburtstheile zur Urſache. Denn ſie können nicht größer ſeyn, weil ſich der Schluß in der Geburt, wie bey andern größern Thieren, nicht öffnet; ſondern bleibt, wie er iſt. Wären ſie alſo größer; ſo könnten ſie nicht zur Welt geboren werden.

Ich beſitze ſelbſt einen Bärenembryo aus Polen in Weingeiſt, der kaum einige Tage alt iſt, weil die Augenhäute noch völlig geſchloſſen ſind. Er hat aber die völlige Bildung des Bären, und ſogar ſchon die Klauen. Einen völlig ähnlichen hab' ich in dem Naturalienkabinette zu Barby, neben dem Embryo eines Löwen, in einem Glaſe geſehen.

Bey dem Säugegeſchäfte hat die Bärin auch noch dieſes Beſondere, daß ſie ihre Jungen nicht, wie andere Thiere, hinterwärts, ſondern vorwärts, nach dem Bruſtkern zu, mit zwo Brüſten, gleich einem Weibsbilde, ſäuget.

Die Jungen behält die Mutter einige Jahre lang bey ſich, wenn ſie nicht wieder trächtig wird, und lehret ſie alle Vortheile der Jagd, beſonders zur Zeit der Gefahr auf die Bäume zu flüchten. Die jungen Bäre haben bis ins zweyte Jahr die weißen Ringe, die ihnen um den Leib gehen, und ſich hernach verlieren. Alsdann wechſeln ſie auch die Zähne, und im vierten Jahre begatten ſie ſich ſchon. Jung müſſen ſie alſo eingefangen werden, wenn ſie allerley Künſte lernen ſollen. In Polen hat man dazu ſonſt ordentliche Bärenſchulen

angelegt. Ein alter Bår iſt durch nichts zu zåhmen. Er wåchſt bis ins zwanzigſte Jahr.

Hat man je unter allen bekannten Thieren von einem viele Fabeln verbreitet; ſo iſt es vom Bår geſchehen. Ich werde davon unten einige anführen. Jetzt aber will ich doch noch ein Paar beſondere Eigenheiten deſſelben anzeigen, die durch glaubwürdige Zeugen beſtåtiget ſind.

1. Die erſte: der Bår iſt ſein eigener Arzt: theils, wenn er ſich im Frühjahre die zu ſeiner Frühjahrscur dienlichen Inſekten und Kråuter ſucht, theils, wenn er vor der Zeit blind wird, wozu er ſehr geneigt iſt, und welches daher rührt, wenn er lange in tiefen Buchten und Höhlen liegt. Dann macht er ſich an die Bienenſtöcke, beunruhiget die Bienen, und låßt ſich Maul und Naſe dergeſtalt zerſtechen, daß es ſtark blutet, und kleine Geſchwüre nachbleiben, wodurch er das Geſicht wieder erhålt. Wer lehrte doch das plumpe Thier ein ordentliches Veſicatorium zu gebrauchen?

2. Wenn die Bårin Gefahr merkt, ſo vergißt ſie ſich ſelbſt, und ſucht nur ihre Junge zu retten. Sie warnt ſie nicht allein durch Pfeifen und Zuſammenſchlagen der Tatzen; ſondern treibt ſie auch ſogleich einen Baum hinan.

3. Das Zuſammenſchlagen der Tatzen ſoll einen widrigen ſchreckhaften Ton von ſich geben, den man weit hören kann. Dieſes Manövers ſoll ſich der Bår mit beſonderer Liſt bedienen, wenn er irgendwo ſchmauſſen will. Zuweilen begiebt ſich der Bår bey Tage in die Haferfelder. Sieht er in der Ferne die Schnitter; ſo ſchlågt er die Tatzen zuſammen, und pfeift, welches denn ſtark durch die Felder ſchallt. Die Leute kennen den Ton, erſchrecken, und laufen davon. Ehe ſie

ins Dorf kommen, und Lärm machen, hat er ſich ſatt gefreſſen, und eilt wieder ſeiner Höhle zu.

4. Hat der Bär ein Thier auf dem Felde getödtet; ſo verbirgt er es in der Erde, oder in einem Bruche, und macht ſich geſchwind davon. Er kommt aber gewiß wieder, es zu holen, und alsdann iſt es Zeit, ihm aufzupaſſen. Verbirgt ers aber nicht; ſo kommt er auch nicht wieder.

5. In der Stärke giebt er dem Löwen wenig nach. Denn er iſt im Stande, ein getödtetes ganzes Pferd, aufgerichtet in ſeinen Armen vor ſich her zu tragen.

6. Die Fährte zeichnet ſich beſonders aus. Denn ſie iſt den Fußſtapfen eines Menſchen, der mit bloßen Füßen geht, vollkommen ähnlich, außer daß vorn die Spuren der Krallen noch zu ſehen ſind.

7. Obgleich der Bär nicht leicht vor einem Menſchen fliehet; ſo wiſſen ihm doch die Leute, die ſeine Natur kennen, in den Gegenden, wo er ſich aufhält, leicht beyzukommen. Begegnet er dem Jäger; ſo läßt er ihn ſchußmäßig nahe kommen. Dann thut er einen hellen Pfiff. Gleich ſtellt er ſich auf die Hinterfüße, und gleichſam zum Schuſſe dar, oder recht aufs Ziel. Er muß ihn aber gut treffen, ſonſt geht er gerade auf ihn zu. Manchem norwegiſchem Bauer hat er ſchon die Haut vom Nacken an über den ganzen Kopf und Geſicht gezogen.

In Preußen ſchießt man ihn mit langen Büchſen und kleinen Kugeln. Hinter dieſen ſchlupft die Wunde zu, und er erſtickt in ſeinem eigenen Blute. Große Kugeln reißen, und machen ihn nur noch grimmiger. Oefters kann er 20 bis 30 Schüſſe aushalten. Er pflegt ſich die Wunden gleich mit Moos zu verſtopfen,

 und

und auf ſeinen Feind anzuſetzen, oder, wenn ihm die Gedärme aus dem Leibe hängen; ſo ſchiebt er ſie wieder hinein, verſtopft den Riß mit Graſe, und läuft davon.

Die Verbreitung

dieſes Thiers erſtreckt ſich über alle Welttheile *). Er nimmt ganz Europa ein, ſelbſt auch die wärmern Gegenden, als Savoyen und Griechenland, liebt aber beſonders die gebirgigten Länder, z. B. die Alpen. In Aſien findet er ſich in Sibirien, bey den Jakuten, welche ihn, wie die Nordamerikaner, als ein vorzügliches Wildpret verzehren; — ferner iſt er in der ganzen chineſiſchen Tartarey, China und Japan.

Ungeachtet ſeines dicken Pelzes erträgt er die heißeſten Theile von Aſien. Er wohnt in Siam, Java und Ceilon. In Afrika ſoll er zwar nicht ſeyn, wie Plinius verſichert; allein verſchiedene neuere Reiſende haben ihn in der Barbarey unter dem Namen Dabh, auch in Egypten gefunden, und Dapper verſichert: man treffe ihn in Kongo an. Allein Sparrmann, Adanſon, und andere ſchweigen.

Ein Hauptſitz des Bären iſt Nordamerika. Er iſt in Süd- und Nordamerika — in Mexiko, Peru, Canada, bis zur Hudſonsbay, in großer Menge. Hat man doch einmal in zwo Provinzen von Virginien, in einem Winter 500 Bären getödtet, worunter nur zwey Weibchen waren. Ein Beweis, wie geſchickt ſich dieſe bey ihrem Trächtigſeyn und Gebähren zu verbergen wiſſen.

Gegen

*) S. Zimmermanns geographiſche Geſchichte des Menſchen rc. I. 209.

Gegen den 70ten Grad nordlicher Breite in Amerika führt eine Gegend ihren Namen vom Aufenthalt der vielen Bären, und heißt der graue Bärenhügel. Der Erdboden iſt ganz durchwühlt, um den grauen Eichhörnern ihre Winterproviſion wegzunehmen *).

In Deutſchland ſind ſie beynahe gänzlich ausgerottet, und man findet ſie jetzt nur noch in Niederöſterreich, Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Crain, in Böhmen, in den großen Wäldern des Herzogthums Kruman, und höchſt ſelten in Schleſien, wohin ſie ſich aus Polen verlaufen. Der Fürſt von Schwarzenberg, dem die krumauiſchen Wälder gehören, hält noch jährlich eine Bärenjagd, und die Tatzen kommen auf die kayſerliche Tafel. In Preußen mögen ſonſt auch wohl mehrere geweſen ſeyn, als jetzt **).

Von der Bärenjagd

könnte ich ihnen noch manches erzählen. Denn ſie iſt faſt in jedem Lande verſchieden, und jede Nation, von den Canadenſer an ***), bis zu dem Kamtſchadalen, hat die Mittel gewählt, wodurch ſie dieſem Thiere am leichteſten beykommen kann.

In verſchiedenen Ländern wird er im Treibjagen erlegt, oder auf dem Anſtande geſchoſſen, in Gruben gefangen, oder mit Selbſtſchüſſen getödtet, die er durch einen an einem Honigtopfe befeſtigten Drath ſelbſt abzieht. Die ſicherſte Art iſt, ihn durch Brantewein, den

*) S. Pennants arktiſche Zoologie I. 65.

**) S. Bocks wirthſchaftliche Naturgeſchichte von Preuſſen IV. 49.

***) Von den beſondern Bärenjagden und Bärenfeſten der amerikaniſchen Wilden ſ. Pennants arktiſche Zoologie von Zimmermann I. 65.

den man in Baumſtämmen auf Honig gießt, zu betäuben, und mit einem Schlage auf den Kopf zu tödten.

In Sibirien fängt man ihn in ſtarken Schlingen, daran unten ein ſchwerer Kloß hängt. So bald ſie der Bär am Halſe hat, ſo hält ihn der Kloß zurück. Er ergrimmt darüber, und wirft ihn mit voller Gewalt den Berg herunter. Er aber muß folgen, und fällt ſich gemeiniglich todt.

Die Ruſſen pflegen ihr Honig vor dem Bär ſo zu verwahren, daß ſie einen ſchweren Kloß vor das Flugloch an einem Stricke hangen, unten aber um den Baum ſtarke zugeſpitzte Pfähle pflanzen. Der Kloß iſt dem Bär hinderlich, und er ſtößt ihn ergrimmt von ſich. Je ſtärker er ſtößt, deſto ſtärker prallt er zurück, trifft ihn endlich auf die Naſe, daß er auf die Pfähle fällt, und ſich ſpießt *).

Noch künſtlicher wiſſen ihn die Baſchkiren vor dem Loche des wilden Bienenſtocks zu fangen. Sie befeſtigen vor dem Zeidelbrete ein krumm zuſammengebogenes Querholz, an deſſen Ende ein Bret mit Stricken, wie eine Wage hängt. Wenn der Bär das Zeidelbret aufſchieben will; ſo muß er auf das Bret treten. Kaum hat er es berührt; ſo ſchnellt das Querholz los, und der Bär hängt da in freyer Luft, ohne ſich helfen zu können, da er dann mit Pfeilen erſchoſſen wird, oder ſich in den untergeſetzten Pfählen todt fällt **).

In

*) Das heroiſche Lied der alten Finnen, wenn ein Bär erlegt war, ſ. in Pennants arktiſcher Zoologie I. 69.

**) S. Krünitz das Weſentlichſte der Bienengeſchichte und Bienenzucht S. 35. Tab. 4, wo dieſe Bärenfalle in Kupfer abgebildet iſt.

In Kamtſchatka giebt es Menſchen *), die es allein mit dem grimmigſten Bären aufnehmen, und zwar ohne alle andere Waffen, als mit einem ſtarken Eiſen, das an beyden Seiten ſcharf zugeſpitzt iſt, und an einem ledernen Riemen hängt. Dieſen windet der Kamtſchadal um den rechten Arm bis zum Ellenbogen hinauf, nimmt das Eiſen in die linke, und ſein Meſſer in die rechte Hand. Nun geht er getroſt auf den Bär los, der, wie gewöhnlich, auf den Hinterfüßen ſteht, den Rachen aufſperrt, und ſich ihm entgegen ſtellt. Dieſer aber fährt ihm mit dem Eiſen in der Queer gerade in den brummenden Rachen. Der Bär verbeißt ſich, verliert alle ſeine Kraft, und er ſticht ihn todt.

In Illyrien macht ſich mancher junge raſche Bauer eine ordentliche Luſt mit dem Bärenfange. So gewiß iſt er ſeiner Sache. Er lauert im Walde dem Bär auf ſeinem Stege auf, und ſtellt ſich unter einen Baum, mit nichts anders, als einem ſcharfen Holzbeile bewaffnet. So bald der Bär angetrabt kommt, wirft er ihm einen ziemlichen Stein vor den Kopf, daß er anfängt zu brummen, und den Stein umzukehren. Mittlerweile iſt der Illyrier ſchon auf dem Baume. Der ergrimmte Bär verfolgt ihn. Er aber weiß ihm geſchickt auf einen Nebenaſt auszuweichen. So bald ihm der

*) S. Steller Kamtſchatka S. 114, wo mehrere Arten der Bärenjagd beſchrieben werden: beſonders die mit dem Klotze, der an der Schlinge befeſtiget iſt, womit ſich der Bär oben auf dem Berge gefangen hat. Er wirft wüthend den Klotz herunter, und er reißt ihn mit ſich. Er ſchleppt ihn wieder in die Höhe, wirft ihn wieder herunter, ſich mit, und das ſo lange, bis er den Hals gebrochen hat. Sehr unwahrſcheinlich! S. Leems Nachrichten von den Lappen S. 98.

Bär nahe genug iſt, ſo koſtet es ihm eine Tatze. In einem Hiebe iſt ſie weg. Nothwendig muß er ſich mit der andern halten. Ein Hieb, ſo iſt ſie auch weg, und nun ſtürzt er brüllend herunter, und wälzt ſich in ſeinem Blute, da ihm dann der Illyrier leicht den Reſt geben kann *).

Der Schaden,

den dieſes Thier thut, iſt in den Gegenden, zumal wenn ihm Zeit gelaſſen wird, ſich zu vermehren, ſehr beträchtlich. Es ruinirt ganze Viehheerden, Fiſchteiche und Weinberge, und der Menſch ſelbſt iſt in keinem Fall vor ihm ſeines Lebens ſicher.

Sein Nutzen

hingegen iſt faſt eben ſo beträchtlich, da man von dem Bär faſt alles gebrauchen kann.

1. Das Fleiſch wird durchgehends, ungeachtet ſeines ſüßwidrigen Geruchs, von den Lappen, Polen, Ruſſen, Schweizern, von den ſibiriſchen Nationen, und den Nordamerikanern gegeſſen.

In Europa pflegt der Bärenkopf an einigen fürſtlichen Tafeln, wie ein wilder Schweinskopf mit einer Zitrone im Maul zubereitet zu werden, und die Tatzen ſind eine beſondere Delikateſſe der Hoftafeln. Auch das Fleiſch ſoll nicht ganz übel ſeyn, wenn ihm durch zweytägiges Einwäſſern mit Bergwaſſer der widrige Geſchmack genommen iſt **).

2. Von

*) Taube Beſchreibung des Königreichs Slavonien ꝛc. S. 19.

**) Die Zubereitung der Bärengerichte in Krünitz ökonomiſcher Enzyklopäd. III. 431.

2. Von einem einzigen recht fetten Bär kann man einen beträchtlichen Vorrath von brauchbarem Oehl gewinnen, das dem beſten Baumöhl gleichen ſoll. Auſſerdem ſoll das ausgebratene Fett oder Schmalz, welches im Geſchmack und Geruch nichts Widriges mehr hat, von vielen Nationen in der Küche verbraucht werden.

In Luiſiane bekommt man zuweilen von einem einzigen Bär mehr als 120 Töpfe Oehl, und es wird damit zwiſchen den Wilden und Franzoſen ein ſtarkes Verkehr getrieben. Es gerinnt nur bey der größten Kälte, wird alsdann blendend weiß, und wie Butter auf Brot gegeſſen.

Die franzöſiſchen Materialiſten handeln zwar nicht mit eigentlichem Bärenöhl; ſie laſſen aber doch aus der Schweiz, aus Savoyen und Canada viel ungeſäubertes Bärenſchmalz kommen, welches bey Brüchen, hitzigen Flüſſen, und in andern Krankheiten, mit dem beſten Erfolg gebraucht wird *).

3. Die Bärenhaut iſt eins der vorzüglichſten Rauch- oder Pelzwerke, faſt in allen kalten Gegenden. Die mehreſten nordiſchen Nationen, in Polen, Lappland, Rußland, bis Nordamerika, ſelbſt unſere alten Deutſchen bedienten ſich von je her des Bärenfells als eines Bettes.

Wenn der ehrliche treuherzige nordamerikaniſche Wilde mit einem Europäer einen Bund macht, und ihm ſeine Muſchelſchnur oder Wampun zum Unterpfande giebt; ſo iſt es immer in dem Kontrakte eine Hauptbedingung: wenn du einmal alt und ſchwach wirſt, und

*) S. Büffons N. Geſch. der vierfüßigen Thiere. Mart. Ausg. V. 107.

und nicht mehr arbeiten kannſt; ſo komm in meine Borkenhütte, und deine Knochen ſollen ſich auf meiner Bärenhaut ausruhen *).

Da bey den alten Deutſchen dieſer Gebrauch auch war; ſo vermuthet man, daß der Name Bärenhäuter, und das Sprüchwort: auf der Bärenhaut liegen, davon ſeinen Urſprung habe, und eine müßige, ruhige, gemächliche Lebensart anzeige.

Die Soldaten gebrauchen die Bärenfelle im Felde zu Matrazzen und Satteldecken; ganze franzöſiſche Regimenter haben Bärenmützen, ingleichen die Huſaren. Von den Kürſchnern werden Fußſäcke, große Wintermuffen, die den ganzen Leib bedecken, Wildſchuren, Pelze, Fußdecken in den Kutſchen, und Ueberzüge über die Koffer daraus gemacht. Die Kamtſchadalen gebrauchen das Fell faſt zu allen ihren Bedürfniſſen, zu Decken und Betten, zu Mützen und Handſchuhen, zu Halsbändern für ihre Hunde, und zu Schuhſohlen, um auf dem Eiſe ſicher zu gehen. Sie nutzen ſogar

4. die Bärendärme, und inſonderheit die Koſaken machen ſich davon Fenſter, die ſo hell, wie Glas ſind; die Kamtſchadatinnen aber bekleiſtern ſich damit im Sommer die Geſichter wider die Sonnenſtralen, um ſchön zu bleiben **).

5. Eben dieſe Nation führt auch eine beſondere Senſe, das Gras abzumähen: nämlich das ſcharfgemachte Schulterblatt des Bären.

6. Die

*) S. Briefe eines amerikaniſchen Landmanns I. 251. Geſchichte eines wilden Hundes, und S. 264.

**) Auf Kamtſchatka iſt kein Theil des Bärenkörpers, der nicht bis zum Halsbande der Hunde nützlich angewendet würde. S. Stellers Kamtſchatka 116.

6. Die Bärenhaare, mit pulveriſirter Kreide und etwas ſtarkem Biere vermiſcht, geben den treflichſten Ofenkitt.

7. Das Fett brauchen die Lappländer und Finnmarken beſtändig. Sie haben es in einem Bärendarm, und beſtreichen ſich bey jedem Schmerzen des Leibes an dem leidenden Theile. Doch müſſen ſich Männer des Fetts des Bären; Weiber aber der Bärin bedienen. Wenn ich das Bärenöhl hier haben könnte; ſo würde ich es in meiner ökonomiſchen Lampe dem Heringsthran weit vorziehen, da es nur in der ſtrengſten Kälte gerinnt; dieſer aber ſchon ſteif wird, wenn er in der warmen Stube nur an der Wand ſteht.

8. Die Galle wird getrocknet, pulveriſirt mit Brantewein, faſt in allen Krankheiten eingenommen, und bey den gemeinen Leuten in Finnland iſt es eine wahre Panacee. Sie nehmen es ein, ſchwitzen darauf, und kuriren ſich insgemein glücklich.

9. In Norwegen thun die Bären den Einwohnern bey einer großen Landplage, wider die ſchädlichen wandernden Mäuſe die Lemmings, die herrlichſten Dienſte, wenn ſie ſolche bey Hunderten verzehren.

10. Und wie mancher armer Polake wird durch ſeinen gezähmten Bär, der ſeine Künſte machen muß, ernährt!

Feinde,

hat der Bär doch, aller ſeiner Stärke ungeachtet.

1. Den Menſchen, der ihn unaufhörlich verfolgt, abgerechnet; ſo

2. ſtellen ihm doch im Winter die heißhungrigen Wölfe nach. Er retirirt ſich insgemein auf einen Holzſtoß hinter einem Dorfe, und wirft ſo lange mit den

großen Scheiten um ſich, als er Vorrath hat. Endlich kommt er doch zur Erde, und ſie übermannen ihn.

3. Ganz unmöglich iſt es nicht, daß das kleine Hermelinwieſel dem ſchlafenden Bär ins Ohr kriecht, und ſich feſt beißt. Man kann ſich vorſtellen, wie er auffahren und brummen muß. Er fängt an zu laufen, und läuft ſich todt.

4. Ob er Inſekten im Pelze habe, wie aus ſeinem Winteraufenthalt faſt zu vermuthen iſt, oder von Eingeweidewürmern geplagt werde, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen. Denn ich habe aus keiner Gegend darüber Nachrichten erhalten können. Doch verſichern einige Naturforſcher: man finde Blaſenwürmer in ihnen *).

Ich komme endlich auf die

phyſikaliſchen Irrthümer, Vorurtheile und Fabeln **),

die ſich auch in die Naturgeſchichte dieſes Thiers eingeſchlichen haben. Für dieſe Wiſſenſchaft iſt es eben ſo wichtig, alte verjährte Irrthümer zu berichtigen, als neue Wahrheiten zu entdecken.

1. Alſo etwas von den phyſikaliſchen Irrthümern in der Naturgeſchichte des Bären.

a) Dahin rechne ich zuerſt den großen Irrthum, daß man den Bär, weil er im Frühjahr zu ſeiner Kur Ameiſen frißt, Ameiſenbär genennt, und daher mit einem andern ausländiſchen Thiere, welches bloß von Amei-

*) Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 339.

**) Von den abergläubiſchen Gebräuchen der amerikaniſchen Wilden bey der Bärenjagd, ſ. Pennants arktiſche Zoologie von Zimmermann I. 65. 66.

Ameiſen lebt, und eben dieſen Namen führt, offenbar verwechſelt hat. Ein Irrthum, den viele gelehrte Naturforſcher einander nachgeſchrieben haben! So heißt es z. B. in Krünitz ökonomiſcher Enzyklopädie, — dieſem ſonſt ſo vortrefflichem Buche *):

„Der Bär weiß die Ameiſen aufs ſubtilſte mit ſeiner Zunge aus den Haufen herauszuholen: dergleichen vornämlich die Bären thun, welche man in Afrika bey der Bucht von Campeche findet, welche ſo groß, wie ein Hund, und von ſchwarzbraunen Haaren ſind. Dieſe ſtrecken ihre Zunge, die ſo ſubtil, wie ein Regenwurm iſt, über den Weg, wo die Ameiſen hin- und herlaufen, und wenn ſich dieſelben an die Zunge hängen, und ſie ganz voll ſitzt; ſo ziehen ſie ſolche hinein, und verſchlingen ſie alſo.“

Wer ſollte nicht nach dieſer Beſchreibung dieſes Thier für eine Art von Bären halten? Es iſt aber der große braſilianiſche Ameiſenbär, oder Ameiſenfreſſer, von dem es noch nicht ausgemacht iſt, ob er in Afrika wohne **). Die Zunge, wie ein Regenwurm, wird man bey keinem eigentlichen Bäre finden.

b. Hierher gehöret ferner der Irrthum, als ob der Bär ſo geſellig lebe, daß man Heerden von achtzigen beyſammen antreffe ***). Im Ganzen iſt es ungegründet. Denn es läßt ſich kaum von ſo großen räuberiſchen Thieren, die ſo viele Nahrung gebrauchen, vermuthen, und wird durch die Erfahrung völlig widerlegt. Kamtſchatka macht eine Ausnahme, wo die ſchwarzen

*) III. 420.

**) *Myrmecophaga tridactyla Linn.* S. N. ed. 13. Gmelin. I. 52. no. 2. *Erxleben* Mammal. 92. *Müller* Naturſyſt. I. 181. t. 10. f. 2.

***) S. Hallens Thiere S. 545.

zen Bären in unbeſchreiblicher Menge, und heerdenweiſe auf den Feldern herumſchweifen ſollen. Sie würden längſt ganz Kamtſchatka aufgerieben haben, wenn ſie nicht ſo zahm und ſanftmüthig wären, als irgendwo in der Welt. Wenn ein Itälmen einen Bären anſichtig wird, ruft er ihm nur zu: Si pang, und er bleibt ruhig ſtehen. Selbſt die Mädchen und Weiber ſammeln oft, mitten unter den Bären auf dem Torflande Aehren und Beeren, und laſſen ſich nichts hindern *).

c. Iſt es durch die neueſten Beobachtungen ebenfalls falſch befunden, daß der Bär den ganzen Winter durch ohne alle Nahrung lebe, und ſein Fett aus den Tatzen ſöge, obgleich Büffon **) die Urſache davon in den kleinen warzenartigen Drüſen geſucht hat. Wahr iſt es, daß er im Liegen beſtändig die Tatzen leckt ***); daraus mag denn wohl das Nahrungslecken in ſeinem Winterquartier entſtanden ſeyn.

d. Einer der handgreiflichſten Irrthümer iſt wohl der, daß die Bärin ihre Jungen als unförmliche Fleiſchklumpen zur Welt bringe, und ſo lange lecke, bis ſie ihre Geſtalt bekämen. Der Augenſchein eines Bärenembryo mit noch verſchloſſener Augenhaut widerlegt ihn. Eben ſo unwahr iſt es, daß die Bärin nur 30 Tage trächtig ſey, und die Jungen 4 Wochen blind lägen.

e. Daß die Bärinnen, ſo lange die Fütterung ihrer Jungen daure, vorzüglich ſchwangern Weibern nachſtellten, und die männliche Frucht für ſie der größte Leckerbiſſen ſey.

f. Daß

*) S. Stellers Kamtſchatka 113.

**) Martin. Ausg. V. 109.

***) *Linn.* S. N. Gmelin ed. 13. I. 100. *Manus cubans continuo lambit.*

f. Daß die norwegiſchen Frauenzimmer den grimmigſten Bär, wenn ſie kein anderes Rettungsmittel wüßten, durch Entblößung ihres Hintertheils verjagen könnten *).

Indeß hat doch ein neuerer Beobachter und Reiſender **) von den kamtſchadaliſchen Bären eine artige Anekdote angeführt. „Sie ſind weder grimmig, noch ſehr groß, und gegen Frauenzimmer überaus höflich. Sie pflegen ſolche niemals feindlich anzufallen; vielmehr begegnen ſie ihnen im Sommer, wenn ſie Beeren ſammlen, aufs freundlichſte, und wie zahme Thiere. Bisweilen freſſen ſie ihnen die geſammleten Beeren auf. Die einzige Unart, die ſie gegen Frauenzimmer begehen.“

g. Daß der Bär, aus beſonderer Ueberlegung, aus einer Heerde von Kühen allezeit diejenige ausſuche, welche die Glocke am Halſe trägt, ihr ſolche abreißt, und mit der Tatze breit klopft, damit ſie weiter keinen Lärm mache — daß er dem Schützen, den er überfalle, das Gewehr abnehme, und es abbrenne — — daß er, wenn mehrere Jäger bey einander ſind, einen ergreife, nicht gleich tödte, ſondern aufgerichtet den andern vorhalte, damit ſie nicht nach ihm ſchießen können: — daß ein alter norwegiſcher Graſebär die Heerde viele Jahre, als ein Wächter begleitet, und oft ganz zahm dem Melken der Magd zugeſehen habe — daß er allezeit den Wolf verjagt, und ſich nur am Ende des Sommers, ehe er ſein Winterquartier bezogen, für

*) Mehrere Geſchichtgen von der Art in Pontoppidans Naturgeſchichte von Norwegen II. 26. ff.

**) Kraſcheninikow Reiſe.

für ſeine Mühe eine Ziege, oder Schaf ausgebeten habe *).

2. Zu den mediziniſchen Vorurtheilen gehört, daß man ſonſt das Blut, die Galle, das rechte Auge, und mehrere Theile dieſes Thiers, als bewährte Arzeneymittel wider alle Krankheiten gebraucht hat, wovon aber jetzt kein vernünftiger Arzt mehr etwas weiß.

In Finnland hängt man noch das rechte ausgegrabene und getrocknete Auge des Bären den Kindern wider das Aufſchrecken im Schlafe an, und manche tragen es auch als ein Amulet am linken Arme wider das viertägige Fieber.

3. Die abergläubiſchen Lappen haben von dem Bär viele Fabeln erdichtet. Sie ſchätzen ihn ſehr hoch, und beweiſen ihm gleichſam eine religiöſe Ehre, indem ſie ihn den Hund Gottes nennen. Denn ſie trauen ihm größere Stärke und Verſtand, als irgend einem andern Geſchöpfe zu. Sie wagen es nie, ihn bey ſeinem rechten Namen Guouzhia zu nennen, aus Furcht vor ſeiner Rache gegen ihre Heerden; ſondern ſie nennen ihn allezeit Monda-aigia, oder den alten Mann im Pelzrocke **).

Die beſten Schriften,

die ich ihnen über dieſes Thier nachweiſen kann, ſind

Büffons N. G. der vierfüßigen Thiere, Mart. Ausg. V. 91. mit der Abbildung.

Krünitz ökonom. Enzyklop. III. 418.

Schlö=

*) Pontoppidan l. c. 29. 30. II. 24. Die Männchen heißen in Norwegen Bamſen, die Weibchen aber Bingſen.

**) Der Bär überhaupt heißt bey den Lappen Guouzhia; das Männchen Aengk; das Weibchen Aeſte.

Schlözers Erdbeſchreibung von Nordamerika S. 74. Der virginiſche Bärenfang S. 234.

Zimmermanns geographiſche Zoologie ꝛc. I. 209. II. 274. Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer von Zimmermann I. 64.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 332 der Bär; (Fährte Tab. 14. Fig. 9.)

Schwediſche Abhandl. IX. 300. XXXIV. 349.

Die beſte Abbildung und Zergliederung in Perrault, Charras und Dodarts Abhandl. aus der Naturgeſchichte I. 95. Tab. 10. 11.

Alle Synonymen in *Erxleben* Mammal. 156. Urſus *Arctos*.

Taubens Nachrichten in ſeiner Beſchreibung des Königreichs Slavonien ꝛc. S. 16. ſind ſehr unterhaltend und wahrſcheinlich.

Alle Fabeln beyſammen in Pontoppidans Naturhiſtorie von Norwegen II. 24 ff.

Die illuminirte Abbildung des ſchwarzen Bärs in Schrebers Säugthieren III. 502. Tab. 140; des braunen: daſ. t. 139.

Von Salis Beyträge zur Naturgeſchichte des Bären: in Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens II B. 9 St.

Der V. Gattung:
Bär.

2te Art: Der Vielfraß *).

Mit dieſem Thiere ſind viele Verwirrungen vorgegangen, ehe man mit ſeiner Natur genauer bekannt ge-

 worden

*) Urſus *Gulo.* v. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 104. Sp. 8.

worden iſt. Man hat es ſehr oft mit der Hyäne *) verwechſelt: ja! Büffon ſelbſt mit dem Wolfsbär **). Linné rechnete es anfänglich zu dem Wieſelgeſchlecht, und war in der 12ten Ausgabe ſeines Syſtems noch ungewiß, ob er es zu den Muſtelen oder Viverren geſellen ſollte. Erxleben ***) folgte ihm, geſteht aber, daß ihm dieſes Thier noch ſehr dunkel ſey. Er habe nur gehört, daß man in Schweden eins gefangen, und in die Familie der Bären aufgenommen habe. Pennant ****) folgt dem Büffon; aber Zimmermann †) und Pallas halten es für ein von der Wolverenne ganz verſchiedenes Thier, und Schreber ††) ſagt nur: es verdiene dieſes weiter unterſucht zu werden.

Seit der Zeit aber, da der wahre Vielfraß in den ſchwediſchen Abhandlungen †††) genauer beſchrieben und abgebildet worden, hat man ihn mit Grunde zu dem Bärengeſchlecht gezählt. Daß er aber von dem kanadenſiſchen Wolfsbär, oder der Wolverenne weſentlich unterſchieden ſey, davon hab' ich mich nunmehro völlig überzeugt, nachdem ich vor einem Jahre den letztern ſelbſt, unter dem Namen Saribur, geſehen habe: den nämlichen, den nachher Profeß. Zauſchner in Prag geſehen, und nebſt der Hyäne abgebildet hat ††††).

Ich

*) Canis *Hyaena* et *Crocuta*.
**) Urſus *luſcus*, *Wolverenne*, *Quick-hatch*.
***) *Erxleben* Mammal. 477. 479.
****) Arktiſche Zoologie von Zimmermann I. 69.
†) Zool. Geogr. II. 276. 277.
††) Säugthiere 3 Th. S. 531.
†††) 35ter Th. 1773. S. 201 — 220.
††††) Beſtimmung der Hundsart Krokute, und der Bärenart: Saribur, Prag 4. 1788 mit 2 illum. Kupf.

Ich kann von dieſem, erſt nach 1771 recht bekannt gewordenen Thiere keine beſſere

Beſchreibung,

als aus den, im 35ten Bande der ſchwediſchen Abhandlungen gegebenen Nachrichten, machen. Die erſte Abhandlung daſelbſt *) iſt von dem Probſt und Pfarrer Genberg zu Offerdal in Jämtland. Sie betrifft aber bloß einen jung gefangenen Järf oder Vielfraß, der aufgefuttert worden, wie er ſich zahm betragen habe, und dabey verliert ein Thier viel von ſeiner Natur und Eigenſchaften.

Die zwote iſt von dem D. Lindwall**), und betrifft ebenfalls ſein Betragen im königlichen Stallhofe, da es nach Stockholm geſchickt war. Der König wollte es dem Linné nach Upſal ſchicken; es ſtarb aber durch einen unbekannten Zufall, und wurde von dem Wärter weggeworfen; daher es auch nicht einmal zergliedert werden konnte.

Die dritte iſt von dem Pfarrer Jonas Holſten zu Quickjock in Luleå Lappmark ***), und unter allen die beſte, weil der Mann in ſeiner Gegend das alte Thier oft geſehen, und, da es ſich in den Lappmarken häufiger, als anderswo, aufhält, von ſeiner Natur und Eigenſchaften mehr aus den Erfahrungen anderer gelernt hat.

Die Größe des Thiers gleicht immer einem mittelmäßigen Hunde; doch geht die Länge nicht über zween Fuß, vier bis ſechs Zoll: außer dem Schwanze, der allein acht Zoll lang iſt. Dieſer iſt ſo haaricht, daß die

*) S. 201.
**) S. 208.
***) S. 216.

die Haare an einigen Stellen oft ſechs Zoll über das Ende deſſelben wegſtehen.

Das aber iſt ſonderbar, daß es faſt ſo dicke Schenkel hat, als ein junger jähriger Bär; doch nicht über einen Fuß hoch iſt. Die Füße haben ebenfalls ordentliche Tatzen, die mit fünf außerordentlichen ſcharfen Krallen bewaffnet ſind, faſt wie das Schuppenthier (Manis) oder der Ameiſenbär (Myrmecophaga). Nach der Abbildung ſcheinen ſie in Scheiden zu liegen, wie die Katzenkrallen, doch kann es ſie im Gange nicht einziehen; ſondern ſie zeigen ſich bey der Fährte. Hinten an den Tatzen findet ſich keine Klaue; ſondern ſtatt deren ein kleiner hornichter Knoten.

Die Zähne ſitzen faſt wie bey dem Hunde. Der Backenzähne ſind vier an jeder Seite; der vorderſte kleiner; der nächſte größer; der dritte am größten; der vierte am kleinſten. Sie ſitzen nicht längſt nach dem Zahnfleiſche hin; ſondern krümmen ſich queerüber nach dem Gaumen zu; alle aber kantiger und ſchärfer, als bey dem Hunde. Der Hundszähne ſind oben und unten zween, ſcharf, wie bey den Hunden, aber nicht ſo lang. Der Vorderzähne ſind ſechs, die vier mittlern kleiner; aber die zunächſt an den Hundszähnen die längſten.

Der zahme Järf lag an einer langen Kette, weil er Raum zum Umgehen verlangte, und zeigte bey der Gelegenheit, daß er ein entſetzliches ſcharfes Gebiß, und in dem Vorderbog der Bruſt und Beinen die größte Stärke hatte, zumal wenn er böſe und aufgebracht war.

Er wurde von zween argen Hunden angefallen; allein ſie wurden übel zugerichtet. Bey jedem Biß riß er dem einen Hunde ein Stück Fleiſch aus, wandte ſich ſchnell,

ſchnell, griff mit ſeinen ſcharfen Krallen in den andern, zog ihn zu ſich, und hätte ihn ſicher zerriſſen, wofern man nicht mit großen Stangen zwiſchen ſie geſtoßen hätte. Doch faßte er das Bein des Hundes, und ließ nicht eher nach, als bis es zwiſchen ſeinen Zähnen abbrach. Und das war nur ein junger, jähriger, zahmer Järf.

Der **Kopf** iſt kurz und dicke; die Schnauze und Naſe nicht ſo lang und ſchmal, als bey den Hunden; nur an der Oberlippe vier Reihen ſchwarzer Bartborſten. Die **Augen** rund, blau, und ſo groß, wie eine Heidelbeere.

Die **Haut** iſt mit ſchwarzen ſteifen Haaren bedeckt, die in der Mitte des Rückens ſchwärzer ſind, und hier befinden ſich unter den ſchwarzen einige ſilberweiße; daher dieſer Theil der Spiegel heißt. **Baſter** ſagt von den Haaren des Vielfraßes: ſie wären **dreyeckig**. Auf die **amerikaniſchen** paßt es. Das ſind aber die **kanadenſiſchen Bären**. An den ſibiriſchen und ruſſiſchen erſcheinen ſie alle durch das Vergrößerungsglas **rund**.

Kurz, der ganze Bau dieſes ſonderbaren Thiers iſt ein **Gemiſche** vom Bär, Hunde, Dachs, und andern Thieren. Daher iſt es eben ſo ſchwer, ihm in dieſen Gattungen die rechte Stelle anzuweiſen. Indeſſen, da es vom Bär die meiſte Aehnlichkeit hat, auch in einigen Stücken ſeiner **Lebensart** mit ihm übereinkömmt; ſo mag es immer in dieſer Familie mit durchgehen *).

*) Pallas Spicil. zool. V. 9. ſagt von dem ſibiriſchen Vielfraß: er ſey größer, aber dünner, als ein Dachs, und ſeinem beſondern Anſehen nach hält er gleichſam das Mittel zwiſchen den Bären und der Wieſelgattung. Blumenbach hingegen hat ihn unter eine beſondere

Die Zergliederung dieſes Thiers hat ein gewiſſer Pavius unternommen, und, nach Bartholins *) Bericht, drey Merkwürdigkeiten dabey entdeckt:

1. Daß keine Nabelſchnur da geweſen; 2. daß die Leber durch ein ſtarkes Ligament mit dem Diaphragma, wie bey dem Menſchen, verbunden geweſen ſey; 3. daß der Blinddarm gefehlt habe, daher ſich das Thier durch ein bloßes Zuſammenpreſſen des Unterleibes ausleeren könne. Da er aber des Umſtandes gedenkt, daß dieſes Thier die Leichen aus den Gräbern hole; ſo hat er vermuthlich eine Hyäne, und keinen Gulo, zergliedert.

Seinen gewöhnlichen

Aufenthalt

wählt es in dichten Wäldern an hohen Bergen und Steinklippen. Da es nicht ſo ſchnell, wie andere Raubthiere laufen kann, ſondern in ſeinem Gange, wie der Bär, etwas tölpſches und plumpes hat; ſo rettet es ſich, wenn es verfolgt wird, auf die höchſten Klippen, wohin ſeine Verfolger nicht kommen können. Ob es aber auch in hohlen Bäumen und verlaſſenen Dachsbauen wohne, wie einige vorgeben, läßt ſich mit den erſten Erfahrungen in Lappland nicht gut vereinigen. Doch gräbt es ſich nie eine eigene Höhle; ſondern ſucht die engeſten und verborgenſten Felsklüfte, welche die Natur für es bereitet hat.

Seine

ſondere Gattung Meles gebracht, und nennt ihn Meles Gulo. S. Handbuch der N. G. 3te Aufl. p. 94. Sp. 1.

*) Hiſt. Cent. IV. 30.

Seine Nahrung

beſteht in Fleiſch und Früchten. Er frißt alles, was ihm vorkommt, und verdient aus dieſem Grunde den Namen des Vielfraßes.

Die Rennthiere weiß es liſtig genug zu beſchleichen. Da es ihm im ſchnellen Laufen überlegen iſt; ſo giebt es im Winter Acht, wenn das Thier im tiefen Schnee das Rennthiermooß hervorholt, und den Kopf unter dem Schnee hat. Dann fährt es plötzlich zu, ſpringt ihm in Nacken, und tödtet es bald.

Im Sommer klettert es auf einen Baum, legt ſich, recht wie der Luchs, auf einem Aſte zum Sprunge feſt, und, wenn dann Rennthiere in der Nähe ganz ruhig weiden, ſitzt es dem nächſten mit einem Sprunge im Nacken.

Es hat eine ſtarke und feine Witterung, und ſucht daher die Stellen auf, wo Vögel auf der Erde äſen: kriecht ſachte heran, und hat einen oder ein Paar in einem Sprunge weg. Im Sommer gelingt dieſer Fuchsſtreich nicht immer; im Winter aber, wenn ſich die Vögel, z. B. das Schneehuhn (Tetrao Lagopus) unter dem Schnee aufhalten, ſchlägt er nicht leicht fehl.

Bey ſeiner Reiſe, die es allezeit des Nachts verrichtet, ſtreift es nicht gar zu weit umher; ſondern bleibt in der Nähe ſeiner Berge und Felsklüfte, wo es geboren, und gewohnt iſt, ſeinen Raub zu finden. Doch pflegt es ſich gern in den Höfen einzufinden, die nicht weit von ſeinem Aufenthalt entfernt ſind. Es iſt ihm ein leichtes, in die Vorrathskammern zu kommen, wo Fleiſch, Fiſche, Brot, Butter und Käſe verwahret wird. Denn mit ſeinen Klauen und Zähnen macht ſichs bald einen Weg durch Dächer, Thüren, oder an-

dere Stellen, wo es dieſe ſeine Werkzeuge gebrauchen kann.

Die Lappen leiden daher in den Gebirgen in ihren Vorrathshäuſern von dieſem Thiere großen Schaden. Wenn ſie im Herbſt von den Gebirgen zurückkehren, laſſen ſie in ihrem Stabur — einem kleinen bretternen Vorrathshauſe — das Fleiſch und den Käſe, ſo ſie zur Koſt für folgendes Frühjahr beſtimmen; aber, wenn ſie wiederkommen, hat der Järf alles verzehrt.

Der junge aufgefütterte Järf von acht Tagen zu Offerdal, wurde mit Milch genährt, die mit etwas Waſſer vermiſcht war: auch mit den Eingeweiden von Thieren und Fiſchen, ingleichen mit Stückchen Fleiſch und Ueberbleibſeln vom Eſſen.

Daß die Säfte eines ſolchen Thiers vom Anfang an ſehr geſund ſeyn müſſen, erhellet daraus, weil dieſem jungen Thiere nach 6 Wochen der linke Hinterfuß unter dem Kniegelenke abgebrochen, und durch das fleiſſige Lecken von ſelbſt in kurzer Zeit wieder geheilet war.

Das Thierchen wuchs geſchwind, fraß gern rohe Fiſche, Fleiſch, allerley Abgang und Ueberbleibſel, kleine Knochen, Fleiſchbrühe, Brey und Suppen; aber keinen Waſſerbrey noch trocknes dünnes Brot. An dickem Rockenbrote nagte es nur, ward aber bald an gekochte Speiſen gewöhnt, die es nachgehends lieber, als rohe, genoß. Fettigkeiten, als Talg und Speck, liebte es ſehr, nur mußten ſie nicht zu ſalzig ſeyn. Butter verſchluckte es nicht; ſondern leckte ſie, und, wenn es zu einem Butterklumpen kommen konnte, war es nicht davon zu bringen.

So wohl die Erfahrungen an dem wilden, als bey dem zahmgemachten Järf, beweiſen es, daß ſeine Gefräßig-

fräßigkeit nicht ſo groß ſey, als ſie von ältern Schriftſtellern gemacht wird. Es frißt in der That nicht ſo viel, als andere wilde Thiere; eben ſo wenig verzehrt es auch allemal den ganzen Raub, ſo groß er auch wäre, gleich auf der Stelle; ſondern es vergräbt ihn in einiger Entfernung in die Erde, oder trägt ihn in eine Bergkluft, worin es mit der Lebensart des Bären übereinkommt.

Der zahme Järf war nicht einmal ſo gefräßig als Hunde und Wölfe, und, wenn er ſeinen gewöhnlichen Theil bekam; ſo ließ er immer übrig. Ein gehörig großer Hund frißt allezeit mehr. Zu Stockholm wurde ihm einmal ein ungebornes Kalb vorgeworfen, welches er kaum in drey Tagen verzehrte.

Ein ſo ſonderbares Thier hat gewiß ſeine Eigenheiten.

Freylich kann man von dem, das in der Wildniß und Freyheit lebt, bey ſeiner verſteckten Lebensart nicht viel ſagen. Alles, was die Lappen davon wiſſen, iſt das: daß es nicht ſo ſchnell laufe als ein Hund, aber auch weit länger aushalte, ehe es müde werde. Der Hund holt es zwar bald ein, kann es aber nicht tödten, theils, weil es ſtärker iſt, theils, weil es einen ſo ekelhaften Geruch von ſich giebt, daß er zurückweichen muß. In der Wildheit könnte dieß Statt finden, auch wohl zu der Zeit, wenn es böſe und zornig würde. In Stockholm hat man dieſen Umſtand nicht bemerkt; aber der erſte Pfarrer, der das Thier erzogen hatte, ſagt: wenn ſich mehrere Hunde über es hermachten, und es ſehr böſe wurde; ſo trieb es ſeine Exkremente, wie einen Strahl von ſich, wodurch ſie weggeſcheucht wurden.

Dieſe

Dieſe waren meiſtens weich, und ſehr übelriechend. Sonſt hatte das Thier an ſich keinen üblen Geruch.

In der Wildniß ſetzt ihm der Wolf oft nach; aber es wehrt ſich auch gegen den, und einer kann ihm nichts anhaben. Sind mehrere beyſammen; ſo ſpringt es auf einen Baum, wo es ganz ſtill ſitzt, bis jene das Warten verdrüßt, und ſie von ſelbſt weggehen.

Nun noch das beſondere Betragen des zahmen Järfs. Ganz zahm iſt er nicht geworden, und man mußte ihn immer an einer Kette halten, wenn er keinen Schaden thun ſollte. Anfangs lief er frey herum, und wurde des Nachts im Hauſe verwahrt, er wußte ſich aber bald einen Ausgang zu verſchaffen, indem er ſich durch den Boden fraß, oder durch Luftlöcher und Fenſter durcharbeitete.

Bey Tage lief er in allen Zimmern herum, wie ein junger Hund, folgte den Leuten aufs Feld, ſpürte in Büſchen herum, grub ſich in die Hügel, kletterte auf Stämme und Bäume, plätſcherte im Waſſer und Pfützen, und wälzte ſich gern darinn, wie auch im lockern Sande und in aufgekratzter Erde. Oft rieb ſichs, wie die Hunde, mit dem Rücken auf der Erde, weil es Jucken hatte, und ſich vom Ungeziefer befreyen wollte *). Die Zähne wuchſen ihm bald, und es nagte auch damit, nach Art der jungen Hunde, an allem, was ihm vorkam: als Holz, Bretter, Gitter, Leder, u. ſ. w. Es hat ein ſehr ſcharfes Gehör, hörte, wenn man weit von ihm liſpelte, oder auch ganz ſachte im Zimmer ſprach, ob es gleich im Hofe war.

Zum

*) Hätte es doch dem V. gefallen, dieſes Ungeziefer anzugeben!

Zum Saufen und Plätſchern verlangte es immer viel Waſſer neben ſich, wenn es an der Kette lag. Es ſoff aber leckend, wie der Hund. Wie ein junger Hund ſpielte es mit kleinen Hunden, Quäſten, Bällen, Holzſpänen und andern Kleinigkeiten, die ihm vorgeworfen wurden. Oft legte es ſich, wie die Katzen, auf den Rücken, ſpielte mit ſeinem eigenen Schwanze und Füßen, in allerley poſſierlichen Figuren, und purzelte oft über Kopf. So lange es jung war, griff es kein Geſchöpf an; da es aber größer ward, fieng es an, ſeine Natur zu zeigen, jagte nicht nur Lämmer und kleine Ziegen; ſondern gieng ſo weit, daß es ſie riß, und biß.

Mit einer dünnen Ruthe ließ es ſich ziehen. Mit gelindem Begegnen, mit Spielen und Locken richtete man bey ihm mehr aus, als mit Gewalt. Schlug man ihn mit einem Stocke; ſo knurrte er, wie ein böſer Hund, hieb mit den Pfoten zu, ergriff den Stock, und hielt ihn zwiſchen den Vorderbeinen. Inſonderheit konnten die Weibsleute, die es futterten, alles mit ihm machen, und es handthieren, wie ſie wollten. Mit Schlägen wurde es nur zum Zorne gereizt, der dann ſo lange anhielt, bis es abgemattet war, und 4, auch mehrere Stunden geſchlafen hatte, und das ſo feſt, daß man es hintragen konnte, wohin man wollte. Hatte es ausgeſchlafen; ſo war auch der Zorn verſchwunden, und es ſahe ſich ſogleich nach Futter um.

Mit Ferkeln und Schweinen vertrug ſichs ſo gut, daß ſie mit ihm ſpeiſen durften; nicht ſo gut mit Hunden und Katzen, die es immer grimmig anſahe. Die Heubauern hatten einmal ihre Pferde an beyden Seiten ſeines Aufenthalts angebunden. Da war es ſehr unruhig, und ſprang bald auf die eine, bald auf

die andere Seite; die Pferde aber ſchienen ſich nicht zu fürchten.

Es hielt ſich in ſeinem Lager ſehr reinlich, ſchabte und leckte ſich beſtändig, beſonders an den Pfoten, wie der Bär, wenn er liegt. Im Winter wälzte es ſich oft im Schnee, und grub ſich gern hinein. Eingeſperrt ſchlief es am Tage oft mehr, als des Nachts, da es beſtändig nagte und arbeitete. Bey ſchlimmen Wetter war es wetterkrank. Als einmal Schnee fiel, gieng es erſt um die Stelle, wo es ſich legen wollte, wie ein Hund im Kreiſe herum; hernach legte es den Leib in einen Bogen, und alle vier Tatzen zuſammen, die Naſe dazwiſchen, welche es auch mit dem Schwanze bedeckte. Ein andermal ſchlief es lang ausgeſtreckt, und, ob es gleich mehr, als einmal beunruhigt wurde; ſo legte es ſich doch, weil es wetterlauniſch war, gleich wieder in dieſelbe Stellung.

Wenn es ſeine Nothdurft thut, ſo geht es von ſeiner Schlafſtelle, und ſcharrt zuweilen vorher, wie ein Hund mit den Füßen, huckt ſich zuſammen, aber nicht mit krummen Rücken, und kratzt aufs neue, wenn es den Unrath los iſt.

Gegen Michaelis fieng es an, die alten Sommerhaare zu verlieren, und hatte zu Anfang des Novembers einen ſchönen Spiegel, der um Weihnachten aus immer ſchöner wurde. In einem Behältniſſe, worinn die Kette durch den Boden gieng, konnte man ihn nicht halten, weil das Loch bald größer gefreſſen war. Zur Winterwohnung wurde ihm ein kleines Haus von Brettern mit Moos, Heu und Tannenreiſig zugerichtet; es kratzte aber bald alles heraus, fraß ſich durch, und lag lieber draußen, als drinnen. Bey der ſtrengeſten Kälte

befand

beſand es ſich anfänglich ziemlich; endlich aber mußte man es doch des Nachts ins Haus nehmen.

Zuweilen lief der Järf davon, und kroch in andern Häuſern herum. Einmal war er auf eine halbe Meile weit deſertirt, und an einen See gekommen, wo er bald erſchoſſen wäre, wenn nicht die nachgeſchickte Magd es gehindert hätte, die er gleich erkannte, zu ihr in den Schlitten ſprang, und ſich nach Hauſe führen ließ.

Auf der Reiſe nach Stockholm hat er den Leuten, die ihn überbringen ſollten, viel zu ſchaffen gemacht. Bald mußten ſie ihn in die Chaiſe nehmen, und mit ihm ſpielen; bald ſprang er heraus, und durchſuchte alle Büſche. Bald konnte er das Umgehen der Räder nicht leiden, und wollte immer in die Speichen beißen. Auf dem Schiffe hat er viel Unfug getrieben, und Matten, Seile, und andere Dinge zernagt.

Die Jämtländer nennen ihn Järf; die Lappen aber Snop, oder Snok, — den Viſitator, weil er ihre Vorrathskammern oft beſucht; inſonderheit aber Fiällfraß, welches Bergfraß bedeutet, und da iſt denn höchſtwahrſcheinlich, aus den mißverſtandnen erſten Sylben Fiäll, der Name Vielfraß mit allen ſeinen Fabeln entſtanden *).

Von ſeiner Fortpflanzung

läßt ſich auch nicht viel gewiſſes ſagen. Die Jungen, ſagt der Beobachter in Lulea Lappmark, pflegt man im May zu finden, nicht mehr als zwey, oft nur eins. Neugeboren ſollen ſie graulich ausſehen. Wenig Waldthiere ſind ſo vorſichtig, ſo heimliche Stellen für ihre Niederkunft zu ſuchen, als die Järfwe. Man bekommt

*) S. Leems Nachrichten von den Lappen S. 106.

kommt daher die Jungen ſelten; denn ſie liegen meiſt ſo tief in Berghöhlen, daß ſich kein Menſch hineinwagt. Vor mehr als 30 Jahren hatte doch einmal ein Lappe in dieſer Gemeine, ein Junges in einer Bergkluft gefunden, welches auch aufgezogen; aber nie ſo zahm geworden iſt, daß man es ohne Kette laſſen konnte.

Meiſt in einem Jahre erreicht es ſein völliges Wachsthum. Wird es alt; ſo verliert es die Zähne, kann ſich vom Raube nicht mehr ernähren, und muß ſich aus Noth mit den rothen Ameiſen behelfen. Endlich fallen ihm auch die Haare aus, und es wird ſchabicht und räudig.

Das Vaterland

dieſes Thiers in der alten Welt iſt keinem Zweifel unterworfen; in der neuen aber, möchte wohl der Quickhatch, oder die Wolverenne, der nichts anders iſt als Cranzens Amarok auf Labrador, und in Afrika die Hyäne, ſtatt ſeiner untergeſchoben ſeyn.

In Lappland, Norwegen, Schweden, Rußland und Litthauen wohnet der wahre Vielfraß, und ehemals hat er ſich, wiewohl ſehr ſparſam, noch in Deutſchland gezeigt. Iſt doch ſelbſt einer bey Helmſtedt geſchoſſen, deſſen ausgeſtopftes Fell ich auf dem Naturalienkabinet in Braunſchweig geſehen habe.

Klein *) gedenkt des Wild-Viel-Fraßes, wie er ihn nennt, deſſen Abbildung ihm aus Dresden geliefert war, wovon er in ſeinem Buche die Copie gegeben hat. Es war, nach ſeinem Bericht, ein ſchwarzbrauner, aus Sibirien nach Dresden gebrachter Vielfraß, der täglich dreyzehn Pfund Fleiſch gefreſſen habe, und

*) S. *Klein* Quadrup. Diſpoſ. p. 83. Tab. 5.

und nach einer ſolchen Mahlzeit noch immer hungrig geweſen ſey. Daſelbſt befinde ſich auch noch ein ausgeſtopfter braungelber, den der Churfürſt, Auguſt II, bey Frauenſtein in Sachſen gefangen habe. Die Länge des erſten habe eine Elle und 8 Zoll betragen.

Die Kleiniſche Abbildung gleicht dem braunſchweigiſchen Exemplar vollkommen, weicht aber von der in den ſchwediſchen Abhandlungen, im 35 B. Tab. 7. — in Anſehung des ganzen Körperbaues, der Höhe, der längern Füße, des dicken Kopfs, und des kurzen dickhaarichten Schwanzes, weit ab. Den Kleiniſchen Vielfraß ſollte man eher für eine große engliſche, ſehr rauchhaarige Dogge anſehen. Ich würde mir dieß erklären können, wenn ich dieſen ſibiriſchen Gulo als eine abartende Race betrachtete; nur kann ich die Aehnlichkeit mit dem deutſchen, bey Helmſtedt geſchoſſenen, damit nicht vereinigen.

In Sibirien hat Pallas einen ganz weißen Vielfraß geſehen, und von ihm haben wir die genaueſte Beſchreibung des ſibiriſchen Gulo *), die im Ganzen mit dem übereinkommt, was ich ihnen oben ſchon erzählt habe. Nur von dem Weibchen hat uns Pallas noch etwas geſagt, das wir ſonſt nirgends finden.

Es hat ſechs Zitzen, zwey zwiſchen den Lenden, und vier am Bauche, die alle gleich weit aus einander ſtehen. Der Wurf iſt nahe am After.

Ein mageres Weibchen wog im Winter 22 Apothekerpfunde, und eine Unze. Steller aber beſchreibt ein fettes Männchen in Kamtſchatka von 50 Pfund, zwey

*) S. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, Ausg. von Otto. XV. 175.

zwey und drey Viertel Fuß, ohne den, einen Fuß langen Schwanz.

Die Zergliederung des Weibchens verdient noch bemerkt zu werden. Der Magen nahm beynahe den ganzen linken Theil der Bauchhöhle ein, da die Leber ſich kaum über den Magenmund erſtreckte. Dieſe hatte ſieben Lappen. Die Gallenblaſe von mittelmäßiger Größe. Die Gedärme hatten keine Abtheilung vom Pförtner bis zum After, und die ganze Länge derſelben betrug 13 Fuß. Die Nieren waren nicht, wie bey dem Bären oder dem Fiſchotter, gelappt; ſondern den Hundsnieren ähnlich. Das Thier hat 16 Paar Rippen, und alſo ein Paar mehr, als der Dachs, nur fünf Lendenwirbel, und zwölf Schwanzwirbel. Die Schlüſſelbeine ſind klein; die Zunge ſehr ſtumpf, mit kleinen, ſpitzen, rückwärts über einander liegenden Wärzchen, die kaum rauch anzufühlen ſind.

In Lappland ſind die Vielfräße ſehr häufig *). Ihr Fell iſt außerordentlich ſchwarz, und die Haare geben einen gewiſſen weißen Glanz, wie Atlas, und geblümter Damaſt, von ſich. Dabey iſt noch das Beſondere angemerkt: dieſe Thiere halten ſich nicht nur auf dem Lande; ſondern auch auf dem Waſſer auf, wie die Fiſchottern. Nur iſt der Vielfraß viel größer. Er verfolgt nicht allein die wilden Thiere, ſondern auch die zahmen, und ſogar die Fiſche.

Nach Gmelins Zeugniß **) ſoll der ſibiriſche Gulo bey ſeiner Jagd ungemeine Liſt beweiſen, und ein getödtetes Thier mit Haut und Haar freſſen. Ein Woywode,

*) S. Hiſtoire de la Lapponie par *Scheffer*. p. 314.

**) Reiſe III. 492. Büffons N. G. der vierfüßigen Thiere, Ottoiſche Ausg. XV. 126.

wode, welcher ſich einen Vielfraß zum Vergnügen hielt, ließ ihn ins Waſſer werfen, und ein Paar Hunde auf ihn gehen; allein er ſprang dem einen gleich auf den Kopf, und hielt ihn ſo lange unter Waſſer, bis er ihn erſtickt hatte. Soll er doch, wenn er den Rennthieren auf einem Baume auflaurt, etwas Rennthiermoos mitnehmen, und ſolches fallen laſſen. Kommt nun eins, ſolches aufzuleſen; ſo ſitzt er ihm im Nacken. Nur kann man den Jägernachrichten nicht immer trauen.

Von ſeinen Feinden,

außer dem Menſchen, habe ich keine Nachrichten. Bären und Wölfe ſollen ſich nicht gern mit ihm einlaſſen. Von den Madenwürmern, (Aſcaris) und Blaſenwürmern, die ihm einige zugeſellen, habe ich auch keine Gewißheit *).

Mehr kann ich

von dem Schaden und Nutzen

dieſes Thiers mittheilen.

Aus der Beſchreibung ſeiner Lebensart haben wir gelernt, daß es als ein ſehr gefräßiges Raubthier der ganzen Wildbahn Schaden thue. Wie ſich die Lappen über den Beſuch dieſes Viſitators in ihren zurückgelaſſenen Vorrathshäuſern freuen, haben wir oben ſchon gehört. Da das Rennthier dieſen Nationen mehr, als uns die Kuh iſt; ſo iſt es für ſie kein geringer Verluſt, wenn ihnen der Järf einige Stücke davon holt, zumal, da er ihr Fleiſch allen Thieren vorziehen ſoll; und die Jäger der blauen und weißen Füchſe (Iſatis), welche ſich in der Nachbarſchaft des Eismeers aufhalten, klagen ſehr über den Schaden, den der Vielfraß thut.

*) S. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 348.

Die Lappen fangen ihn ſo, daß ſie ihn auf ihren langen Schrittſchuhen auf dem Schnee jagen, und mit einem Spieße tödten. Man legt ihm auch Luder hin, worauf er begierig gehet. Das ſicherſte iſt, ein Fuchseiſen mit ſo ſteifen Federn, daß ſie ein dünnes Meſſer halten, und nicht loslaſſen, auf ſeinen Gang zu ſetzen. Andere verſichern aber, daß er alle gefangene Thiere, auch das Elen aus den Fallen hole; ſich aber nie ſelbſt fange. In Sibirien ſchießt man ihn, um ſeines ſchönen Fells zu ſchonen, mit hölzernen Pflöcken und Pfeilen; die Oſtiaken fangen ihn mit Fangklammern, und Selbſtſchüſſen.

Ihr ganzer Nutzen beſteht darinn, daß ſie uns ihren ſchönen, wie Atlas glänzenden Balg liefern, worauf die nordlichen Nationen einen großen Werth ſetzen.

Von den in Sibirien gefangenen Vielfraßen werden wenige an die Mongolen und Chineſer verkauft, und faſt gar keine nach Rußland gebracht. Der Preis der Felle iſt verſchieden, von 2 bis 4 Rubel; ſelten iſt er für die ſchwärzeſten höher, als 3 Rubel. Der ſibiriſche Gulo hat auch das ſchlechteſte, borſtichſte und gröbſte Haar, obgleich ſein Fell andere an Leichtigkeit und Schwärze übertrifft. Nur die gemeinen Leute brauchen es zu Mützen.

In Schweden wird für einen vollkommenen Vielfraßbalg ſelten mehr, als 36 Thaler Kupfermünze bezahlt.

Die Kamtſchadalen ſchätzen vor allen andern das Fell dieſes Thiers ſehr hoch *). Will man einen höchſt prächtig gekleideten Mann beſchreiben; ſo ſagt man: er trage

*) S. Kraſcheninnikof Kamtſchatka S. 120. Stellers Kamtſchatka S. 118 Roſomaken, Timuch.

trage einen Vielfraßpelz. Ja! ſie glauben, daß auch der Gott des Himmels Billutſchei, lauter Roſomaken-Guklanken trage. Die Damen dieſer Nation ſchmücken ihr Haar mit den weißen Pfoten dieſer Thiere, und halten ſie für eine große Zierde. Es werden aber nur wenige erlegt.

Je weißgelblicher das Fell iſt, deſto höher wird es hier geſchätzt, daß ſie ſagen: die himmliſchen Weſen trügen keine andere Kleider, als von Vielfraßfellen. Ihren Weibern und Liebhaberinnen können auch die kamtſchadaliſchen Chapeau's kein größeres Geſchenk, als mit einer ſolchen Haut machen, die vormals 30 bis 60 Rubel galt.

Im Kraßnojarskiſchen Gebiet ſind die Vielfräße ziemlich häufig, und die ganz ſchwarzen gelten bis auf 4 Rubel. Im Klachtiſchen Handel nach China gelten die Bälge das Stück 3 bis 4 Rubel; die Vielfraßpfoten aber das Paar 25 bis 50 Kopeken *).

Ich komme zuletzt auch

auf die phyſikaliſchen Irrthümer und Fabeln,

womit die Naturgeſchichte dieſes Thiers überladen iſt.

Merkwürdig iſt es doch, daß in allen Nachrichten, die ich von dieſem Thiere verglichen habe, keine einzige Spur zu finden iſt, daß von irgend einer Nation, auch nur ein äußerer oder innerer Theil deſſelben, zu mediziniſchen Kuren gebraucht werde. Ein ſeltener Fall, daß ein einziges Thier davon frey geblieben wäre!

Deſto mehr Irrthümer und Fabeln haben ſich in ſeine Geſchichte eingeſchlichen. Dahin gehört

*) S. Pallas Reiſen III. 11. 138.

1. daß das Thier von ſeiner übertriebenen Gefräſſigkeit den Namen Vielfraß bekommen habe. Es iſt ſchon oben gezeigt, daß durch ein Mißverſtändniß der beyden erſten Sylben des lappiſchen Namens Fiäll-fraß, der Name Vielfraß entſtanden ſey. Die Nachrichten der neueſten Beobachter und Reiſenden — über zahme und wilde Gulo's — ſtimmen darinn überein, daß das Thier zwar ein gefräßiges Raubthier ſey, wiſſen aber nichts von der Art ſeiner Gefräßigkeit, daß er nie ſatt werde; oder daß er ſich zwiſchen zween enge ſtehenden Bäumen durchklemme, und alles von ſich gebe, um gleich wieder freſſen zu können. Die Alten, und ſelbſt Jonſton noch, haben ihn ſo abgebildet, daß er ſich zwiſchen zween Bäumen durchdränget. Gmelin ſagt zwar: er könne unglaublich viel freſſen, ſetzt aber hinzu *): „ich habe aber nie gehört, ob ich gleich mehrmalen Jäger von Profeſſion darnach gefragt habe, daß dieſes Thier ſich zwiſchen zween Bäumen drücke, um ſeinen Leib auszuleeren, und von neuem wieder anzufangen. Dieß kommt mir als eine Fabel von einem Naturforſcher, oder als eine Erdichtung von einem Mahler vor **).“ Daher iſt es

2. ebenfalls Fabel, wenn Pontoppidan verſichert ***): es ſey die beſte Gelegenheit, den Vielfraß zu fangen, wenn er ſich, ſeiner Gewohnheit nach, zwiſchen

*) Reiſe III. 492.

**) Ein gleiches berichtet Leem in ſeinen Nachrichten von den Lappen S. 107. In der Anmerkung des Biſchof Gunner aber heißt es: es ſey eine Fabel, die daher rühre, daß man das Thier zwiſchen zwey nahen Bäumen geſehen, und es ſich an einem gerieben habe.

***) Naturhiſtorie von Norwegen II. 45.

ſchen zween, dicht an einander ſtehenden Bäumen hindurch zwinge. Denn wenn er auch ein Aas hat, fährt er fort, das ſechsmal größer iſt, als er ſelbſt; ſo hört er doch nicht eher auf zu freſſen, bis alles verzehrt iſt. Neuere Nachrichten bezeugen, daß er, nach Art des Bären, das, was er nicht verzehre, vergrabe. Von gleichem Schlage iſt

3. die Nachricht eines glaubwürdigen Freundes, daß der gefangene Vielfraß, wenn er an eine Mauer gebunden werde, weder Kalk, noch Steine verſchmähe; ſondern ein gut Stück aus der Mauer freſſe *).

Das mag er wohl thun, nicht aus Hunger, ſondern, um ſich in Freyheit zu ſetzen, wie der zahme Järf ſich durch hölzerne Kaſten fraß, woraus aber nicht folgt, daß er Holz und Späne freſſe. Und warum ſollte der norwegiſche Gulo allein ſo gefräßig ſeyn?

4. Der gemeine Mann in Norwegen hat die irrige Einbildung, daß der Bär von drey Jungen nur zwey auffüttere; das dritte aber werde der Vielfraß **).

5. Wahr iſt es, wie aus dem Beyſpiel des zahmen Järfs erhellet, daß er ſeinen Unrath, wie einen Strahl von ſich treibe, wenn er in Angſt iſt; ob aber daraus folge, daß bey ihm, wie bey den Fiſchmöven, alles Gefreſſene gleich wieder durchpaſſire, würden doch die Zergliederer, ein Pallas und andere gefunden haben, weil dazu eine beſondere Einrichtung der innern Theile erfordert würde ***).

6. Nicht minder fabelhaft ſcheint es zu ſeyn, daß der Vielfraß einen Raub mit den Füchſen gemeinſchaftlich

*) Daſ. S. 46.

**) Daſ. S. 45.

***) S. Berchs ſchwed. Magazin I. 242.

lich und recht verträglich verzehren ſolle *). Es widerſpricht der Natur eines gierigen und wilden Raubthiers.

7. So kann ich mich auch davon nicht überreden, daß der Vielfraß ein Schrecken des Bärs und des Wolfes ſey, und der letztere ſelbſt den todten Vielfraß unberührt laſſe, da er doch alles Aas freſſe **). Ein Thier, das den Bären anfällt, wenn es der Hunger treibt, ſollte ſich vor dem Vielfraß fürchten, und, wenn er ſein Aas fände, aus Furcht nicht freſſen? Wäre das letzte gegründet; ſo geſchähe es vermuthlich deshalb, weil der Geſtank des todten Vielfraßes unerträglich ſeyn ſoll. Denn er ſoll, wenn er etwas gefreſſen hat, ſo ſtark und übel riechen, daß diejenigen, welche ihn gefangen haben, ihn ohne die äußerſte Beſchwerde nicht abledern können ***).

Die Schriften,

welche zur Naturgeſchichte dieſes Thiers zu empfehlen ſind, ſind hauptſächlich folgende:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere: Otto's Ausg. XV B. S. 120—176, wo ſie faſt alle Schriftſteller beyſammen, und alle Verwechſelungen mit dem amerikaniſchen Wolfsbär (der Wolverenne), und der Hyäne berichtiget finden, mit zwo Abbildungen nach Schrebers Säugthieren Tab. 144; und des ſibiriſchen Vielfraßes nach Pallas Spicil. zool. XIV. t. 2.

Schwediſche Abhandlungen 35 B. S. 201—220. t. 7. 8.

Bech=

*) S. Berchs ſchwed. Magazin I. 242.

**) Bechſteins N. G. von Deutſchland I. 346.

***) Berchs ſchwed. Magazin I. 242.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 344. Tab. 8. Der Vielfraß.

Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 69.

Zimmermanns zoologiſche Geographie II. 276.

Der dritten Ordnung

Der Raubthiere

Fünfte Gattung:

Bår.

2te Art: Der Dachs *).

Beſchreibung des Thiers.

Obgleich dieſes Thier in Deutſchland nicht ſo gar håufig iſt, und ſich ſehr verborgen hålt; ſo verſteht mich doch Jedermann, wenn ich den Dachs nenne.

Von dem Namen Dachs kann ich ihnen keine andere Ableitung, als aus dem Lateiniſchen: Taxus, geben. Vielleicht kommt dieß von dem griechiſchen Worte: δασύς, haaricht, wollicht, her.

In Niederſachſen heißt er noch Gråving, oder Grefing, und einige Naturforſcher geben ihm den paſſenden Namen: Dachsbår, weil er viel åhnliches vom Båre hat.

*) Vrſus *Meles, Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 102. Sp. 2. α) alba β) maculata. Blumenbach in ſeinem Handbuch der Natur, 3te Aufl. hat den Dachs in eine beſondere Ordnung: *Glires*, als eine eigene Gattung, in die Familie der wieſelartigen, aufgenommen. S. 94 iſt ihm in der Gattung: *Meles*, die 3te Art: Meles *Taxus*, der Dachs.

Von ihm haben auch die kleinen, ſchwarzgelben, krummbeinichten Hunde den Namen: Dachshunde bekommen, weil ſie wegen ihrer krummen Beine ungemein geſchickt ſind, in den Dachsbau zu kriechen, und den Einſiedler herauszujagen.

Bey dieſem Thiere findet ſich abermal ein ſonderbares Gemiſche von andern Thiergattungen, daß man wohl ſieht: er ſey in der Kette ein Mittelglied, den Uebergang von einer gewiſſen Thiergattung zur andern zu machen. Sein langes, borſtenartiges Haar, ſein dicker, ſtark gedrungener Körper, giebt ihm beynahe die Geſtalt eines kleinen Bären, Schweins und Igels; ſein Kopf aber gleicht dem Fuchskopfe, und ſeine Schnauze der Hundsſchnauze.

Unſer Dachs hat die allgemeinen Kennzeichen des Bären. Oben ſechs Vorderzähne, wobey es merkwürdig iſt, daß davon einer um den andern inwendig ausgehöhlt iſt. Es muß dieſes bey ſeinem Gebiß, wenn er die Nahrung zermalmt, oder wenn er ſich wehrt, nothwendig ſeyn. Sonſt würde ſie die Natur nicht ſo eingerichtet haben.

Im Unterkinnbacken ebenfalls ſechs Schneidezähne, davon die beyden Seitenzähne länger, als die andern ſind, und kleine Kerben, oder Zacken haben, ſeinen gefaßten Raub deſto feſter zu halten, und auch deſto ſchärfer zu beißen. Die Hundszähne ſtehen einzeln, und ſind kegelförmig. Die Zahl der Backenzähne iſt nicht immer gleich; manchmal fünf, bisweilen auch wohl ſechſe.

Merkwürdig iſt es, daß faſt bey keinem Thiere, außer der Hyäne, die Unterkinnlade ſo verwahrt iſt. Die Rände der Pfannen ſchließen ſo um die Köpfe dieſer

Kinn-

Kinnlade herum an, daß ſie ſchlechterdings nicht vorwärts ausweichen kann.

Die Zunge iſt glatt, und nicht ſo rauh, wie bey andern Raubthieren. Die Augen haben eine Nickhaut, ſich zu bedecken, weil dieſe Thiere ihre meiſte Lebenszeit in unterirdiſchen Höhlen zubringen, worinn ohne dieſe Bedeckung leicht Sand und Erde in die Augen fiele. Eben darum liegen dem Maulwurf die kleinen Augen ſo tief im Kopfe, daß er lange für blind ausgegeben iſt.

Die Naſe ragt ſtark hervor, und iſt rüſſelförmig, wie ein Schweinsrüſſel. Daher haben einige, wie wir unten hören werden, zwo beſondere Unterarten: einen Schweine- und Hundedachs, angenommen. Einen ſolchen Rüſſel mußte er zum Wühlen und Aufwerfen der Erde haben.

Was die äußere Geſtalt betrifft; ſo ſieht er aus, wie ein kleiner Bär; nur ſind die Füße ſo kurz, daß man ſie wegen der langen Bauchhaare kaum ſehen kann. Zieht er ſie zuſammen; ſo wird er, wie eine Kugel, wodurch ihm das Einfahren in ſeinen Bau ſehr erleichtert wird.

Die Länge eines recht ausgewachſenen alten, vom Maule bis zum Schwanze, beträgt drey gute Fuß, und ſein Gewicht im Herbſt, wenn er ſich recht ausgemäſtet hat, und zur Ruhe begeben will, auf acht und zwanzig Pfund.

Der Kopf iſt oben breit, und läuft, wie ein gleichſchenklichtes Dreyeck, in eine dünne Schnauze aus. Der Rücken, und beſonders der Hintertheil ſehr breit, und die Haare ſteif, wie Schweinsborſten, dadurch er

ſehr

ſehr geſchwind in ſeinen Keſſel fahren kann, weil ſie ſich alle nach dem Schwanze zu legen.

Die Augen klein, und tief im Kopfe; daher er das Licht ſo wenig vertragen kann, als der Maulwurf. Die Ohren kurz und rund, völlig darnach gebauet, daß er ohne Verletzung in ſeine Höhle fahren kann. Die Füße unten breit, mit fünf Zehen, und ſehr langen Krallen bewaffnet.

Das Haar iſt von dreyerley Farbe; ſchwarz, roth und weiß; aber merkwürdig unter einander gemiſcht. Die Farbe des Rückens iſt grau, weißgelblich und ſchwarz melirt; doch ſticht das Schwarze am meiſten hervor, und drey weißliche Streifen ziehen auf demſelben hin. Die Füße ſchwarz. An den Seiten bräunlich, und der Schwanz gelblich. Ueber den Kopf ziehen breite ſchwarze und weiße Streifen.

Bey Hubertsburg in Sachſen iſt 1724 ein weiſſer Dachs mit gelbröthlichen und dunkel kaſtanienfarbigen Flecken ausgegraben. Eine ſeltene Ausartung!

Man hat ſonſt zwo beſondere Arten des Dachſes unterſcheiden wollen: die eine mit dem Hunds-, die andere mit dem Schweinskopfe, welche auch in der Farbe der Haare, in der Art der Anlage ihres Baues, und in einigen andern Kleinigkeiten verſchieden ſeyn ſollen; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß wir hier zu Lande nur eine Art: den Hundedachs, haben.

Im Thüringiſchen ſoll das rechte Vaterland der Schweinedachſe ſeyn, und doch geſtehen alle Jäger, daß ſich dieſe mit dem Hundedachſe begatten. Die ganze Sache iſt eine Meynung und Grille, davon ich ſie nicht länger unterhalten will. Hier am Harze wiſſen

wiſſen wir von keinem andern, als dem Hunde-dachſe *).

Bey der Zergliederung

des männlichen ſowohl, als weiblichen Dachſes, hab' ich manche Merkwürdigkeit gefunden.

Das Weibchen iſt kleiner, ſchmäler und heller von Farbe. Die Wollhaare ſind weißlicht, und ſchimmern nicht ſo röthlich durch, als bey dem Männchen. Es hat acht Säugwarzen, vier an der Bruſt, und vier am Bauche.

Sein Fell iſt eine wahre, faſt wie ein halber kleiner Finger dicke Schwarte. Unter demſelben iſt das viele Fett das erſte, was man bewundern muß, zumal um die Herbſtzeit, da ich dieſen zergliederte. Das Netz iſt ein bloßes Gewebe von Fettſtriemen, und die Gedärme kann man vor Fett kaum herausbringen. Der Magen hat viel ähnliches mit dem menſchlichen. Die Gedärme ſind ſehr dünn, und der Blinddarm fehlt. Das Herz ſteckt ganz in einem Fettbeutel. Die Leber hat ſechs Lappen, und die Harnblaſe iſt in der Größe eines Gänſeeyes. Die Muttertrompeten bey dem Weibchen reichen bis an die Nieren.

Da ich faſt von allen einheimiſchen Thieren die ungebornen Jungen in Weingeiſt habe; ſo iſt mirs noch nicht

*) Sehr umſtändlich hat dieſes Bechſtein in ſeiner Naturgeſchichte Deutſchlands I. 363 ff. aus einander geſetzt. *Klein* Quadrup. Diſpoſ. p. 73. *Coati; Taxus; Meles; Tax.* Quidquid dicatur de ſuillo et canino Taxo; *porcinum hactenus nemo vidit. Aldrovandi* Taxi ſuilli Icon, de quadrup. p. 267 eſt icon *Coati mondi*, ſeu *Viverrae Naſuae*, et *Naricae: Erxleben* Mammal. p. 485. et 486. S. Schrebers Säugthiere III. 520.

nicht möglich geweſen, einen Dachsembryo zu erhalten. Vermuthlich kommt es daher, weil ſich die Jäger um die Zeit, wenn er trächtig iſt, nicht gern mit ſeiner Jagd abgeben; ſondern warten, bis er recht fett iſt, und den ſchönen Winterpelz angelegt hat.

Bey dem fleißigſten Nachſuchen in den Gedärmen hab' ich nie eine Spur vom **Bandwurme**; wohl aber einige Arten beſonderer **Rundwürmer** *) gefunden.

Ueberhaupt ſcheint der ganze innere Bau dieſes Thiers, und ſein Eingeweide, wenig Anlage zur Erzeugung der Würmer zu haben. Sie möchten auch vor Fett ſchwerlich fortkommen können.

Im **Magen**, und in den **Gedärmen** eines im **November** gefangenen Dachſes, fand ich noch einen ziemlichen Vorrath von **faulen Pflaumen**, die er in den Gärten unter den Blättern hervorgeſucht hatte.

Wie ſich die fettige Feuchtigkeit in ſeinem **Saugeloche**, davon ich unten mehr ſagen werde, erzeuge, und was die Natur dazu für Säfte abſondere, habe ich mir aus der innern Beſchaffenheit dieſes merkwürdigen Theils nicht erklären können. Nach der Lage deſſelben, ſcheint ſich das Fett zwiſchen Fell und Fleiſch dahin zu ziehen, weil das Loch, oder der Fettbeutel äußerlich liegt, und mit den innern Theilen nicht die geringſte Verbindung hat. Indeß läßt ſich doch aus dieſem Saugeloche, und der Art, wie ſich der Dachs deſſen im Winter als ſeines Nahrungsmittels bedient, und ſelbſt von der Natur dazu

zu

*) Aſcaris. S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer S. 106. Tab. III. Nach Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 358 hat er auch Paliſadenwürmer und Egelwürmer, wo Strongylus zu den erſten geſetzt ſeyn ſollte.

zu angewieſen wird, ſein Winterſchlaf, und ſeine Fortdauer ſehr gut erklären.

Die Lebensart

des Dachſes hat viel Beſonderes. Sein Aufenthalt iſt mehr in, als außer der Erde, und er iſt recht von der Natur dazu beſtimmt, als ein Nachtthier zu leben, und eigentlich des Nachts auf ſeinen Raub auszugehen. Daher wird man ſehr ſelten einen Dachs am Tage ſehen, und bey den Jagdtreiben wird nie ein Dachs, wohl aber der Fuchs, zum Vorſchein kommen.

Sehr ſelten geſchiehet es, daß ſich einer des Morgens früh zufälliger Weiſe verirrt, und durch die Feldarbeiter von ſeinem Bau abgeſchnitten wird. So gieng es einmal vor einigen Jahren hier in unſerer Gegend, da ſich ein Dachs aus dem Hakel, — einem Laubholze hinter Gatersleben, — aufs Feld begeben, und des Morgens zu lange verweilt hatte. Im Holze wurde gejagt, und er hörte die Stimme der Hunde, getrauete ſich alſo nicht wieder hinein. Wo nun hin? Er mußte aus der Noth eine Tugend machen, und quer Feld ein marſchiren; aber mit ſeinen kurzen Beinen wollte das in den Furchen der Aecker nicht gut gehen. Die Pflüger erblickten ihn, ſetzten ihm nach, und ſchlugen den armen Pilger todt.

Mit dem Geſicht kann er ſich nicht gut behelfen; deſto ſchärfer aber iſt ſein Geruch, vorzüglich ſein Gehör, welches letztere auch bey allen in der Erde wohnenden Thieren, z. B. bey den Murmelthieren, ausnehmend ſcharf iſt.

Nach ſeinem Naturell iſt er ein einſiedleriſches, träges, froſtiges, mißtrauiſches, furchtſames; aber in ſei-

ner Art boshaftes und tückiſches Thier. Daher ſucht er ſich beſtändig in den Wäldern die einſamſten, abgelegenſten und dunkelſten Stellen zu ſeinem Bau aus; doch wählt er dazu am liebſten die Vorhölzer, damit er das Feld nicht weit habe, und des Nachts auf demſelben herumkreuzen kann.

Hier legt er ſeinen Bau an, wovon ich, als Augenzeuge, viel merkwürdiges erzählen kann. Mehrentheils geſchiehet es auf einer kleinen, mit dicken Büſchen beſetzten Anhöhe, wo er anfängt zu graben.

Schnauze, Füße, Krallen: alles, hat die Natur bey ihm zum Graben eingerichtet. Daher wird es ihm leichter, als irgend einem andern Thiere, das in der Erde wohnt, ſich in dieſelbe tiefer einzugraben. Den Schutt pflegt es kreuzweiſe aufzuſcharren, und hinter ſich herauszuwerfen.

Die Röhren ſeines Baues ſind alle ſchräg angelegt, damit er deſto bequemer hineinfahren kann. Er wird ſich hüten, den Ein- und Ausgang deſſelben gegen Mitternacht zu machen, wo ihn die Wetterſeite beſtändig treffen würde; ſondern, um der Sonne willen, allezeit gegen Mittag.

Der Eingänge ſind mehrentheils zween. Wenn man den einen gefunden hat; ſo ſollte man denken: es wäre der einzige, weil man weit und breit herum kein Loch weiter bemerkt; aber man irret, und muß öfters auf dreyßig Schritte gehen, ehe man an den zweeten Eingang kommt. So weit iſt er von dem erſten angelegt.

Beyde Röhren ſtoßen unten in einem Winkel zuſammen, und das iſt der Keſſel, oder ſein eigentliches Lager, das ſich öfters, nach Beſchaffenheit des Erdreichs,

vier

vier bis fünf Fuß unter der Erde befindet, und mit langem Graſe, Mooß, Blättern, und beſonders mit den, in allen Hölzern wachſenden, breiten Farrenkräutern, ſehr weich ausgefüttert iſt. Erſt ſammelt er alle dieſe Materialien vor der Höhle in einen Haufen, ſteckt den Kopf hinein, und ſchiebt ihn vor ſich her, bis unten in den Keſſel.

Jeder Dachs macht ſich ſeinen eigenen Bau, und wenn auch in einer Gegend einige Paare beyſammen wohnen; ſo hat doch jedes einzelne Thier ſeine eigene Wohnung. Im Ganzen iſt der Bau dem Fuchsbau ähnlich, nur daß er nicht ſo viele Kammern und Abtheilungen hat. Sein ganzes Werk bauet er des Nachts. Wird er aber während des Grabens von Hunden aufgeſpürt; ſo kratzt er den Eingang der Höhle hinter ſich zu, daß die Hunde nichts ſchaffen können.

Es iſt erſtaunlich, wie tief er öfters ſeinen Bau anlegt. Wir haben hier in unſerer Gegend ein kleines Holz, welches das Steinholz heißt, und faſt aus lauter Steinklippen beſteht, worinn ſich zuweilen ein Dachs einzuquartiren pflegt, wenn er des Nachts vom Hakel herüberkommt, und ſich nicht wieder dahin finden kann.

Man ſollte es kaum glauben, daß ſich das Thier zwiſchen den Felsklippen ſo tief habe hineinarbeiten können, und gleichwohl war der Dachs, der hier gefangen wurde, immer zwiſchen denſelben durchgegangen, und hatte beym Graben allen Erdgängen ſorgfältig nachgeſpürt. Da er ausgegraben wurde, fand man ſeine Höhle beynahe zwölf Fuß tief. Der Bau beſtand aus zween ſchrägen Röhren, und der erſte Eingang war von dem zweeten auf fünf und zwanzig Schritte entfernt. Es war ein Hauptbau, weil von dem Keſſel noch ein

Paar Röhren gerade aufgiengen, um friſche Luft hereinzubringen.

Hier habe ich geſehen, daß dieſes Thier ſeinen Bau außerordentlich rein hält. In dem Keſſel fanden wir keine Spur von Unreinlichkeit; ſondern ſeitwärts von demſelben war ein eigener Abtritt angelegt, wo es ſeinen Unrath verſcharrt hatte.

Nachher wurde noch einmal ein Dachs in dieſem Steinholze gefangen; aber wo? Das würden ſie ſchwerlich errathen. In einem hohlen Baume. Der Tag hatte ihn überraſcht, und er hatte, bey der Ankunft des Jägers, der alle Tage früh in dieſes Hölzchen geht, dahin flüchten müſſen. Der Hund ſpürte ihn aus, und er wurde lebendig in einem Sacke zur Stadt gebracht.

In dem ordentlichen Bau ſchläft der Dachs den ganzen Tag, auch wohl einen guten Theil der Nacht, und ſchleicht nur des Abends erſt, wenn er ſich nicht in dem hohen Getreide verbergen kann,

zu ſeiner Nahrung

aus. Wir kommen alſo nun auf die Frage: wovon lebt der Dachs? — im Sommer — im Herbſt — und im Winter.

Im Frühlinge und Sommer frißt er vorzüglich gern Erdwurzeln von Kümmel, Tormentill und Birken, die er mit ſeinem Rüſſel ſehr künſtlich auszugraben weiß, daß es nicht anders iſt, als wenn ein Menſch mit einem ſpitzen Holze Furchen in der Erde gezogen hätte. Ferner verzehrt er die noch unter dem Laube liegenden Eicheln und Buchnüſſe. Die Trüffeln weiß er ſo gut aufzuſpüren, als der beſte Trüffelhund.

Im Thierreiche frißt er faſt alles, was er überwältigen kann: junge Haſen, Kaninchen, Hamſter, Feldmäuſe, Schlangen, Eidexen, Fröſche, u. ſ. w. In dem Magen eines zergliederten Dachſes fand ich eine noch ganze Kröte. In der äußerſten Noth ſoll er Hirſche und Rehe anfallen. In Thüringen wurde einmal des Abends ein Fuchs angeſchoſſen, der in einen Dachsbau flüchtete. Da der Dachs des folgenden Tages ausgegraben wurde; ſo fand man ihn unten im Baue über die Hälfte verzehrt.

Er frißt auch alle Arten von Inſekten und Gewürmen, als Roß- Maykäfer, Heuſchrecken und Grillen: Schnecken und Regenwürmer. Auch den Erdhummeln pflegt er nachzugraben. Als ich einmal einen Dachs zergliederte; ſo konnte ich, da ich den Magen öffnete, vor ekelhaftem Geruch kaum aushalten. Es roch nicht anders, als wenn ich einen Specht zergliederte, der ſich recht mit Ameiſen ausgeſtopft hätte. Ich fand die Urſache bald. Denn er hatte wohl ein halbes Dutzend von den übelriechenden, rothen großen Weidenraupen *) im Magen, die er vermuthlich in einem hohlen Baume geſchmauſt hatte.

Wenn er des Nachts auf dem Felde herumtrabt; — denn ſein Gang iſt ein kurzer Trab — ſo beſchleicht er nicht ſelten die niedrig bauenden Vögel: junge Rebhühner, Wachteln, Lerchen, und dergleichen, und läßt ſich bey der Gelegenheit auch ihre Eyer recht gut ſchmecken.

Im Herbſte mäſtet er ſich von Feldobſt, Buchnüſſen, Eicheln, weißen und gelben Rüben: kann er in die Gärten kommen; ſo läßt er ſich alles Fallobſt,

 beſon-

*) Phalaena *Coſſus* Linn.

beſonders Pflaumen, ſchmecken. Weintrauben ſind ihm eine Delikateſſe. Man hat angemerkt, daß er zur Zeit der Noth auch dem Aaſe, beſonders todten Schweinen, nachgehe. Im Herbſt iſt er, wie ein Speckſchwein, mit Fett überzogen.

Für den Winter braucht er keinen Vorrath einzutragen, weil er, ſo bald es völlig zugewintert iſt, mit der Schlafſucht befallen wird. Doch liegt er nicht in einer gänzlichen Erſtarrung, wie die Schlafratze, und andere Thiere; ſondern bey Thauwetter, und nicht gar zu kalten Nächten, macht er ſich heraus, und geht zum Waſſer, wo man ſeine Fährte deutlich ſehen kann. Auch ſticht er zuweilen im Jänner, und Hornung nach Wurzeln, und ſucht die Eicheln und Buchnüſſe unter dem Laube hervor.

So lange er aber in ſeinem Winterſchlafe begriffen iſt, und keine Nahrung zu ſich nimmt; ſo zehrt er von ſich ſelbſt, und nährt ſich auf eine recht bewundernswürdige Weiſe dadurch, daß er den dick angeſetzten Speck wieder vom Leibe abzehrt, der ſich in ein flüſſiges Fett verwandelt, und in den Fettbeutel zieht. In dieſer Abſicht ſteckt der Dachs, ſo bald er ſich zu ſeinem Wintertode zurechte legt, ſeine ganze Schnauze bis an die Augen, mit dem Kopfe zwiſchen den Hinterbeinen weg, in dieſes Saugeloch, und wird durch das ſich hier ſammelnde Fett ſchlafend erhalten. Gewiß ein ſonderbares Nahrungsmittel, das ihm die Natur an ihm ſelbſt angewieſen hat, und ihn deshalb im Herbſt ſo fett werden läßt!

Dieſes Saugeloch iſt eine ziemlich weite Oeffnung zwiſchen dem eigentlichen Aſter oder dem Weideloche, und dem Schwanze, etwa einen Zoll tief, damit er ſeine

Naſe

Naſe hineinbringen kann. Bey der Zergliederung im ſpäten Herbſt fand ich ſchon einen beträchtlichen Vorrath einer geſammelten fettigen Feuchtigkeit darinn. Iſt es nicht merkwürdig, daß er im Herbſt juſt ſo viel Fett anſetzt, als er zu ſeiner Winternahrung gebraucht? Daher kommt er auch im Frühjahre **hundemager**, und gemeiniglich mit einer Art von **Räude**, auch mit allerley **Ungeziefer**, aus dem Loche, wovon wohl die unterirdiſche Feuchtigkeit, und der Luftmangel die Urſache iſt. Dadurch werden ſo gar die, um dieſe Zeit in den Bau geſchickten **Hunde** leicht angeſteckt, wenn ſie nicht gleich wieder abgewaſchen werden.

In der ganzen Lebensart des Dachſes finden ſich gewiß

ganz beſondere Eigenheiten,

die ihn von allen andern Thieren auszeichnen.

1. Seine träge **Unthätigkeit** iſt wohl das erſte, was ihn unterſcheidet. Denn ſein ganzes Element iſt Fettwerden, Schlafen, und im Loche ſtecken. Daher das Sprüchwort von einem, ihm in der Lebensart ähnlichen Menſchen: **er ſteckt im Loche, wie der Dachs.**

2. Er iſt ſo **furchtſam**, daß er im Mondenſchein vor ſeinem eigenen Schatten fliehet, und lieber einige Tage hungert, als daß er ſich in Gefahr wagen ſollte. Iſt er aber im Gedränge; ſo wehrt er ſich mit ſeinen Gebiß und Klauen bis zur Verzweiflung, wie das ſchon manche Hunde erfahren haben, denen er die Vorderpfoten rein abgebiſſen hat.

Die Natur hat ihn mit den gefährlichſten Waffen zur Gegenwehr verſehen. Außer den **Klauen**, womit er alles zerreißt, was ihm vorkommt, iſt ſein Gebiß am meiſten zu fürchten. Denn er hat in beyden Kinnbacken

backen in allem 34 Zähne von verſchiedener Größe und Geſtalt, die recht zum Beißen gemacht ſind. Faßt er einen Hund; ſo läßt er ſelten eher los, als bis das Glied durchgebiſſen iſt.

Die Hunde können ihm nicht viel thun, wenn er ſich in eine Ecke, oder gegen einen Baum poſtiren kann. Hat er keinen Rückhalt; ſo legt er ſich auf den Rücken, und ſtellt Krallen und Maul vor ſich hin. Wegen der langen ſteifen Haare, und dicken Haut, können die Hunde nicht durchbeißen, und ihm ſonſt nirgends ankommen.

Eben ſo ſtark widerſtehet ſein natürlicher Panzer den ſtärkſten Stockſchlägen, und er iſt nicht leicht zu tödten, wenn man auf den bloßen Körper ſchlägt. Auch ſein Gehirn iſt dicker, als bey andern Thieren. Daher thun ihm Kopfſchläge auch nicht viel. Der einzige Ort, wo er zu tödten iſt, iſt die Naſe.

3. Aus dieſen Umſtänden erhellet, daß er das zäheſte Leben habe. Dieß kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Der im Steinholze gefangene Dachs wurde in einem Sacke in mein Haus gebracht. Mehr als dreyßig Schläge mit dem ſtärkſten Prügel auf die Naſe hielt er aus, ehe ſich der Jäger getrauete, ihn auszuſchütten. Gleichwohl bemühete er ſich noch aufzuſtehen. Da er noch wohl zehn Schläge auf die Naſe bekam, und von der Naſe faſt nichts mehr zu ſehen war; ſo blieb er zwar liegen, röchelte aber wenigſtens noch ſechs Stunden, und als ihm der Jäger den letzten Schlag auf die Naſe gab, erhob er ſich noch einmal mit ſtarkem Grunzen.

Bey dieſer Gelegenheit hab' ich auch gehört, daß er recht durchdringend helle, wie ein Schwein, ſchreyen kann.

4. Wird

4. Wird ein alter Dachs am Tage verfolgt, und er kommt an einen hohen ſteilen Berg; ſo macht er ſich kein Bedenken, Kopf und Füße zuſammenzuziehen, und, wie eine Kugel herunterzukollern. Alſo viel ähnliches mit dem Naturell des Bären.

5. Der Dachs, ob er gleich ein ſtärkeres Gebiß und ſchärfere Krallen hat, als der Fuchs; ſo wird er doch von dieſem überliſtiget. Hat dieſer keine Luſt, ſich einen Bau zu graben, und wittert in der Nähe ſeines Aufenthalts einen Dachsbau; ſo beliebt es ihm, davon Beſitz zu nehmen. Mit Gewalt, das weiß er, kann er nichts ausrichten. Er muß es alſo mit Liſt verſuchen, den Dachs herauszubringen.

Fürs erſte treibt er vor ſeinem Baue allerley Unfug, kratzt ihm den Eingang zu, und ſucht ihn durch mehrere muthwillige Streiche zu beunruhigen. Will das nicht helfen; ſo harnt er ſo lange in den Eingang, und ſetzt ſeine Loſung ſo oft hinein, bis der arme Einſiedler vor Geſtank nicht mehr bleiben kann; ſondern weichen, und ihm ſeine Wohnung überlaſſen muß.

6. Das Merkwürdigſte am ganzen Thiere iſt das Saugeloch, und die abwechſelnden Bandſtreifen am Kopfe, welches beydes bloß ein Eigenthum dieſes Thieres iſt. Wem könnte ein ſolches Mittel, ein ſchlafendes Thier den ganzen Winter durch zu ernähren, einfallen?

Wie iſt die Fortpflanzung

dieſes Thiers? Eben nicht ſehr zahlreich, da ihm ſo ſehr nachgeſtellt wird. Denn in den 35 Jahren, die ich in dieſer Gegend gelebt habe, ſind kaum drey oder vier Dachſe gefangen worden, und in der ganzen Gegend des Unterharzes, über Thale hinaus, weiß man

vom Dachſe ſehr wenig, weil ihnen das Land zu ſtei-nicht iſt.

Selten findet man den Dachs in Geſellſchaft der Dächſin, und ich weiß, daß das Männchen eines Paares hier im Steinholze gefangen iſt, davon das Weibchen im Hakel lag. Bloß zur Rollzeit — ſo nennen die Jäger die Begattungszeit — kommen ſie zuſammen.

Dieſe fällt nicht, wie einige behaupten, in den Februar, worinn ſich die Füchſe paaren; ſondern zu Ende des Novembers, wenn er recht fett, und bey vollen Kräften iſt, ehe es völlig zuwintert, und er ſich in ſein Winterquartier begiebt. Denn man hat im Thüringiſchen ſchon im Februar junge Dachſe angetroffen *). Der Dachs beſucht alsdann die Wohnung ſeiner Dächſin, und, wenn er ſie einige Tage beſucht hat; ſo geſchiehet die Paarung vor ihrem Bau, worauf ein Jedes ſich nach ſeiner Höhle begiebt, und ſich zum Winterſchlaf anſchickt.

Nach zehn oder eilf Wochen wirft das Weibchen drey, bis fünf Junge, die blind zur Welt geboren werden. Dieß geſchiehet in der Mitte, oder zu Ende des Februars, unten in ſeinem Keſſel; alſo muß das Thier doch nicht immer ſchlafen; ſondern dieſes Geſchäfte der Natur, und das damit verbundene Säugen der Jungen, wird es gewiß zu rechter Zeit aufwecken. Iſt es aber nicht merkwürdig, daß die Dächſin, während der Schlafzeit, ſich nicht nur aus ſich ſelbſt; ſondern auch vier bis fünf Junge in ſich, ernährt?

So bald der Erdboden offen iſt, und die Jungen etwas herangewachſen ſind, lockt ſie die Mutter, wie die

*) S. Bechſteins N. G. Deutſchlands I. 356.

die Füchſin, nach und nach vor den Bau, und holt ihnen des Nachts Futter. Um dieſe Zeit wagt ſie ſich weiter, als ſonſt, und fängt alles, was ſich für ſie ſchickt. Ja! um dieſe Zeit ſoll ſie von den Bauerhöfen junges Geflügel und Eyer holen.

Bis zum Herbſt bleiben ſie bey der Mutter; alsdann aber müſſen ſie weichen, und ein Jedes gräbt ſich ſeinen eigenen Bau. Im zweyten Jahre haben ſie ihre vollkommene Größe erreicht.

Junge Dachſe ſind leicht zahm zu machen, und ſie werden weit zähmer, als Füchſe, die ihre Tücke nie verlieren. Sie freſſen alles, was man ihnen giebt: ſogar Brot, Käſe und Butter. Sie ſpielen mit den jungen Hunden und Katzen, und folgen denen, die ſie füttern, wie die Hunde nach. Ob es wahr ſey, daß ſie die Häuſer, wie die Igel, von Mäuſen reinigen, kann ich nicht aus der Erfahrung beweiſen.

Da ſie aber ſehr froſtiger Natur ſind; ſo hat man Urſache, ſich mit ihnen in Acht zu nehmen, weil ſie von den Feuerſtätten nicht wegzubringen ſind, und oft der Glut ſo nahe kommen, daß ſie ſich die Pfoten verbrennen, welches ſie anfänglich, wegen des Fetts, nicht fühlen. Ja! ſie ſind im Stande, in der heißen Aſche herumzukriechen, und in den Haaren Kohlen mit wegzutragen, wodurch leicht Feuer entſtehen könnte.

Ueber zwölf Jahr ſoll ein Dachs nicht leicht leben, und gemeiniglich im Alter blind werden.

Von der Jagd

dieſer Thiere, — und das hören ſie doch gern, — kann ich ihnen noch mancherley erzählen. Die gewöhnlichſte Art iſt das Tellereiſen, oder die Fuchsfalle. Dieſe wird

vor dem einen Eingange, mit der Erde gleich, eingegraben, an einer Kette befeſtiget, und mit bloßem Haſellaube, oder Tannenreiſern abgerieben. Die übrigen Zugänge müſſen wohl verſtopft werden. Er iſt viel zu dumm, als daß er, wenn er vor ſeinem Bau etwas ungewöhnliches ſieht, wie der Fuchs, lange Ueberlegungen anſtellen ſollte; ſondern er fängt ſich insgemein ſchon den erſten Tag.

Sonſt wurden dazu ordentliche **Dachshunde** gehalten, ihn aus dem Bau in einen vorgeſpannten ſtarken Netzſack zu treiben, der den Namen **Dachshaube** führt, und ſich hinter ihm von ſelbſt zuzieht.

Weiß man den Ort, wo er des Nachts ſeiner Nahrung nachgeht; ſo wird er mit abgerichteten Jagd- und Schäferhunden angehetzt, denen man denn, wenn ſie ihn geſtellt haben, mit eiſernen Zangen und Heugabeln zu Hülfe kommt, und ihn in einen Sack ſchiebt.

Das **Ausgraben** iſt ſehr beſchwerlich, weil er gemeiniglich tief liegt, und die Röhren ſchräg gehen, daß man alſo nicht gerade zu auf den Keſſel treffen kann. Doch geſchiehet es noch an manchen Orten, und wenn man ſo nahe auf ihn kommt, daß man ihn erreichen kann; ſo wird ihm entweder ein Maulkorb angelegt, wenn man ihn lebendig zur Luſt hetzen will; oder einige Jäger haben eine noch grauſamere Gewohnheit, daß ſie ihm einen ſtarken **Krätzer** in den Leib ſchrauben, und ihn daran herausziehen *).

Die Verbreitung

des Dachſes geht über alle gemäßigte Theile von Europa bis in Schweden und Norwegen. Pontoppidan

*) Mehrere Arten in Bechſteins N. G. Deutſchlands I. 358.

pidan *) ſagt von ihm, daß ſein Biß faſt unheilbar ſey, und, daß er nicht eher aufhöre, bis er das Knirſchen ſeiner eigenen Zähne höre. Hier heißt er Brok, Greving, auch Svimſok. In Livland **) geht er ſtark nach dem Federvieh und Eyern, und das Weibchen ſoll daſelbſt nur neun Wochen trächtig ſeyn. Der ſlavoniſche Dachs unterſcheidet ſich von dem deutſchen bloß durch ſeine Größe; ſonſt iſt er ihm in allen gleich ***).

Er findet ſich aber auch in Aſien †), in verſchiedenen Gegenden. Selbſt in China, wo er gern gegeſſen wird. Aus Afrika hat man nicht die geringſte Nachricht vom Dachſe, und nach Shaw iſt in der Barbarey, wie in allen heißen Ländern, keiner anzutreffen. Da er in Höhlen lebt, und am Tage ſich gar nicht ſehen läßt, ſo kann er vielen Reiſenden entwiſcht ſeyn. Denn Kolbens Dachs auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, iſt nichts anders, als die kapenſiſche Cavia: eine Art von Murmelthier ††). Den Griechen iſt er völlig unbekannt, und Ariſtoteles hat ſeiner nicht erwähnt. Daher haben wir auch im Griechiſchen kein Wort für dieſes Thier.

In Nordamerika findet er ſich in Kanada und Penſylvanien. Daß er aber auch in Südamerika anzutreffen ſey, hab' ich erſt aus Bankrofts Naturgeſchichte von Guiana †††) gelernt, wenn es anders unſer Dachs iſt.

„Der

*) Naturhiſtorie von Norwegen II. 54; vielleicht eine pontoppidaniſche Anekdote.

**) S. Fiſchers N. G. von Livland S. 56.

***) S. Taube Beſchr. des Königr. Slavonien S. 21.

†) S. Pallas Reiſen I. 129. III. 10. Gmelin Reiſen III. 432.

††) S. *Erxleben* Mammal. 352.

†††) S. 84.

„Der Dachs in Guiana, heißt es, iſt ungefähr 18 Zoll lang: (das wären 1½ Fuß, welches mir ſchon verdächtig vorkommt), hat ein feines, dunkeles, kaſtanienbraunes Haar, außer am Bauche iſt er weißgelblich. Der Schwanz hat ungefähr 16 Zoll, (alſo nur 2 Zoll weniger, als der Körper) und Streifen von eben der Farbe, wie die Haare am Bauche. Der Kopf rundlicht, mit einer langen Schnauze. Die Beine kurz und dick.“

Nun auch etwas **von den Feinden** des Dachſes.

1. Ihre natürlichen **Feinde** ſind gewiſſe **Krankheiten**, denen ſie im Frühjahre unterworfen ſind. Es iſt beſonders eine Art von **Räude**, oder **Hautausſchlag**, die ſie oft den ganzen Sommer durch plagt; doch die **Weibchen** mehr, als die Männchen. Die nächſte Urſache iſt die dumpfige und feuchte Höhle ihres Winteraufenthalts, woran manches Erdreich und andere Lokalumſtände ſchuld ſeyn können, wo ſie juſt ihre Höhle angelegt haben. Daß ſie der **räudige Fuchs** anſtecken ſolle, wenn er ihren Bau in ihrer Abweſenheit beſucht, iſt noch nicht ausgemacht, da gleiche Urſachen demſelben gleiche Krankheit zuziehen.

2. Hierher gehört auch die **Blindheit**, die ſie im Alter befällt.

3. Im **Thierreich** haben ſie mehr, als einen Feind, **außer ſich**, an ſich und **in ſich**.

Der Fuchs iſt allerdings ein Feind des Dachſes, weil er ihn beſtändig neckt, und ihn öfters gar aus ſeinem Baue treibt.

Alle Schäfer- Jagd- und vorzüglich Dachshunde, ſind gewiß ſeine Freunde nicht.

In

In ſeinem Pelze nähren ſich von ſeinen Säften die großen Milbenarten *), die man Schafteken nennt, und außerdem noch viele kleine bräunliche Erdmilben, die jedes Thier bekommt, das ſich in der Erde aufhält; nicht große Thiere allein; ſondern auch kleinere; als Hummeln, Roßkäfer, u. ſ. w. **).

In ſeinen Eingeweiden Rundwürmer, wie ich oben ſchon erinnert habe.

Was iſt aber nun wohl bey dieſem Thiere größer,

der Schaden, oder der Nutzen?

Ich glaube der letztere. Laß es auch immer ein Paar Haſen, Kaninchen, Rebhühner, und andere Vögel verſchmauſen; wie viele ſchädliche Thiere und Inſekten: Mäuſe, Kröten, Schlangen, Eidexen, Raupen, Heuſchrecken und Käfer, frißt es nicht auch, die uns weit größern Schaden thun würden? Laſſen ſie uns alſo ſeinen Nutzen kennen lernen, den wir in mehr, als einer Abſicht, von dieſem Thiere haben.

1. Sein Fleiſch iſt nicht gerade zu verwerflich. Denn es hat den widrigen Geruch nicht, den ein abgezogener Fuchs von ſich giebt.

In unſern Gegenden wüßte ich zwar nicht, daß der Dachs gegeſſen würde. Indeſſen wird er doch in verſchiedenen andern Ländern auf mehr als eine Art zubereitet.

In Frankreich wird eine Dachskeule mit Blumenkohl, und in der Schweiz mit gekochten Birnen, für eine große Delikateſſe gehalten. Sein Fleiſch ſoll zwar

*) Acarus *Ricinus* L. die ich nicht eben Läuſe nennen möchte, da ſie offenbar, wie die Schafteken, zum Milbengeſchlecht gehören, und acht Füße haben.

**) Acarus *Coleoptratorum* Linn.

zwar einen ſüßlichern Geſchmack als Schweinefleiſch haben; dieſer ekelhafte Geſchmack aber wird ihm durch Salz und gute Gewürze genommen. Die Steindachſe, die auf hohen Gebirgen wohnen, und ſich von den beſten Wurzeln nähren, ſollen im Geſchmack den Vorzug haben.

Andere Völker, als die Kalmücken und die Chineſer eſſen ihn auch.

2. In der Handlung hat der Dachs einige Artikel gegeben.

Seine Haut, oder Schwarte, iſt nicht zu allen Jahreszeiten brauchbar. Den ganzen Sommer durch hårt er ſich, und verliert durch Hitze, Räude und Ungeziefer die Haare. Daher wird er erſt von Michaelis an für gut gehalten.

Es gehört zwar das Dachsfell zu den gemeinen Pelzwerken, dient aber zu manchen Vortheilen. Denn es iſt ſo dauerhaft, daß es keinen Regen und Näſſe durchläßt. Daher es zu Ranzen, Fußſäcken, Pferdekumpten, und Reiſekaſten verarbeitet wird.

Inſonderheit bedienen ſich die Jäger des Fells zu Jägertaſchen, in welche ſie faſt die ganze Büchſe ſtecken, und vor Näſſe verwahren können: ſo lang iſt die Taſche. Eine Taſche von dem Fell eines jungen Dachſes, daran die Haare ins Bläuliche fallen, wird ſehr hoch gehalten.

Ueberdem geben die Haare die vortreflichſten Mahler- und Vergolderpinſel, und werden auch zu Bürſten gebraucht. Das Fett nehmen die Seifenſieder zur Seife.

3. Der Dachs hat auch für die Landleute noch einen beſondern Nutzen. Er dient ihnen zum Wetterpropheten.

pheten. Iſt es auf Lichtmeſſen klar und hell; ſo bleibt der Dachs in ſeinem Bau, weil er ſpürt, daß noch Kälte und Froſt komme; iſt aber das Wetter ungeſtüm, mit Regen und Schnee; ſo kriecht er hervor, und fürchtet keine Kälte mehr.

Zu den phyſikaliſchen und medizinischen Irrthümern

kann man theils diejenigen rechnen, welche bereits abgekommen ſind, theils noch herrſchen.

Sonſt wurde der zu Aſche gebrannte Dachs, ſein Blut, Fett, Gehirn, Leber und Galle in der Medicin gebraucht; allein vernünftige Aerzte ſetzen darinn keinen Werth mehr, obgleich mit dem Dachsfett von Jägern, Förſtern und Landleuten noch immer Wunderkuren geſchehen *).

Phyſikaliſche Irrthümer müſſen in der Naturgeſchichte dieſes Thiers auch noch berichtiget werden. Dahin gehört

1. das wirklich ganz ungegründete Vorgeben von zweyerley beſondern Arten: den Hunde- und Schweinedachſen.

2. Daß der Dachs, nach Büffons Meynung, in Aſien nicht anzutreffen ſey, da er ſich doch bis Siam, und bis an das kaſpiſche Meer erſtreckt.

3. Daß ihn der räudige Fuchs in ſeinem Bau anſtecke.

4. Daß

*) In der Stadt Caſan in Sibirien ſahe Gmelin in einem Kramladen einen geſchundenen Dachs hangen, der jämmerlich zerfetzt war. Wer Dachsfett haben will, geht in die Kramläden, und es wird ihm gegen Bezahlung ein Stück deſſelben, von welchem Theile des Leibes er es verlangt, abgeſchnitten. S. Reiſe durch Sibirien I. 83.

4. Daß ſich der Dachs gar nicht häre.

5. Daß er ſich erſt im Februar begatte.

6. Daß er den ganzen Winter durch in einer Art von Erſtarrung liege.

7. Daß er, ſtatt der Milben, Läuſe habe.

Unſtreitig ſind das

die beſten Schriften,

welche dieſes Thier am genaueſten und richtigſten, aus eigenen Erfahrungen, und nicht nach bloßen Jägernachrichten, beſchrieben haben.

Zuerſt nehmen ſie Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 349 (Fährte Tab. 14. Fig. 10.)

Hernach folgt Büffon Mart. Ausg. IV. 123. Tab. 59, wo die Abbildung ſehr natürlich iſt. Sie müſſen ſich aber nicht allein auf ihn, ſondern mehr auf die beygefügten Anmerkungen verlaſſen.

Müller in ſeinem Linn. Naturſyſtem I. 281. hat das Weſentlichſte aus andern zuſammengetragen.

In Borowski's gemeinnütziger Naturgeſchichte des Thierreichs I. 2 St. S. 75. eine bloße Wiederholung des Büffons, und gar nichts eigenes. So gehört auch die Naturgeſchichte des Dachſes im 1 Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten S. 255 ganz dem Büffon.

Was dieſe Schriftſteller geſagt haben, und was über dem bey dieſem Thiere in die Oekonomie einſchlägt, hat Krünitz in ſeiner ökon. Enzykl. VIII. 623. geliefert.

Faſt alle Synonymen und Schriftſteller in *Erxleben* Mammal. S. 161.

Die beſte Abbildung aber in Schrebers Säugthieren III. 516. Tab. 142.

Der

Der dritten Ordnung

Der Raubthiere

Sechste Gattung:

Der Igel *).

Beſchreibung der Gattung.

Der Name Igel ſcheint der Holländer Egel zu ſeyn, und der lateiniſche Name Herix, Herinaceus, oder Erinaceus das italiäniſche Riccio oder Rizo, das ſpaniſche Erizo, und das franzöſiſche Heriſſon, veranlaßt zu haben. Wegen der Stacheln nennen ihn die Griechen Echinos. Ob aber Erinaceus von haerendo herkomme, weil die Früchte an ſeinen Stacheln hängen bleiben, wollen wir nicht ausmachen.

Die Kennzeichen dieſer ganzen Gattung: Igel, ſind folgende:

Oben ſtehen zween walzenförmige, und unten zween dicht an einander liegende Vorderzähne.

Oben befinden ſich fünf, und unten drey Eckzähne.

Backenzähne auf jeder Seite vier, mit vier kurzen Spitzen.

Ein kegelförmiger Kopf mit einem abgeſtumpften Rüſſel.

Große ſpitze Stacheln auf der Haut, und, wo dieſe fehlen, Borſten.

Das eigentliche Merkmal dieſer Gattung, wodurch ſie ſich von allen europäiſchen Thieren unterſcheidet, ſind die Stacheln, womit der ganze Rücken bedeckt iſt. Wir

*) *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn.* ed. 13. I. 15. Gen. 20. *Erinaceus* Sp. 1. *europaeus;* der gemeine Schweinigel.

Wir haben in Europa nur eine Art dieſer Gattung, die man füglich das kleine europäiſche Stachelſchwein nennen könnte.

Der europäiſche Igel.

Die beſondern Merkmale dieſer Art ſind nicht bloß die Stacheln; ſondern der, an jedem Naſenloche hervorragende umgebogene Rand, der wie ein Kamm ausſieht.

Die gewöhnliche Größe unſeres Igels iſt eine Länge von der Schnauze bis zum Schwanze von einem Fuß; ich habe aber einen in meinem Kabinet von anderthalb Fuß.

Wenn er ſich aufrecht hält; ſo hat er einen unförmlichen Körper. Den Hals kann man wegen der Stacheln, die ſich von der Stirn anfangen, faſt gar nicht ſehen, und der Kopf mit der eingekerbten Schnauze iſt einem Hundekopfe ziemlich ähnlich. Die Augen ſind klein, ſtehen aber weit vor, und die Ohren außerordentlich kurz und rund. Von den Beinen ſieht man nichts, als die kurzen Füße mit fünf Zehen, die ſchwarze, lange und ſcharfe Nägel haben. Er hat in allen 36 Zähne, womit er ſeiner Art nach ſcharf genug beißen kann.

Bloß der obere Theil des Körpers von der Stirn an bis zum Schwanze iſt mit hornartigen, ſchwarzbraun geſprenkelten, ſpitzen Stacheln beſetzt, die aus der Fetthaut des Thiers herausgewachſen, und einen guten Zoll lang ſind. Sein einziges Wehr und Waffen, ſich zu vertheidigen!

Bey der Zergliederung

hab' ich den Grund gefunden, warum ſich das Thier, wie eine Kugel, zuſammenrollen kann. Erſtlich liegt er in den vielen kurzen Wirbeln des ſchon halbzirkelförmig gebaueten Rückgrats, und zweytens in dem ſtarken Muskel unter der Haut, damit das Fleiſch auf eine verhältnißmäßige Art dem Zuſammenziehen der Wirbel folge. Das Skelet eines Igels zeigt den Mechanismus des Zuſammenkugelns ſehr deutlich.

Merkwürdig iſt es doch, daß die Augen des Igels, weder die wäſſerichte, noch glasartige; ſondern nur die Kryſtallfeuchtigkeit haben, an welcher unmittelbar die Netzhaut ſitzt. Dieß mag auch für die Oekonomie des Thiers, da es meiſt im Dunkeln lebt, und kurz vor ſich hinſiehet, genug ſeyn.

Embryonen hab' ich vom Igel noch nicht erhalten können. Auch hab' ich in ſeinen Gedärmen noch nie eine Spur von Band- oder einer andern Art von Wurm gefunden. Andere aber ſollen eine kleine Art von kurzgliedrichten Bandwurm darinn entdeckt haben.

Sein Naturell iſt dumm, furchtſam, träge; aber von einer beynahe unempfindlichen Fühlloſigkeit im Schmerz. Einige Zergliederer haben ihn lebendig mit den Füßen angenagelt, und ſo allmählig aufgeſchnitten. Bey dem allen aber hat er auch nicht einen ängſtlichen oder klagenden Ton von ſich hören laſſen.

Die Lebensart

des Igels führt uns zuerſt auf ſeinen Aufenthalt. Dieſer iſt gewöhnlich im Sommer, wie ſie aus eigener Erfahrung wiſſen, in Laubhölzern, im dicken Ge-

büſche, und an der Wurzel hohler Bäume, in zuſammengeharkten Laubhaufen, im Heidekraute, und unter dichtem Mooſe.

Man ſagt zwar: ſie näherten ſich nicht gern den Wohnungen der Menſchen; wie oft aber haben ſie ſolche ſelbſt, wenn ſie mit ihrem Dachshündchen ſpatzieren giengen, in den Gärten im hohen Graſe, unter den Hecken, auf den Dämmen unſerer Stadtgräben gefunden, und ihre Luſt daran gehabt, wenn der Dachs einen aufſpürte, ihn immer anbellte, und der Stachelkugel nichts anhaben konnte? Nach meinen Erfahrungen habe ich ſie im Herbſt, wenn das Laub fiel, am liebſten unter dem Nußlaube gefunden, deſſen ſtarker Geruch ſie an ſich lockt. In Livland wohnen ſie am liebſten unter den Wachholderſträuchern *).

Am Tage liegen ſie unbeweglich auf einer Stelle, und man ſollte ſie in der Ferne für eine abgerundete Erdſcholle halten; des Nachts aber pflegen ſie umher zu kriechen, und ihrer Nahrung nachzugehen. Am liebſten wohnen ſie doch in einer Höhle, und, wenn ſie nicht gleich eine natürliche finden können; ſo graben ſie ſich mit ihrem Rüſſel und ſcharfen Klauen bald eine, die etwan einen Fuß tief iſt, und füttern ſie mit Laub und Moos aus. Die beyden Oeffnungen, wie bey dem Dachsbau, gehen nach verſchiedenen Himmelsgegenden: die eine gegen Mittag, und die andere gegen Mitternacht.

Allein im Winter graben ſie ſich unter den Wurzeln alter Bäume tiefer ein, und zwar, wie der Dachs, jedes Geſchlecht in eine beſondere Höhle, darinn ſie vorher einen groſzen Haufen von Stroh, Heu, u. ſ. w. zuſammen-

*) S. Fiſchers N. G. von Livland S. 56.

ſammengetragen haben. Bey dem erſten ſtarken Froſt ſcharren ſie ſich tief in ihr Bette ein, doch ſo, daß ſie, wie der Dachs, eine krumme Lage machen, und das Männchen, ſowohl als das Weibchen, die Naſe tief in das Fell zwiſchen den Hinterbeinen bey dem After ſtecken. Hier erwarten ſie nun ihren Winterſchlaf, der aber in einer völligen Betäubung beſteht, wovon ſie nicht eher erwachen, als bis ſie der warme Frühling wieder erweckt. Doch kann es ſeyn, daß ſie, während ihres Schlafs, von dem im Herbſte geſammelten Fette zehren, und erhalten werden. Ihr Blut iſt ſo kalt, wie bey allen andern Thieren, die den Winter verſchlafen.

Die Nahrung

findet der Igel in dem unermeßlich reichen Pflanzen- und Thierreiche der Natur, die ſo viele Geſchöpfe ernährt. Er braucht nur den Sommer durch Nahrung; Wintervorrath trägt er nicht ein, weil er dieſe Zeit verſchläft.

Alles, was er von Nahrungsmitteln findet, und ihm behagt, trägt er in ſeine Höhle, wo ers ruhig verzehrt. Er frißt überhaupt nicht viel, und kann ſehr lange hungern.

Bey Tage, wenn alles recht ſtille iſt, gewöhnlich unter Mittage, wenn das Feld, und die Gärten von Leuten leer ſind, ſchleicht er furchtſam herum, und ſucht ſich etwas. Bey dem geringſten Geräuſch aber wird er Kugel, und ſo kann er Stunden lang liegen, bis er nichts mehr hört. Eigentlich aber geht er nur des Nachts aus, und hat, in Abſicht der Nahrungsmittel ſelbſt, die er genießt, und in der Art, wie er ſie auf-

ſucht, viel ähnliches mit dem Dachſe. Nur entfernt er ſich weiter von ſeiner Wohnung, als dieſer.

Seine gewöhnliche Nahrung im Pflanzenreiche iſt in den Gärten abgefallenes Obſt: Aepfel, Birnen, Pflaumen, u. ſ. w.; im Felde aber Getreide, Wurzeln, gelbe Rüben, und was das Feld ſonſt hat. Auch die Weinſtöcke beſucht er, und reißt die unterſten Trauben ab, wobey ihm aber ein künſtlicher Diebſtahl fälſchlich aufgebürdet wird, wie ich unten zeigen werde.

Mit der Naſe wühlt er gern in der Erde, und ſpürt den Glimen, den Regenwürmern und allen Inſektenlarven nach, wie er denn im Thierreich nichts verſchmähet, was er zwingen kann. Ein zahmer reiniget das Zimmer von Spinnen, Weberknechten, Ameiſen, u. ſ. w.

In Senegambien thut er den Einwohnern eine große Wohlthat, daß er ſie von den ſchädlichen Kackerlacken befreyet.

Das aber iſt ſonderbar, daß der Igel Nahrungsmittel vertragen kann, die dem Menſchen Gift ſind, und davon andere Thiere Zuckungen bekommen würden. Ich fand einmal in einem Garten auf einer niedrigen Hecke eine ganze Schaar ſpaniſcher Fliegen, die ſich mir durch ihren Geruch verriethen *), und da ich ſie in ein großes Glas ſammelte; ſo erblickte ich gerade darunter im Mooſe einen Schweinigel, den ich ſogleich zum Anatomiebrette verdammte, und in ſeinem Magen einen ziemlichen Vorrath dieſer bereits geſchmauſten Inſekten fand, die von oben heruntergefallen waren.

Er

*) Meloë *veſicatorius* Linn. Schon vom Pallas bemerkt: Nov. Commentar. Petropol. Tom. 14. p. 578.

Er iſt aber auch im eigentlichen Verſtande ein fleiſchfreſſendes **Raubthier.** Denn er weiß die ſich aus ihren Löchern verirrenden **Maulwürfe** und kleinen **Feldmäuſe** ſehr ſchlau zu fangen. **Kröten** und **Fröſche** belauſcht er im Graſe. In der **Ukraine** gehört er zu den **Hausthieren**, und wird gern gehalten, um die **Kröten** in feuchten Häuſern zu vertilgen. Gärten hält er von **Schnecken** rein, ohne ſonſt Schaden zu thun. Auch kleine **Vögel** ſollen vor ihm nicht ſicher ſeyn. Man laſſe einen Vogel mit beſchnittenen Flügeln zu einem Igel in die Kammer; ſo wird man bald erfahren, was vorgegangen iſt. In **Schweden** holt er die Hühnereyer aus den Neſtern.

In den Häuſern und Pferdeſtällen fängt er die Mäuſe ſo gut weg, wie eine Katze, und die **Kalmucken** halten ihn dazu in ihren Wohnungen.

Der **Milch** geht er ungemein nach, und pflegt ſich deshalb auch wohl in den Kellern aufzuhalten, wohin er auch bey ſeinen Nachtwanderungen durchs Kellerloch kann heruntergefallen ſeyn. Ein ſolcher Zufall iſt oft die Urſache, daß er von den Unwiſſenden für die **Hausunke** — ein fabelhaftes Thier, das der Aberglaube erdichtet hat, und das kein Naturforſcher kennt, — ausgegeben wird.

Eine poſſierliche Begebenheit dieſer Art trug ſich einmal in unſrer Stadt in einem kleinen dumpfigen Hauſe zu, worinn der Keller nur drey oder vier Stufen tief war. Das Gerücht erſcholl von dieſem Haus, daß eine **Unke** darinn reſidire. Die Kinder wurden des Abends ſorgfältig in Acht genommen, daß ſie nicht **angehaucht** würden, und durften auch nicht in den Keller gehen. Das **Wahrzeichen** war: es ſöffe auf der

Hausflur die Milch aus, und habe erſt kürzlich dem einen Kinde ſein Milchnäpſchen ausgeleert. Das Kind habe das Thier geſehen, und eine wunderliche Beſchreibung davon gemacht. Niemand wagte ſich des Abends mehr in den Keller.

Ich ließ verſchiedene kleine Gefäße mit Milch herumſetzen, und verbarg mich mit einer Blendlaterne. Sobald ich das Thier kommen und ſaufen hörte, öffnete ich die Blende, und ſiehe! es war ein ehrlicher Schweinigel, der ſich es recht wohlſchmecken ließ.

Ein noch ſonderbarerer Zufall hat ſich mit einer Igelmutter zugetragen, die mit ihren Jungen in eine Tonne geſetzt, und reichlich gefuttert wurde. Statt die Jungen aber zu ſäugen, hat ſie eins nach dem andern aufgefreſſen. Nicht aus Mangel der Nahrung; denn ſie fraß zugleich von dem Fleiſche, Brote, Kleyen und Früchten; ſondern bloß aus Mangel der Freyheit und aus langer Weile wurde dieß Thier zur Kindermörderin.

Faſt ſollte man den Igel eben ſo heimtückiſch, als die Affen, nennen. Denn er iſt ſehr naſchhaft, und ſpüret allerwegen herum. Einſt hatte ſich einer in die Küche geſchlichen, und, da er ein Töpſchen mit Fleiſch antraf, nahm er ſolches heraus; ließ aber ſeinen Unrath an deſſen Stelle zurück.

Ihre Paarungszeit

fällt in die Mitte des Aprils, und im May. Beyde Thiere müſſen wegen ihres Stachelrückens freylich eine beſondere Lage nehmen; aber die Natur weiß zu allem, was die Fortpflanzung und Erhaltung der Geſchöpfe betrifft, Rath.

Das Weibchen trägt etwa ſieben Wochen, und ich habe ſchon zu Ende des Julius Junge gefunden, die ich noch in Weingeiſt verwahre. Sie ſind anfänglich weiß, und die Spuren der Stacheln nur als ſchwärzliche Pünktchen zu ſehen. Nach zween Monaten fangen ſie an zu wachſen, und man kann ſich kein unförmlichers Geſchöpf denken, als einen jungen Schweinigel, an dem die Stacheln hervorzukommen beginnen.

Das Wochenbette findet ſich insgemein in Miſt- Laub- und Mooshaufen, und das Lager wird allezeit mit feinzerbiſſenem Heu ausgefüttert. Vier Wochen dauert die Säugezeit, und hernach wird den Jungen das zarteſte Futter, als Weintrauben, Schnecken, weiches Obſt, u. ſ. w. vorgetragen. Im zweyten Jahre ſind die Jungen völlig ausgewachſen, und im Stande, ſich fortzupflanzen. Von dem Alter der zahmgemachten zu urtheilen, können ſie acht bis zehn Jahre alt werden.

Ein zahmer Schweinigel, dem man, ſtatt der Milch, etwas Wein gegeben hat, macht ſo poſſierliche Streiche und Kolloraturen, wie kein Scaramuz auf dem Theater machen kann.

Eingeſperrt lebt Männchen und Weibchen eine geraume Zeit mit einander in einer Kammer; aber ſie werden ſich nie begatten.

Was das Eigene

betrifft, was der Igel vor allen andern Thieren hat; ſo gehöret dahin

1. der umgebogene Rand an jedem Naſenloche, der wie ein Kamm hervorſteht, und zur Verſtärkung des Geruchs etwas beytragen muß;

2. das beſtändige Geifern aus Mund und Naſe, wie helles Waſſer. Vermuthlich ſeinen Gang zu bezeichnen, um ihn durch dieſe Witterung ſtets wieder zu finden, ſo wie ſich gewiſſe Raupen vom Gipfel des Baums, auf der Erde durch, einen Weg mit Seide tapeziren, den ſie bey ihren Prozeſſionen wieder zurücknehmen *).

3. Daß er alles, was ihm vorkommt, beriecht; dabey aber beſtändig mit der Naſe zuckt, welches wohl in der Abſicht geſchiehet, die Geruchsnerven deſto ſtärker zu reizen.

4. Die vorzüglichſte Merkwürdigkeit an dem Igel aber iſt, an beyden Geſchlechtern, die Menge von Stacheln, und die Art des Zuſammenziehens des Körpers in eine ſtachlichte Kugel, wovon ich ihnen oben bey der Zergliederung ſchon etwas geſagt habe.

Unter allen vierfüßigen Thieren in Europa iſt dieß das einzige, das ſeine Glieder durch Zuſammenrollen des Körpers auf die künſtlichſte Weiſe verſtecken, und ſich als eine Stachelkugel zur Wehr ausſtellen kann. Windet ſich der Igel nur zuſammen, um auszuruhen; ſo ſiehet man wenigſtens ſeine Schnauze noch, welche die Vorderfüße berührt. Bey Gefahr und Furcht aber verbergen ſich alle ſeine Glieder gänzlich. Wird er gereizt; ſo zieht er ſich immer enger zuſammen, und die Stacheln ſträuben ſich deſto ſtärker. Alsdann iſt man nicht im Stande, wenn man auch lederne Handſchuhe anzieht, ihn aus einander zu bringen. Er läßt ſich todtſtoßen, ohne Mine zu machen, ſich auszuwickeln. Allein man darf ihn nur ins Waſſer ſetzen, oder allmählig

*) Phalaena *Proceſſionea* Linn.

lig einige Töpfe kaltes Waſſer über ihn hergießen; ſo giebt er ſich von ſelbſt aus einander.

Unter den Thieren weiß keiner ein beſſeres Mittel, ihm beyzukommen, als der Fuchs, und ſie werden ſich ſeines liſtigen Stückchen, wie er ihn aus einander bringt, noch erinnern.

Will man ſein Verfahren, wie er ſich zuſammenrollt, und wieder auswickelt, genau ſehen; ſo muß man ihn im Freyen beobachten. Erſt dehnt er hinten und vorn ſeine Glieder aus; dann erfolgt allmählig das Einſenken des Rückens; er tritt auf die kurzen Füße, und kriecht langſam fort. Wird er erſchreckt, oder berührt; ſo rollt er ſich wieder zuſammen; aber nicht ſo geſchwind, daß man dabey nicht verſchiedene Grade ſeines Zuſammenziehens unterſcheiden könnte. Anfänglich krümmt er den Rücken. Dann legt er den Kopf gegen die Bruſt, und ſchließt die Augen. Die Seitenhaut zieht ſich um die Füße. Der Hintertheil folgt, und nun zieht er ſich immer enger, bis zur Kugel zuſammen.

Die Natur hat ihm dieſen Stachelpanzer bloß zur Sicherheit gegen

ſeine Feinde

gegeben, weil er ſonſt bey ſeiner trägen Langſamkeit der Raub jedes Thiers werden würde. Er hat

1. an den Bären, Wölfen und recht großen Hunden mächtige Feinde, welche die Verletzung ihrer Pfoten und Mauls nicht achten; ſondern ihn zerdrücken. Furchtſame Hunde, die ſeine Stacheln erfahren haben, und durch ihr blutiges Maul gewarnt ſind, ſpringen um ihn herum, und bellen.

2. Der

2. Der Fuchs iſt ſein liſtigſter Feind, weil er im Winter ſein Lager auswittert, und ihn als eine Delikateſſe verzehrt. Er kollert ihn entweder mit den Füßen ſo lange herum, bis er matt wird, ſich aufthut, und er ihn bey der Kehle faſſen kann, oder er beharnt ihn ſo lange, bis er von dem Geſtank ſeines Urins ohnmächtig wird, und ſich auswickelt.

Gleichwohl hat der Igel, außer den Stacheln, noch ein beſonderes Vertheidigungsmittel. Er läßt in der Angſt ſeinen Urin von ſich, deſſen Näſſe und Geruch ſich über den ganzen Körper verbreitet, und ſeinen Verfolgern alle Luſt nimmt, ihn ferner anzugreifen.

Von dieſer weiſen Einrichtung der Natur hatten die Alten ſchon etwas gefühlt. Sie machten daher das witzige Sprüchwort, welches ich ihnen aufzulöſen gebe:

Πολλ᾽ οἶδ᾽ Ἀλώπηξ, ἀλλ᾽ Ἐχῖνος ἓν μέγα.

Denn der Igel kann ſich vertheidigen, ohne zu kämpfen, und, ohne anzugreifen, verwunden.

3. Flöhe finden ſich in Menge am Igel, und es ſind die blaßgelben, welche die Maus, der Hamſter, und andere, in Löchern wohnende Thiere haben.

4. Die Holzböcke (Teken) *) haben ſich oft mit dem Kopfe tief eingeſogen, und

5. hat er Spul- und Bandwürmer.

Die Verbreitung

des Igels erſtreckt ſich beynahe in alle Welttheile. Nur in den kälteſten Gegenden von Lappland iſt er nicht anzutreffen. In Europa ſelbſt ſoll er nicht über den 60 Grad der Breite hinausgehen.

In

*) Acarus *Ricinus* Linn.

In Sardinien giebt es außerordentlich große Igel *). Am 22 März, zu einer Jahreszeit, da er abgezehrt iſt, wog einer zwey Pfund, und ſeine Länge betrug über neun Zoll.

Der Schaden iſt gegen den Nutzen, den dieſes Thier ſtiftet, nicht zu rechnen. Er ſoll auch ein Paar Aepfel und Weintrauben, ein Paar Krebſe, oder auch einige junge Vögel holen. Iſt das gegen die Maulwürfe, Mäuſe, Würmer, und Inſekten zu rechnen, davon er uns befreyet? In Schweden werden ſie auf den Kornböden ſtatt der Katzen gehalten, die Mäuſe wegzufangen.

Zwar wird ihr Fleiſch in unſern Gegenden nicht gegeſſen; die Indianer aber ſollen ſie, beſonders wenn ſie ſich mit Obſt gemäſtet haben, für eins der wohlſchmeckendeſten Gerichte halten, und es den fetten Hühnern vorziehen.

In Spanien ißt man ſie zur Faſtenzeit, aus dem Grunde, weil ſie bloß von Kräutern lebten; alſo da ſie kein Fleiſch fräßen, könnte ſie die Kirche auch ſicher, als kein Fleiſch eſſen. Hier muß ſich die religiöſe Zeremonie nach der Kirche; nicht aber nach der Naturgeſchichte richten.

Die Stacheln des Igels ſollen gute Zahnſtocher geben, und vormals machte man aus der Haut Kratzbürſten, den Hanf zu hecheln, auch Kleiderbürſten, über welche letztere Plinius **) eine artige Anmerkung gemacht hat:

„Durch

*) S. Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 233.

**) N. G. 8 B. 57tes Kap.

„Durch den Alleinhandel damit, den der Betrug erſonnen, wird viel erworben. Ueber keine Angelegenheit ſind auch ſo viele Senatsſchlüſſe gefaßt, und ſo viele Klagen aus den Provinzen bey dem Kayſer eingelaufen, als über dieſe.“

Daß ſein unter der Haut angeſetztes Fett, das wie Schweinefett anzuſehen iſt, nicht bey Menſchen und Vieh ein gutes erweichendes Mittel ſeyn ſollte, will ich gar nicht in Abrede ſeyn. Daß aber auch der gute Schweinigel zu verſchiedenen

mediziniſchen und phyſikaliſchen Irrthümern

Anlaß gegeben, iſt eben ſo wenig zu leugnen.

1. Vormals wurde der ganze zu Aſche gebrannte Igel, oder auch ſeine Leber, Milz, Galle, Herz, Blut, und inſonderheit das innere Magenhäutchen gegen viele Krankheiten empfohlen, wobey wir uns aber nicht aufhalten wollen *).

2. Es iſt eine ganz falſche Meynung, daß es zweyerley Arten des Igels gebe: eine kleinere ſchwärzliche, und eine größere grauere. Die erſte nennt man den Hundeigel mit der Hundeſchnauze; die zwote den Schweineigel mit dem Schweinsrüſſel.

Es iſt aber ſicher damit, wie mit den beyden eingebildeten Dachsarten. Es giebt nicht mehr, als eine Art Schweinigel, den man eigentlich Hundeigel nennen ſollte. Der ganze Irrthum kommt daher, weil man entweder die Weibchen, oder die Jungen des Igels für eine beſondere Art angeſehen hat. Denn die erſtern ſind etwas größer, heller von Farbe, und haben eine längere und ſpitzere Schnauze, als die Männchen, und

*) S. Krünitz ökonom. Enzyklop. 29ter Theil 424.

und bey dieſen reichen auch die Stacheln weiter in die Stirne.

3. Iſt es falſch, was man dem Igel zugeſchrieben hat, daß er auf die Weinſtöcke klettere, und die Trauben herunter hole, ſich erſt recht ſatt freſſe; dann eine Traube abſtreiſe, ſich auf den Beeren wälze, ſolche an den Stacheln aufſpieße, und ſie ſo nach Hauſe trage.

Sein ganzer Körper iſt nicht zum Klettern gebauet. Bloß die unterſten Trauben, die er erreichen kann, ſind für ihn. Zufälliger Weiſe haben ſich einmal, bey ſeinem Zuſammenrollen einige Beeren, oder ein Paar Pflaumen angeſpießt. Daraus hat man denn den Kunſttrieb des Aufſpießens gemacht.

4. Eben ſo wenig glaub' ich, daß er den Kühen die Euter ausſauge, wozu mir ſein kleines Maul nicht geſchickt genug zu ſeyn ſcheint.

5. Nun noch etwas von dem ehemals ſo berühmten und koſtbaren Schweinſtein eines ausländiſchen malakkiſchen Igels *), den einige aber für ein Stachelſchwein halten. Dieſes Thier hat bisweilen, wie die Menſchen, eine Krankheit, welche in einem Gallenſtein beſteht, der öfters die Größe einer Wallnuß hat. Man kennt ihn unter dem Namen Pedro del Porco; Pierre de Porc-epic, und hat ihn vor Zeiten als eine koſtbare Arzeney angeſehen, in Gold gefaßt, mit goldnen Ketten verſehen, und einige Minuten lang in ein Glas mit Waſſer oder Wein gehängt, weil er jeder Feuchtigkeit ſeine mediziniſche Kraft mittheilen ſoll.

Wenn der Stein ächt iſt; ſo ſieht er röthlich aus, wie ein Pfirſichſtein, und iſt etwas ſeifig anzufühlen. Sein

*) S. Müllers Linn. Naturſyſt. I. 308. Tab. 19. F. 4. der malacciſche Igel.

Sein Mittelpunkt iſt ein Kern, um den ſich das erſte Salz angelegt hat. Das Uebrige beſteht aus vielen über einander gelegten Schichten.

Ein gewiſſer Profeſſor zu Leiden hatte einen ſolchen Stein, und ließ ſich für jedesmaligen Gebrauch deſſelben in Wein oder Waſſer, von ſeinen Patienten zween Laubthaler bezahlen. Gewiß, ein ſich recht gut verintereſſirendes Kapital! Im Grunde iſt es doch wohl ein bloßer Echinit geweſen, den man öfters unter den gemeinen Bachſteinen findet. Ein ſolcher Schweinſtein hat ſonſt tauſend Gulden gekoſtet.

Zu den beſten Schriftſtellern

rechne ich Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 368. (Fährte Tab. 14. F. 11); Büffons Naturgeſchichte der Martin. Ausg. V. 16. *Erxleben* Mammal. 169. Schrebers Säugthiere III. 580. Tab. 162. Die ſchönſte illuminirte Abbildung in Pennants brittiſcher Zoologie, nach Murr, Tab. X. Endlich Krünitz ökonomiſche Enzyklopädie XXIX. 416.

Der dritten Ordnung

Der Raubthiere

Siebente Gattung:

Der Maulwurf *).

Kennzeichen der ganzen Gattung.

Oben ſechs ungleiche große Vorderzähne, und unten achte.

Auf

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. 110. *Talpa* europaea: 4 Varietäten: variegata: alba: flava: cinerea.

Auf jeder Seite ein langer Eckzahn, worauf oben drey, und unten zwey ſpitzige Eckzähne folgen.

Backenzähne auf jeder Seite vier; die obern mit drey, die untern mit fünf Spitzen.

Die Vorderfüße kurz, groß und breit, wie Hände, recht zum Graben gemacht, mit langen vorſtehenden Krallen.

Kleine vorſtehende ſichtbare Augen und äußere Ohren.

Der gemeine europäiſche Maulwurf.

Beſchreibung des Thiers.

Dieß Thier heißt in einigen Gegenden der Moll, oder die Scharrmaus, muß aber nicht mit der gewöhnlichen Reut- oder Scharrmaus *) verwechſelt werden.

Der Name Maulwurf ſcheint wohl auf ſein Hauptgeſchäfte: die Erde mit dem Maule, oder Rüſſel aufzuwerfen, zu zielen.

Der lateiniſche Name *Talpa* aber iſt urſprünglich griechiſch, und hat ſeinen Urſprung entweder dem Irrthum, daß man den Maulwurf für blind hielt, zu danken, oder er zielt auch auf die Hauptverrichtung deſſelben: auf ſein Graben:

Im erſten Fall wäre Talpa ein verſetztes Wort für Tapla oder Tupla, von Τυφλα, Blindheit; im zweeten aber und richtiger, von Θαλπω, fodere, graben, worauf Virgil **) ſchon gezielt hat. Mit

*) Mus *terreſtris* Linn.

**) 1. Georg.
Aut oculis capti fodêre cubilia Talpae.

Mit den übrigen ausländiſchen Namen verſchone ich ſie *).

Am genaueſten werd' ich ihnen den Maulwurf bey der

Zergliederung

beſchreiben können, wenn wir ihn, ſowohl nach ſeinen äußerlichen, als innern Theilen betrachten. Denken ſie alſo: ſie ſtänden mit mir vor dem Anatomiebrette, wo wir den Maulwurf vor uns haben, und

1. zuerſt ſeinen ganzen Körper, und ſein Aeußeres, betrachten. Wenn er ſo ausgeſtreckt da liegt, iſt er nicht, wie eine kurze, dicke Walze, an der ſich Kopf und Füße gleichſam verlieren? Wir wollen ihn doch meſſen. Von der Schnauze bis zur Schwanzſpitze beträgt ſeine Länge ſechs und etwas über einen halben Zoll; ſeine Dicke aber im Durchmeſſer zween Zoll. Sein Haar ſchwärzlich, und ſo ſanft anzufühlen, wie Samt. Da das Thier beſtändig in der feuchten Erde lebt; ſo wundere ich mich deſto mehr, daß ſein Haar nicht den geringſten Schmutz annimmt.

Wie ſanft iſt die Farbe, nicht ganz ſchwarz, aber auch nicht aſchgrau; ſondern ſie ſpielt mehr in ein ſilberfarbiges Schwarz, wenn ſie nach dem Lichte gehalten wird.

Laſſen ſie uns nun die Stärke ſeines Fells anſehen. Kaum geht die Scheere durch, aber unter demſelben ſitzt doch eine ziemliche Speckhaut. Wir haben alſo den nackenden abgehäuteten Körper vor uns, und wollen zuerſt den Kopf vornehmen. Er iſt auf anderthalb Zoll lang,

*) Sie finden ſie alle in *Erxleben* Mammal. p. 114—117 und de la *Faille* Verſuch über die Naturgeſchichte des Maulwurfs 8. Frkf. und L. 1778. S. 9.

lang, und läuft in eine walzenförmige Schnauze zu; hinten aber ſitzt er faſt ohne Hals am Körper.

Sehen ſie nur die rüſſelförmige Schnauze recht an. Hätte er die beſondern Pfoten nicht; ſo würde man ihn für eine große Spitzmaus halten. Wie beſonders iſt nicht dieſe Schnauze geſtaltet! Vom Ende des Unterkinnbackens geht ſie etwa viertehalb Linien, und vor den Schneidezähnen des obern, eben ſo weit hervor; ſie endigt ſich aber, wie bey den Schweinen, durch einen rüſſelförmigen Fortſatz, worinn ſich vorn die Naſenlöcher befinden. Ein Organ, welches ihm zu ſeiner Lebensart unentbehrlich iſt! Denn damit bricht er beym Wühlen in der Erde die Bahn, und hilft ſich mit den Grabepfoten weiter.

Laſſen ſie uns dem Thierchen einen kleinen Knebel anzubringen ſuchen, damit wir ihm ins Maul ſehen, und ſeine Zähne mit der ganzen Einrichtung der Lippen betrachten können. Die Zähne, die ich ihnen oben bey der ganzen Gattung ſchon beſchrieben habe, ſtehen wie bey einer Spitzmaus, und ich glaube ſicher, daß entweder dieſe zu ihm, oder er zu ihr, in der Natur den Uebergang mache.

An der Oberlippe zeige ich ihnen eine beſondere Merkwürdigkeit, die von vielen überſehen wird, und ein rechtes Zeugniß von ſchöpferiſcher Weisheit iſt. Sie iſt eigentlich doppelt. Denn in der Gegend der erſten Backenzähne ſondert ſich von dieſer Lippe noch ein zartes Häutchen ab. Dieß Häutchen, — merken ſie wohl — umgiebt ſowohl die Hunds- als Schneidezähne, und erſtreckt ſich von dieſem Anſatz völlig bis an die letztern.

So oft nun das Thier mit dem Rüſſel die Erde aufwühlt; ſo oft muß ſich auch allezeit ſein Maul aufthun, da die Oberlippe einen Theil der Schnauze ausmacht. Mithin müßte es allezeit das Maul voll Erde bekommen. Es würde es auch, wenn dieß Häutchen nicht wäre. O! merken ſie ſeine weiſe Abſicht! Es hindert ſolches, da es ſich bey dem Wühlen über die Zähne herzieht, und das Maul verſchließt. Denn zwiſchen den erſten Backen- und Hundszähnen iſt ein Raum offen, vor welchem das Häutchen am tiefſten herabhänget.

Nun haben wirs noch mit den Ohren und Augen des Maulwurfs zu thun: zwey Werkzeuge, die unſere vorzüglichſte Aufmerkſamkeit verdienen!

Kaum kann man die Ohren wahrnehmen: ſo klein ſind ſie, und, da das Thier noch das Fell darüber hatte, ſahen ſie nichts. Sehen ſie nur: ſie haben nicht einmal einen Rand. Dieſe kleinen, kaum zu merkenden Löcherchen; das ſind ſie! Dieß ſind bloß die Oeffnungen des Gehörganges. Sollte man glauben, daß das Thier dadurch hören könnte? Sie ſitzen recht zwiſchen dem Nacken und der Schulter, und ein kurzes dickes Fellchen bedeckt ſie genugſam gegen alle Beſchädigung von außen, zumal wenn ſich die kurzen Haare des Fells noch darüber legen, daß keine Erde hineinfallen kann.

Wir zerlegen den Kopf, und wie ſie nun ſehen, iſt der Gehörgang knorplicht, ziemlich lang, und reicht bis an den Untertheil der Hirnſchale. Der weiſe Werkmeiſter mußte bey einem Thiere, das, ſeiner Beſtimmung nach, beſtändig in der Erde wühlen ſollte, dieſes Organ auch beſonders empfindbar machen, damit es

die

die ſchwächſte Erſchütterung und Bewegung in der Erde merken möchte. Denn die Erfahrung lehrt, daß der Maulwurf das ſchwache Kriechen des Regenwurms in einer ziemlichen Entfernung merken kann.

Dieß war ihm um ſo nöthiger, da ihm die Natur ein ſchwaches Geſicht verliehen, da er in der Finſterniß der Erde nicht ſo ſehr eines ſchärfern Geſichts, als eines genauen Gehörs bedurfte. Sein Gefühl iſt eben ſo fein, und dieß ſind ſeine beyden vollkommenſten Sinne. Der Maulwurf hört vermittelſt der beſondern Einrichtung ſeiner Ohren, unter der Erde, beſſer als der Menſch über der Erde, und in freyer Luft. Daß ſein Geruch auch ſehr gut ſeyn müſſe, zeigt die Verlängerung der Naſe, welche, wie ſie hier wahrnehmen können, faſt wie bey dem Hunde, mit einer drüſichten Schleimhaut überzogen iſt.

Haben wir ſchon bey dieſer Einrichtung Weisheit geſehen: was werden wir nicht erſt ſehen, wenn wir das Innere des Gehörs beſchauen. Wahrlich! in der Anlage und Bildung dieſer unbegreiflich kleinen Theile wahre Wunder der Macht und Weisheit, da ein jedes dieſer Theilchen, zur Empfindung und Fortpflanzung des Schalls, oder zum Hören, das Seine beytragen muß.

Hier hab' ich nun den Gehörgang geöffnet, und alle Theilchen bloß gelegt. In dem innern Raume erblicken ſie zuerſt den Schneckengang, aber nur mit zween Schraubenzügen. Sie werden ſich erinnern, bey mir in dem zarten Schraubengange der Gehörwerkzeuge ungeborner Kinder, mehrere Züge geſehen zu haben. Allein: wie ſollten künftig dieſe kleinen Menſchen — und wie ſollte der Maulwurf leben? Bey

ſeiner Lebensart unter der Erde waren zween Züge ſchon genug, die Luft durchzuführen.

Vorläufig ſage ich ihnen, daß ich die Gehörwerkzeuge vieler Thiere, und auch der Vögel zergliedert, und zwiſchen dieſen allen, und denen des Maulwurfs, einen merklichen Unterſchied gefunden habe.

Sie wiſſen es, daß zum Hören eines Thiers, das Trommelfell, mit der darüber liegenden Nervenſayte, und den darüber angebrachten Beinknöchelchen, erfordert werden. Dieſe werden durch die eindringende, und durch den Schneckengang durchgeführte Luft in Bewegung geſetzt, daß ſie das Trommelfell berühren, den Nerven erſchüttern, und dieſe Empfindung in das Gehirn bringen. Bey dem menſchlichen Ohre haben der Amboß, der Steigbiegel, und das Hämmerchen noch ihre beſonderen Geſchäfte. Bey dem allen können wir wohl ſagen, daß wir hören; aber doch nicht: wie wir hören.

Wie iſts beym Maulwurfe? Drey Beinknöchelchen ſehen ſie hier, welche auf die Trommel ihre Wirkung thun. Das erſte iſt der Hammer mit zween Abſätzen, faſt von gleicher Länge. Der längſte ſitzt hier an dem Häutchen der Trommel; der andere, etwas kürzere, an der Seite, oder an dem felſenförmigen Knöchelchen, wie man es nennt: Os petroſum. Von hinten ſieht er faſt aus, wie der Kopf und Stiel eines Champignons.

Gleich hinter dem Hammer liegt das andere Knöchelchen, oder der Amboß: ziemlich lang, und ohne Spitze: einer kleinen Schaufel ähnlich. Am Ende deſſelben das dritte Knöchelchen, oder der Steigbiegel, mit demſelben durch ein zartes Bändchen vereiniget. Er

iſt

iſt aber unten ohne Tritt, nur wie eine Gabel geſtaltet, die mit der Spitze des einen Schenkels an das eine; mit der zwoten aber an das andere Fenſter der Oeffnung reicht. Und hier in dieſen ſogenannten Fenſtern ſcheinen die Spitzen der Gabel mit dem Gehörnerven vereinigt zu ſeyn.

Sehen ſie einmal her. Wenn ich die Haut der Trommel bewege; ſo bewegen ſich zu gleicher Zeit auch alle Knöchelchen, daß alſo dadurch zuletzt der Gehörnerve ebenfalls mit bewegt wird. Welche weiſe Einrichtung bey einem ſo verächtlichen Thiere, das ſeine ganze Lebenszeit in der Erde zubringt, und von ſo wenigen geſehen wird!

Aber nun die Augen! Daran erſt Wunder über Wunder. Es iſt gut, daß wir einen noch unzergliederten Maulwurf vorräthig haben. Daran will ich ſie ihnen auch von außen zeigen. Verſuchen ſie es, ob ſie die Augen von ſelbſt finden können? Laſſen ſie uns aber hier, etwa ſieben Linien von den Winkeln der Lippen, wo der Rüſſel zu Ende geht, die Haare aus einander breiten. Sehen ſie hier, etwas ſchräg nach oben zu, findet ſich eine Stelle mit einer kleinen Vertiefung. Ziehe ich daran die Haut ein wenig: was erblicken ſie nun? einen kleinen hellglänzenden ſchwarzen Punkt, wie ein Senfkörnchen. Das iſt das Auge: ja! das iſt es.

Wie klein ſind dieſe Augen! Die natürliche Bewegung und Oeffnung derſelben kann man nicht eher und beſſer bemerken, als wenn der Maulwurf lebt, und man ihn durch einen Nadelſtich in die Naſe, — ſeinen empfindlichſten und ſchwächſten Theil — tödtet, wo er bey den letzten Zuckungen die Haare, welche die Augen verdecken, etlichemal wegbewegt, und die Augen verkehrt,

Bloß der Mangel einer genauen Unterſuchung hat den armen Maulwurf unter allen lebendigen Geſchöpfen, der Augen beraubt, und ihn für **ſtockblind** ausgegeben. In ältern Zeiten war die Meynung ſo allgemein, und unbezweifelt, daß man daraus ein **Sprüchwort** machte, und von einem blödſinnigen Menſchen zu ſagen pflegte: **er iſt blinder, als der Maulwurf** *).

Haben ſie nun an dieſem zergliederten Maulwurfe die **rechte Lage** der Augen bemerkt? Zwiſchen der Spitze der Naſe und den Ohren recht in der Mitte. Ebenfalls für ſeine einſiedleriſche Lebensart in der dunkeln Erde eingerichtet. Große, hervorſtehende Augen waren ihm nichts nütze. Die Erde verdeckt ja ſo den Zugang aller Lichtſtralen, und ich glaube, daß er ſie auch in der Erde **gar nicht gebrauchen** kann, wie alle Umſtände, und der gänzliche Mangel des Lichts beſtätigen. In der Erde iſt der Maulwurf völlig blind, und muß ſich bloß mit ſeinem Gehör, Geruch und Gefühl behelfen. Und meines Erachtens hat er die **Augen** auch nur dazu bekommen, damit er wiſſe, wenn er ſich auſſer ſeinem finſtern Elemente befindet. Verſieht ers, daß er an hellem Tage herauskommt; ſo merkt man offenbar, daß er ſehr ängſtlich thue, das helle Licht nicht ertragen könne; ſondern ſich mit der ängſtlichſten Geſchwindigkeit wieder einzugraben ſuche. Denn ſein Loch kann er nicht einmal wieder finden. Er ſtoßt mit dem Kopfe allenthalben an. Hält man ihm den Fuß vor; ſo läuft er gerade mit dem Kopfe darauf zu. Ob aber ſeine

*) In einem alten Gedicht von Burcard Waldis ſteht folgender Vers:

Von Art ſeyn alle Maulwürf blind;
Kein ſehenden man nimmer find.

ſeine Augen in ſich ſelbſt elektriſch ſind, daß er doch in der Erde von innen heraus etwas ſehen könne, bin ich nicht im Stande zu entſcheiden *).

Bey der Zergliederung kann ich ihnen nun zeigen, daß die Augen des Maulwurfs die weſentlichen Feuchtigkeiten des Auges haben: die glasartige und kryſtalliniſche, wie auch das ſchwarze traubenförmige Häutchen: nebſt einem kleinen Anhange von Nerven und Muskeln, wodurch ſie können gezogen werden.

Genug alſo für uns: der Maulwurf hat Augen, und kann ſehen. Er ſieht wirklich auch ſo viel, als er nach ſeinen Bedürfniſſen ſehen ſoll. Zwar müſſen ſie ſolche nicht mit den Luchs- und Falkenaugen vergleichen. In ſeiner Art iſt ſein Auge ſo vollkommen, als es nach den Abſichten der Natur ſeyn ſoll.

Die Vorderfüße haben bey dieſem Thiere eine ganz beſondere Geſtalt. Die Schenkel ſind daran ſo kurz, daß man ſie am Halſe kaum noch unterſcheiden kann. Die Fußblätter hingegen ſind ganz breit, wie eine flache Menſchenhand, und faſt nackend. Die Finger wie Menſchenfinger, von ungleicher Länge, mit beſonders ſcharfen Nägeln bewaffnet. Das auffallendſte iſt die Art, wie dieſe beyden Hände ſtehen. Sie ſind auswärts gekehrt, als wenn man die flache Hand verdrehet.

Dem erſten Anſehen nach ſcheint es nicht anders, als wenn ſie gar keine Stütze hätten, ſondern ſo gerade zu aus dem Körper gewachſen wären; allein die kurze

*) Ueber die Art ſeines Sehens in der Erde hat Thom. *Brown* Eſſai ſur les erreurs populaires, Tom. I. à Amſterd. 8. 1733 p. m. 331. *Des Taupes*, philoſophirt.

Handwurzel iſt in den Haaren verſteckt. Hier an dem kahlen Körper können ſie ſolche deutlich ſehen. Die breite Hand läßt ſich ganz trocken und nervicht anfühlen, als wäre ſie mit einem Handſchuh überzogen. Die Hinterfüße gleichen den Ratzenfüßen.

Es iſt unglaublich, wie gewaltig und ſchnell das Thier mit dieſen Händen kratzen und graben kann. Der Rüſſel bohrt vor, und die Hände reiſſen und graben zur Seite weg. In lockerer Erde kann er freylich bald fortkommen; aber auf einem recht dicht mit Queken bewachſenen, und durchflochtenen Anger, koſtet es mehr Mühe, die Graswurzeln wegzureiſſen, und ſich einen Durchgang zu verſchaffen. Gleichwohl vergehen keine fünf Minuten; ſo hat er ſich von außen völlig eingegraben, wie ich oft genug geſehen habe.

Der Schwanz iſt kaum einen Zoll lang, und mit ſehr feinen, ungleich längern Haaren, als am Ratzenſchwanze, beſetzt. Die Oberfläche beſteht aus unzähli̇chen kleinen, wie die Dachziegeln, auf einander liegenden Schuppen.

Noch eine Merkwürdigkeit muß ich ihnen äußerlich am Körper des Maulwurfs zeigen. Es iſt das ſonderbare Bruſtbein, welches faſt dem Bruſtbeine der Vögel ähnlich iſt, und ihm bey dem Fortſchieben im Graben wohl zu ſtatten kommt.

2. So viel von den äußerlichen Theilen des Maulwurfs. Die innerlichen ſind nicht minder merkwürdig.

Der Magen iſt bey dieſem Thiere faſt größer, als man nach dem Verhältniß ſeines Körpers denken ſollte. Da, ſehen ſie ſelbſt, was darinn enthalten iſt: Käferlarven, Erd- oder Laufkäfer; ein halber Gold-

ſchmied,

ſchmied, und andere Ueberbleibſel von Inſekten und Regenwürmern: auch ein Gemiſche von allerhand Kräutern.

Die Leber iſt ebenfalls ungewöhnlich groß, und füllt den größten Theil der Bauchhöhle. Die Milz recht, wie bey einem Hunde, und die Nieren, wie Menſchennieren; allein nach Verhältniß ungemein klein. Die Lungen mit einer ſchwammichten Materie bedeckt, und das Herz vollkommen kegelförmig.

In der Leber hab' ich nie einen Wurm entdecken können; in den Gedärmen aber, die faſt überall gleich weit ſind, hab' ich einige beſondere neue Arten von Würmern gefunden.

In den Fettdrüſen des Darmfells ſteckten Kappenwürmer in großer Menge; inwendig in dem Darmkanal aber zwo verſchiedene Arten von Bandwürmern, als der ſtabförmige, und der mit den beſondern Seitenfäden*), dergleichen ich noch zur Zeit bey keinem andern Thiere gefunden habe.

Einen Naturumſtand muß ich hier noch bemerken, wovon ich mit ihnen, die ſie viehiſche Sinnlichkeit von vernünftiger Betrachtung zu unterſcheiden wiſſen, ohne Anſtoß reden kann. Die Natur hat nämlich den Maulwurf mit einem ſolchen Vorrath von den, zur Fortpflanzung erforderlichen Theilen, verſehen, daß wir faſt bey keinem andern Thiere einen größern Vorrath finden.

Die Hoden haben beynahe die Größe kleiner Nüſſe, und die männliche Ruthe überſteigt alle Verhältniſſe ſeines Körpers, und der Maulwurf hat unter allen Thieren, wie ſchon mehrere bemerkt haben, das längſte Glied.

Alle

*) S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer 2c. S. 182. 361. 362.

Alle dieſe Theile ſind in dem Innern des Körpers ſo ſehr verborgen, daß daher nothwendig eine größere Wirkſamkeit entſtehen muß.

Von der Luftröhre ſagten die Alten: ſie ſey, wie bey der Landſchildkröte beſchaffen, weil der Maulwurf ſtumm ſey. Wahr iſt es, daß man ſelten einen Laut von ihm hört: man mag ihn ſtoßen, umkehren, auf die Hand nehmen, wie man will. Faßt ihn aber der Hund, oder bringt man ihn lebendig unter das Meſſer; ſo hab ich ein feines ſcharfes Pfeifen, wie ein Ziſchen, von ihm gehört. Ein gleiches wollen auch andere um die Paarzeit bemerkt haben, wenn die Männchen hitzig um die Weibchen mit einander kämpfen.

Es hat mir wirklich viele Mühe gekoſtet, ein trächtiges Weibchen mit ungebornen Jungen zu bekommen. Nur ein einzigesmal brachte mir ein Fiſcher ein ſolches, welches ſein Hund des Morgens vor Aufgang der Sonne auf einem Anger gefangen hatte. Ich fand fünf Junge bey ihm, die in einigen Tagen würden geworfen ſeyn, und die ich noch in Weingeiſt verwahre. Sie haben ungefähr die Größe einer großen Bohne; aber die völlige Bildung der Rüſſelnaſe, der Grabehände, u. ſ. w.

An dieſen kann man mit einer guten Lupe die Punkte deutlich ſehen, wo die Augen und Ohren würden ihren Platz bekommen haben. An den Füßchen ſind die fünf Zehen vollkommen zu unterſcheiden; nur Krallen haben ſie noch nicht.

An dem höchſtſeltenen Embryo eines Tigers, den ich auch in Weingeiſt habe, und der kaum zween Zoll lang iſt, ſind die Katzenkrallen ſchon völlig vorhanden.

Folgen

Folgen ſie mir

zur Lebensart des Maulwurfs.

Der Augenſchein lehrt uns, wo er ſich am liebſten aufzuhalten pflege: nämlich an ſolchen Orten, wo der Boden recht locker und trocken iſt. Er iſt alſo immer ein Zeuge von der Güte des Bodens. Wenn man über manchen Anger oder Wieſe geht, wo viele Maulwurfs-haufen aufgepflanzt ſind; ſo muß man ſich öfters über die ſchöne und lockere Erde wundern, die das Thier herausgebracht hat.

Nicht über, ſondern **unter** der Erde iſt ſein eigentlicher Aufenthalt, wo er entweder Haufen aufwirft, oder in geraden Gängen fortminirt. Kommt er ja zuweilen ans Tageslicht; ſo iſt es mehr **Verirrung**, daß er unvermuthet mit ſeinem Gange der Oberfläche zu nahe gekommen, und herausgeſchlupft iſt, als eigentlicher **Berufsweg**. Sein ängſtliches Betragen; ſein geſchwindes Eingraben, wie ich oben ſchon bemerkt habe, iſt der Beweis davon, daß er ſich nicht in ſeinem **natürlichen** Zuſtande befinde.

Ob er gleich, wenn es die Noth erfordert, ziemlich **ſchwimmen** kann; ſo iſt ihm doch Näſſe, Regen und Schnee ſehr zuwider. Ueberhaupt ſcheuet er **Licht** und **Luft** ungemein, und ſein liebſter Aufenthalt iſt die Dunkelheit der Erde.

Man ſieht es offenbar, daß ihm beſonders die **freye** Luft ſehr entgegen iſt. Nehmen ſie nur einmal einen Maulwurf, der ihnen zufälliger Weiſe entgegen kommt, und der ſich recht munter und geſund eingraben will, dem alſo nichts fehlt, auf die Hand, kehren ihn auf den Rücken, und laſſen ihn ſo liegen. Es währet keine

fünf

fünf Minuten; ſo iſt er ohne Zucken, ohne die geringſte Bewegung todt. Wie ſchwach iſt ſein Leben!

Wenn er, wie gewöhnlich, mit ſeinen Vorderpfoten wühlt; ſo hat er auf fünf bis ſechs Zoll Erde über ſich. Bey Aufſuchung ſeiner Nahrung aber bohrt er nur mit ſeinem Rüſſel gerade vorwärts, und räumt mit ſeinen Grabepfoten die Erde ſeitwärts. Gräbt er aber einen eigentlichen Gang; ſo wirft er den Schutt mit der Schnauze über ſich, daß es ein ordentlicher Haufen, wie ein Hutkopf wird.

Er läßt uns freylich nicht immer zuſehen, wie ers macht, und ich habe der Abſicht, warum er nur zu gewiſſen Tageszeiten, als des Morgens vor oder gleich nach dem Aufgang der Sonne; des Mittags gegen zwölf Uhr, und des Abends um fünf aufwerfe, und der Art, wie er die Haufen anlege, lange vergeblich nachgeſpürt. Denn, was ich da geſagt habe, wiſſen alle Gärtner; aber ſie wiſſen nicht, warum ers thue, und wie ers eigentlich mache?

Endlich bin ich, meines Erachtens, auf die Spur gekommen. Er handelt, wie ein Minirer, der nicht bloß bedeckte Gänge; ſondern auch wirkliche Minen, oder ausgehöhlte Gewölbe anlegt. Die Zeiten, da der Maulwurf Hügel aufwirft, ſind die Zeit, da er ſich unten eine Höhle ausgräbt, die mit ſeinen Gängen in Verbindung ſteht, worinn er mehr Raum hat, ſich ausruhet, und ſeine Mahlzeiten verrichten kann.

Eine andere Abſicht des Haufenaufwerfens weiß ich nicht. Falſch iſt es aber, daß er ſolches, um Luft zu ſchöpfen, thun ſollte. Um dieſe Zeit, wenn er aufwirft, iſt er auch allezeit am leichteſten zu fangen, weil er ſich unten verweilt, und durch ein Grabſcheid,

wenn man ſich gegen den Wind ſtellt, auszuheben. Wie macht ers aber, die, öfters wie ein kleiner Scheffel, großen Haufen Erde herauszubringen, von denen man, wüßte man es nicht, kaum glauben ſollte, daß ſie ein ſo kleines Thier herausgegraben hätte, und deren er des Tages über, wenn er nicht geſtört wird, drey herausbringt? Ich hab es, wie mich dünkt, auch gefunden.

Will er unten eine Gruft machen; ſo muß allezeit ſo viel Erde heraus, als ſie hohlen Raum bekommen ſoll. Zur Seite kann er die Erde nicht ſchaffen, weil kein Raum da iſt; alſo muß er ſie über ſich herausheben. Und das thut er, nicht mit Kopf und Rüſſel, ſondern mit ſeinem ſtarken und wunderbar gebildeten Bruſtbein, das, wie ich ſchon oben angeführt habe, dem Bruſtbein der Vögel ähnlich iſt. Dadurch allein hebt er die Erde, die ſich von außen, weil ſie ſich im Mittelpunkt allezeit erhöhet, und an den Seiten herunterkollert, natürlicher Weiſe, wie ein Hutkopf, formiren muß.

Der Ort, wo ſein eigentlicher Bau und Aufenthalt iſt, iſt mit vielen Gängen durchkreuzt, die auf die leichteſte Art mit einander verbunden ſind, daß er allenthalben ſein Labyrinth durchwandern kann. Im Sommer geht er nicht allzu tief; im Winter aber zu einer Tiefe von fünf bis ſechs Fuß; alſo Manns Höhe.

Laſſen ſie uns aber ſeine eigentliche Wohnung näher kennen lernen. Sie verdient es, und ich habe viele Jahre zugebracht, ehe ich ihre Einrichtung und ganze Lage habe ausforſchen können.

Seine Wohnung iſt ein rundes, überaus künſtliches, mit Moos, Miſt, Stroh, Laub, Gras, und

zarten Wurzeln, austapezirtes Gewölbe, das zuweilen anderthalb Fuß im Durchmeſſer hält, und worinn allezeit ein Paar, Männchen und Weibchen, beyſammen leben. Es iſt wahrlich mit vieler Kunſt und Ordnung angelegt. Da der Erdboden eines Angers oder einer Wieſe mit unzähligen Wurzeln durchwebt iſt; ſo muß er dieſe erſt alle wegbeißen, wo er hauſet, und er weiß ſie ſehr geſchickt zum Austapeziren ſeines Zimmers anzuwenden.

Mehrentheils iſt dieſe Wohnung in dem Innern eines recht großen Hügels angelegt. Alles Nachgraben in den Gängen hilft nichts. Am ſicherſten findet man ſeinen Bau, wenn man ſichs nicht verdrüßen läßt, die Haufen zu unterſuchen. Man wähle immer diejenigen, die auf einer kleinen Anhöhe liegen. Denn er ſucht ſeine Wohnung ſtets gegen kleine Ueberſchwemmungen zu ſichern. Die Decke und Seitenwände ſind ſo feſt gewölbt, zuſammengedrückt und geglättet, daß nichts nachfallen kann. Findet man auf einer Wieſe einen größern Haufen, der mit mehreren kleinen umgeben iſt; ſo iſt der erſte gewiß das Palais, weil die letztern durch den Hauptbau mit entſtanden ſind.

Hier muß ich ihnen nun

seine eigentliche Lebensart

noch beſchreiben. Sein ganzes Geſchäfte iſt Graben, Wühlen, Gänge machen, Hügel aufwerfen, und ſeiner Nahrung nachgehen, wobey er den Wurzeln der Bäume und Pflanzen, die ihm im Wege ſind, beſonders in den Gärten, nothwendig Schaden zufügen muß.

In ſandichtem und ſteinichtem Erdreich kann er nicht gut fortkommen. Daher iſt in der Mark ſo wenig

ein Maulwurf, als Hamſter anzutreffen; auf unſern Wieſen und Angern hingegen, ſieht man öfters mehr ſchwarze Hügel, als Gras.

Es iſt erſtaunlich, was dieſes kleine Thier mit ſeinem Rüſſel und Grabepfoten in kurzer Zeit ausrichten kann. Der geſchickteſte Minirer vermag das kaum mit ſeinen Inſtrumenten, was dieſer kleine Einſiedler mit ſeinen Pfoten im Stande iſt. Weinberge, Gärten, Felder, Wieſen, ſelbſt Mauern, Gräben, Wälle, Flüſſe und Bäche halten ihn nicht auf. Kommt er vor die letztern, die ihm den Paß abſchneiden, und ſeine Abſicht erfordert, weiter zu gehen; ſo hindert ihn das alles nicht. Er geht gleich in die Tiefe, und gräbt ſich unter den Mauern, ſelbſt unter den Betten der Flüſſe, durch.

Es wurde einmal ein Maulwurf mit dem Korne in eine Scheune hinter meinem Hauſe gebracht. Ich ſpürte ihn bald im Garten, weil er ſich unter der Mauer durchgegraben, und aufgeworfen hatte. Es war ihm aber nicht beyzukommen. Was geſchahe? Nach einigen Tagen war er im Keller, und hatte ſich unter dem Steinpflaſter des Hofes bis dahin durchgegraben.

Ob ich es gleich zu den Fabeln rechne, was Plinius und Varro von dem Verſinken zwoer, von Maulwürfen untergrabenen Städten, in Spanien und Theſſalien, erzählen; ſo iſt es doch ein Beweis, daß die Alten ſeine Minirkunſt bewunderten; aber vergröſſerten.

Wahr iſt es indeß, daß ein Maulwurf auf einem, drey und zwanzig Fuß langen, und zehn Fuß breiten Platze, in drey Tagen 25 Hügel aufwerfen kann. Was können nicht einige Hundert? In Frankreich ſind ſie

zahlreicher, und es ſind öfters auf 36 Quartieren Landes *) 413 Maulwürfe gefangen worden.

Seinen Eingang zu ſeiner unterirdiſchen Wohnung findet man niemals offen. Er pflegt ihn ſorgfältig zu verſchließen, und nie wird er ſolche verlaſſen, wenn ihn nicht das Grabſcheid des Gärtners, oder eine Ueberſchwemmung dazu zwingt.

Kann man dieſe letztere bey Wieſen und Angern anbringen; ſo iſt es das ſicherſte Mittel zu ſeiner Vertilgung. Ich habe es bey Gatersleben, einem benachbarten Dorfe, mit vielen Wieſen — geſehen, daß die Wieſen unter Waſſer geſetzt ſind. Man muß ſich wirklich wundern, was der ausgetriebene Maulwurf in dieſem Fall für Rettungsmittel ſucht. Zuerſt legt er ſich aufs Schwimmen. Da er es aber nicht lange aushalten kann; ſo begiebt er ſich in Geſellſchaft auf kleine Anhöhen, die das Waſſer noch nicht erreicht hat. Wird er auch davon vertrieben; ſo klettert er auf Büſche, Hecken und kleine Bäume. Zwey bis drey Tage hält ers aus. Kann er aber wieder einige Plätze gewinnen, wo ſich das Waſſer verzogen hat; ſo iſt er auch gleich wieder in der Erde.

Ob ihm gleich viele Feinde nachſtellen; ſo weiß er ihnen doch in ſeinen engen Gängen mehrentheils zu entgehen. Will man leicht einige Maulwürfe bekommen; ſo beſuche man des Morgens vor Aufgang der Sonne fleißig die mit Maulwurfshügeln bedeckten Wieſen. Um dieſe Zeit pflegt er am erſten, um des Thaues willen, aus ſeiner Wohnung herauszukommen, und bey dieſer Gelegenheit habe ich das Glück gehabt, an einer Mühle einmal

*) Ein Quartier zween Pariſer Morgen, oder 1800 Toiſen — eine franzöſiſche Ruthe zu 6 Schuh.

einmal zween weiße Maulwürfe zu ertappen, die ich noch in Weingeiſt verwahre, die aber übrigens, außer der weißgelblichen Farbe, mit den ſchwarzen einerley Bildung haben.

Der Maulwurf gehört zu den **Wetterpropheten** im Thierreich. Er empfindet es ſehr, wenn es regnen, oder ein Gewitter kommen will. Daher iſt er um dieſe Zeit am unruhigſten, und wirft ſehr lebhaft auf. Ein Umſtand, wodurch er ſelbſt zur Erleichterung ſeines Fanges viel beygetragen hat! Es iſt daher zum Sprüchwort worden: **der Maulwurf wirft ſtark auf: es wird bald regnen.** Inſonderheit ſoll er bey heftigem **Oſt**= und **Nordwinde** ſo emſig im Aufwerfen ſeyn, daß er ſich durch kein Geräuſch ſtören läßt. Dieſe Winde wirken, wie die Erfahrung lehrt, mehr auf alle thieriſche Körper, als andere. Im Frühjahr 1790, da wir im März und April den ſcharfen ſtehenden **Oſtwind** hatten, waren unſere Brühlwieſen beynahe ganz mit Maulwurfshügeln bedeckt.

Man hat ihn auch zum **Winterſchläfer** machen wollen. Das iſt er aber nicht, daß er nämlich ohne alle Nahrung, wie einige andere Thiere, den Winter durch ſchlafen ſollte. Zwar iſt er ruhig, wenn die Erde oben mit Eis und Schnee bedeckt, und der Froſt ſo tief eingedrungen iſt, daß er die Erde nicht zwingen kann. So bald es aber einige Zeit gethauet hat, und die Erde wieder weich geworden iſt; ſo iſt er auch gleich, und öfters mitten im **Jänner** wieder da.

Ich habe in dieſem Monat verſchiedene Maulwürfe ausgraben laſſen, und ſie alle lebendig gefunden. Bey der Zergliederung waren Maykäferlarven, und andere Inſekten, die im Winter in die Erde gehen, in ſeinem

Magen. Es iſt auch zum Sprüchwort worden: der Maulwurf wirft auf: es iſt kein Froſt mehr in der Erde.

Die Nahrung

des Maulwurfs beſtehet eigentlich in Inſekten und Würmern. Er läßt uns zwar nicht zuſehen, wenn er ſeine Mahlzeiten hält; aber bey der Zergliederung erfahren wir doch immer, was er genoſſen hat.

Hat er Regenwürmer, als ſeine liebſte Speiſe, nebſt Schnecken und Miſtkäfern genug; ſo verſchont er die Kräuter und Wurzeln gewiß, ob er ſolche gleich aus Noth auch angreiſt. Man thut ihm aber in der That zu viel, wenn man ihn zu einem ſolchen Gartenfeinde macht, daß er bloß um der Pflanzen willen den Garten durchwühle. Nein! der Regenwurm, die Glime, die Schnecke thut weit größern Schaden, und der Maulwurf iſt ein Wohlthäter des Gärtners, daß er ſeinen Garten von dieſem Ungeziefer rein hält. Wie ſoll ers aber anfangen, daß er nicht bey ſeiner Lebensart, und Durchfahren unter der Erde, die Wurzeln der Pflanzen berühre, und locker mache? Wenn die Gänge fleißig niedergetreten werden; ſo iſt der Schaden bald gehoben. Und geſetzt, er fräße auch einige Wurzeln ab; deſto mehr ſchädliche Würmer und Inſekten verzehrt er wieder.

Der Gärtner ſollte ihm danken, daß er ihn die Kunſt gelehrt hat, die Regenwürmer auf die leichteſte Art zu fangen. So bald dieſe ſein Wühlen ſpüren, kommen ſie geſchwind hervorgekrochen, und ſuchen zu entfliehen. Der Gärtner ahme ihm nach, ſtecke eine Stange in die Erde, und bewege ſie hin und her; ſo wird er im ganzen Umkreiſe, ſo weit ſich die Erſchütte-

rung

rung der Stange erſtreckt, die Regenwümer hervorkommen ſehen, und Eimerweiſe ſammlen können.

Der Maulwurf hält ſeine Mahlzeit mit großer **Reinlichkeit.** Hat er einen Regenwurm erhaſcht; ſo zieht er ihn mit dem Maule durch die Vorderpfoten, daß der Unrath herausgeht, und dann genießt er ihn erſt.

Durch die Erfahrung iſt es beſtätiget, daß ſich der Maulwurf auch an größere Thiere wage. Er frißt **Kröten, Frösche;** vorzüglich aber gern **Krebſe.** Bey kleinem Waſſer ſoll er ordentlich auf die **Krebsjagd** gehen. Daher unſere Fiſcher oft Maulwürfe in den Krebslöchern finden. Eine der einfachſten und ſicherſten Arten, ſie zu fangen, iſt daher, **neue glaſurte Töpfe** mit lebendigen Krebſen einzugraben, und mit Raſen zu bedecken. Hingegen iſt ihm der Geſtank todter Krebſe äußerſt zuwider, und es iſt genug, ſie aus einem Garten zu vertreiben, wenn man einige todte Krebſe in ihre Gänge ſteckt.

In **Livland** freſſen ſie **Frösche** *), und Thomas **Brown** **) erzählt: er habe es mit ſeinen Augen geſehen, daß ein, mit einer **Kröte** und **Viper** eingeſperrter Maulwurf, **beyde** getödtet, und beynahe ganz aufgefreſſen habe. Doch dieß geſchahe in der Gefangenſchaft.

Die Fortpflanzung

des Maulwurfs hat ihre beſondern Eigenheiten. Das Austapeziren der Wohnung iſt eigentlich das Geſchäfte der **Mutter**, weil es zugleich ihre Wochenſtube werden ſoll. Da dieſes Schlafzimmer ſehr niedrig iſt, und doch die Paarung darinn vorgehet; ſo iſt dieß vermuth-

 lich

*) S. Fiſchers N. G. von Livland S. 56.
**) Sur les Erreurs populaires I. 336.

lich der Grund, warum die Natur, wie wir oben gehört haben, dem Männchen eine ſo lange Ruthe gegeben hat. Die Paarung geſchiehet im März, oder zu Anfange des Aprils.

Da man im May ſchon junge Maulwürfe findet; ſo kann die Mutter kaum ſechs Wochen trächtig ſeyn. Insgemein beſteht der Wurf aus drey bis vier Jungen, die ganz kahl und blind zur Welt kommen, welche die Mutter ſorgfältig ſäugt. Sie hat einen etwas ſchlankern Körper, und ſechs Saugwarzen.

Die mütterliche Zärtlichkeit iſt gegen ihre Jungen ungemein groß, wenn einmal ein ſolches Wochenbette aufgedeckt wird. Sie ſcheuet keine Gefahr, und trägt ſchleunigſt in Gegenwart aller Umſtehenden ſolche in eine andere Höhle, oder in einen Miſthaufen. Sie werden von den Aeltern zur Nahrung angeführt, und ſind ſehr geſchäftig, einen Regenwurm, den dieſe gefangen haben, wegzutragen.

Daß ſie wenigſtens zweymal im Jahre hecken, lehret die Erfahrung, da ich mir oft auf dem Lande im Auguſt habe junge Maulwürfe aufſuchen laſſen. Ich ſchämte mich nicht von den Bauerknaben zu lernen. Sie zeigten mir unter den Hügeln diejenigen, unter welchen junge wären, und wenn wir nachgruben, fehlten wir ſelten.

Dieſe Mutterhügel, wie ich ſie nennen will, ſind nicht allein größer und erhabener, weil ſie inwendig eine ganze Familie beherbergen; ſondern auch künſtlicher gebauet. Der Anfang iſt ein ziemlich hohes, in ordentliche Kammern abgetheiltes Gewölbe, das auf einigen Pfeilern ruhet. Es iſt oberhalb der Waſſerwage der Erde ſo richtig angelegt, daß es keine gewöhnliche Ueberſchwem-

ſchwemmung erreichen kann. Bloß lockere Erde würde nicht halten. Sie wird daher mit Wurzeln und Graſe durchflochten, und außerdem ſo feſt gedrückt, vermuthlich mit dem Bruſtbein, und der Fläche der Pfoten, daß das Waſſer auf keine Weiſe eindringen kann.

Aus dieſem Gewölbe gehen rund umher viele abhängige Löcher tief in die Erde, öfters 12 bis 15 Schritt von demſelben, und in eben der Richtung, wie die Strahlen vom Mittelpunkt eines Zirkels ausgehen. Dadurch nimmt die Mutter ihren Ausgang, Nahrung für die Jungen zu holen.

Nach der Milch werden dieſe mit den zarteſten Wurzeln beköſtiget. Da man nun immer im Neſte die Ueberbleibſel von den Zwiebeln der Zeitloſen *) findet; ſo hat man daraus ſchließen wollen, daß dieſes die erſte Nahrung der Jungen ſey. Angeſtellte Verſuche aber haben gelehrt, daß weder Alte noch Junge die Wurzeln dieſes Krauts freſſen, und ſie alſo bloß von Ungefähr in ihren Höhlen geweſen, und bey Verfertigung des Gewölbes abgebiſſen ſind.

Wir laſſen es dahin geſtellt ſeyn, was einige Naturforſcher von ihrer Paarung erzählen. Sie geſchehe nämlich des Morgens früh außer der Erde. Das Männchen verfolge ſeinen Rival mit großer Wuth, und der Streit ſey ſo hitzig, und beyde Kämpfer ſo blind, daß ſie öfters todt getreten, oder von den Vögeln weggefangen werden.

Das Alter des Maulwurfs läßt ſich ſchwerlich beſtimmen. Ob die grauen, die man zuweilen findet, und welche die Zähne verloren haben, vor Alter, oder durch Zufall ſo geworden ſind, iſt wohl nicht auszumachen.

*) Colchicum autumnale *Linn.*

Dieſes kleine Thier hat in der That mehr Feinde, als manches gröſsere Thier.

1. Stellen ihm Hunde und Katzen nach, und ob er ihnen gleich in der Erde entgehen kann; ſo erwiſchen ſie doch manchen, der es verſieht, und ſich am Tage aus ſeinen Schlupfwinkeln verirrt. Spitzhunde werden ordentlich auf ſie abgerichtet.

2. Füchſe, Marder, Iltiſſe, Igel, lauern ihm auch auf, und er darf ſich kaum an der Oberfläche der Erde merken laſſen; ſo haben ſie ihn weg. Sein gefährlichſter Feind iſt

3. das kleine Wieſel, welches ihm in ſeinem Gange unter der Erde nachſchleicht, bis in das Wohnzimmer dringt, öfters die ganze Familie ſchlachtet, und den artigen, weich tapezirten Bau für ſich ſelbſt behält.

4. Die Ringelnatter, oder die gemeine Waſſerſchlange *), ſoll die Jungen aus den Höhlen holen.

5. Im Pelze hab' ich nie eine Art von Ungeziefer; wohl aber in den Gedärmen Band- und Kappenwürmer gefunden.

6. Endlich holt auch der Raubvogel, in der Begattungszeit, wenn ſie außer dem Bau geſchiehet, oder ſich der Einſiedler des Morgens früh herausmacht, manchen weg.

Die Verbreitung

dieſes Thiers geht durch ganz Europa, bis in die Barbarey. Aus Afrika und Aſia hat man weiter von ihm keine Nachricht; wohl aber aus Nordamerika, wenn es anders dieſelbe Gattung iſt. In kalten Ländern iſt er gar nicht anzutreffen.

Der

*) Coluber *Natrix* Linn.

Der oſtfrieſiſche geſcheckte Maulwurf iſt nichts anders, als eine Spielart des gemeinen, von dem man auch an der Curländiſchen Gränze viele weiße hat *). Bey Danzig wurde einmal 1661, am 21 September, ein weißer Maulwurf getödtet, woraus ein großes Wunder gemacht wurde.

Wir haben denn doch in Europa noch eine beſondere Art. Das iſt der graue Maulwurf in der Eifel, der ſich in allen von dem ſchwarzen unterſcheidet, und erſt neuerlich iſt entdeckt worden **).

Der Schaden,

den dieſes kleine Thier durch ſein Graben und Abfreſſen der Kräuter, und Beſchädigung der Wurzeln, in Gärten, auf den Wieſen und Angern thut, iſt gewiß beträchtlich. Dieſer Schaden wäre noch zu tragen; ſo aber werden ihre häufigen Baue und Gänge oft die Urſache von Erdfällen, wenn das Waſſer in ihre Höhlen dringt, und die Erde immer tiefer aushöhlt.

Unſäglich größer aber wird der Schaden, wenn ſie am Rhein, und an andern großen Flüſſen, wie man Beyſpiele hat, die Dämme durchlöchern, daß Durchbrüche mit großen Verwüſtungen und ſchweren Koſten entſtehen.

Deſto nothwendiger iſt es, auf die Vertilgung deſſelben bedacht zu ſeyn, wovon ich oben ſchon einige Mittel angegeben habe.

Man bedient ſich verſchiedener Arten, ſie zu fangen. Eigene Maulwurfsfallen werden vor ſeinen

*) S. Berliniſche Samml. VI. 319. Das Kupfer vor dem Titelblatte des 3ten Stücks.

**) S. des Hrn. von Hüpſch Beſchreibung im III St. des Naturforſchers S. 100.

Gang geſtellt. In den Gärten ſtellt man hier eine Art Falle, die ihn von ſelbſt herauswirft. Es wird ein ſtarker Weidenſtock in die Erde geſteckt, wo er ſeinen Gang hat, und mit dem andern Ende niedergebogen. Hieran iſt ein runder Drath befeſtiget, der mitten durch ſeinen Gang geht, daß der Maulwurf gerade durchpaſſiren muß, und auf den Schneller tritt, woran er geſtellt iſt. Der Sprenkel ſchlägt zurück, und reißt ihn in dem Drathe mit heraus. Auf dieſe Art werden hier in unſerem Abteygarten in einem Tage viele gefangen.

Man legt ihnen Giftkugeln, auch Stückchen Turnipsrüben mit Arſenik gekocht; ferner wird das grüne Kraut, oder eine Hand voll reifen Saamens vom Koriander in ihre Gänge geſteckt. Spitze eingeſteckte Hagedornen verwunden ihnen die Naſe, daß ſie ſterben. Todte Krebſe und Fiſche ſollen ſie vertreiben.

Man kocht eine Stunde lang Nüſſe in Lauge, mit einer Hand voll Salz, und einer Unze Vitriol, und ſteckt davon des Morgens früh in jeden Maulwurfshaufen eine. Dieß Mittel ſoll ſehr bewährt ſeyn.

In der Paarungszeit im April wird ein glaſurter Topf, der oben etwas enge iſt, und mit Speck beſtrichen wird, in die Erde gegraben, daß dieſe eine Hand breit darüber ſteht, und des Abends ein lebendiger Maulwurf hineingeſetzt. Die andern kommen, wollen helfen, und fallen alle hinein.

Ein erfahrner Oekonom berichtet, daß er in ſeinem Garten wilde Lupinen (Lupinus ſylveſtris) gepflanzt habe, wovon alle Maulwürfe geſtorben wären, und er in vielen Jahren keine wieder geſehen habe.

Ein Landmann im Hannöveriſchen hat ſeine Wieſen durch friſchen aufgebrachten Ziegenmiſt glücklich von dieſen Gräbern befreyet.

Seit=

Seitdem in Preußen der Wunderbaum, Ricinus, angepflanzt ſey, ſagt man, ſollen die Maulwürfe verſchwunden ſeyn *).

Keine Art, die Maulwürfe aus den Gärten zu vertreiben, hat mir beſſer gefallen, als die, welche der Pfarrherr Hederſtröm in Schweden erfunden hat **). Er läßt mitten im Garten eine umgekehrte Tonne in eine Grube ſetzen, und den Rand derſelben wohl mit Erde belegen. Oben durch den Boden wird eine ſtarke Stange geſtoßen, die tief unten in die Erde gehen muß, an deren Spitze oben eine Windmühle befeſtiget iſt. So oft nun dieſe umgetrieben wird, und ſchnurrt, wird nicht nur die Stange, ſondern auch die Tonne erſchüttert. Der Maulwurf, als ein ſchläfriges Thier, das zwiſchen den Freßſtunden Ruhe liebt, kann dieß nicht ertragen, weil er weder Tag, noch Nacht Ruhe hat, und fliehet von dieſem unruhigen Orte. Er hat ſeit 1757 bis 1764 keinen einzigen wieder in ſeinem Garten geſpürt.

In großen Gärten müſſen mehrere ſolche Windmühlentonnen aufgeſtellt werden ***).

Höchſt merkwürdig iſt es doch, daß dieſes Thierchen eben dadurch, wodurch es Schaden anrichtet, auf gewiſſe Art auch

keinen

*) Beyträge zur Beförderung der Naturkunde. S. 124.

**) S. Schwediſche Abhandl. XXIII. 331.

***) Wollen ſie noch mehr von den Maulwurfsfallen wiſſen; ſo leſen ſie Büffons N. G. der vierfüßigen Thiere: Mart. Ausg. V. 39. de la Faille N. G. des Maulwurfs S. 49 m. K. Bechſteins N. G. Deutſchlands I. 384. Donndorffs Antipandora III. 518. Hallens Magie III. 585. Tab. IV. Fig. 19. 20. 21. Eine der beſten Fallen iſt die Spießfalle, die ihn in der Erde aufſpießt. S. Zinkens allgemeines ökonomiſches Lexikon S. 1817. Tab. VII. Fig. 3.

keinen geringen Nutzen

ſtifte. Denn die aufgeworfenen Haufen auf den Wieſen ſind denſelben ehr nützlich als ſchädlich. Sie müſſen nur nicht in gar zu großer Menge geduldet, und im Herbſt und Frühjahre, beſonders, wenn Oſt- und Nordwind ſteht, fleißig niedergewalzt werden. Sie machen durch ihr Wühlen die Erde locker, und verurſachen, daß der Regen leichter eindringen kann. Die ausgebrachte Erde iſt allezeit die feinſte und beſte Erde: ein wahrer Dünger der Wieſen! Der Augenſchein lehrt es, daß an den Stellen, wo Maulwurfshügel geweſen ſind, das beſte Gras ſtehe.

Dieß nicht allein; ſondern wie viele Regenwürmer und Wurzelinſekten, denen keine menſchliche Klugheit in der Erde beykommen kann, verzehren ſie nicht? Ich habe bemerkt, daß juſt an den Stellen, wo der Maulwurf wühlt, weit mehrere Inſekten, als an andern, angetroffen werden.

Es giebt inſonderheit zween Hauptfeinde der Gärten, Wieſen und Felder, welche dem Getreide, den beſten Pflanzen und Wurzeln den größten Schaden thun. Das iſt die Maykäferlarve, die an die vier Jahre in der Erde liegt, und die faſt noch ſchädlichere Maulwurfsgrille, wegen des großen Umfanges ihres Neſtes, wegen ihrer ungeheuren Brut, und weil ſie im Graben und Wühlen der Erde dem Maulwurfe nichts nachgiebt, faſt eben ſolche Grabepfoten hat, und daher auch ihren Namen führt *). Welche Wohlthat, wenn der Maulwurf nur von dieſen beyden Inſekten einen Garten rein hält!

Ihr

*) Gryllus *Gryllo-talpa* Linn.

Ihr Fleiſch wird zwar in Europa nicht gegeſſen; die Araber aber ſollen es für eine große Delikateſſe halten, wenn es anders die nämliche Art von Thiere iſt.

Der Balg iſt wie das weichſte Sammt, und ich zweifle nicht, daß ein Pelz von Maulwurfsfellen nicht nur leicht, ſondern auch ſehr erwärmend ſey, wenn nicht das Vorurtheil: es iſt einheimiſch und zu gemein, manche nützliche Sache unterdrückte.

Doch macht man aus ſeinem Felle kleine Geldbörſen und Tobacksbeutel.

Das Fell thut vorzügliche Dienſte, wenn ein Blaſerohr damit ausgefuttert wird. Dabey muß aber der vordere Theil deſſelben allezeit nach der Mündung zu kommen, und ſo die ganze Strecke der Fellchen durchgeführet werden, damit die Kugel mit dem Striche der Haare gehe. Sie bekommt dadurch einen beſonders ſcharfen Zug, und es iſt mir in meiner Jugend ein leichtes geweſen, damit einem Sperlinge den Kopf wegzuſchießen. Nur muß man ſich in Acht nehmen, daß die Thonkugel zwiſchen den Lippen nicht zu naß werde, weil ſie ſonſt an den Haaren kleben bleibt.

Von Johannis bis zum Winter iſt das Fell am beſten. Die Chineſer kaufen von den Ruſſen ganze genähete Säcke von Maulwurfsfellen — zum Sacke ſechzig Stück — für zwey bis drey Groſchen.

Naſſe Jahre ſind den Maulwürfen ſehr nachtheilig. Es ſterben darinn viele; aber ſie nutzen auch noch gewiſſermaßen mit ihrem Körper nach dem Tode. Eine gewiſſe Art von Aaskäfern *), die man deshalb Todtengrä-

*) Silpha *veſpillo* Linn. S. Gleditſch vermiſchte Abhandl. III. 200 — 227. Tab. 1. F. A — C. Goezens Zeitvertreib und Unterricht für Kinder. III. 380 — 403.

tengräber nennt, bereitet einem gefundenen todten Maulwurfe, den ſie von weitem wittern, ein abſichtliches Begräbniß. Sie legen ihre Eyer in das Kadaver, und ſcharren es ordentlich ein, damit die jungen Käferlarven beym Auskommen ſogleich ihre Nahrung finden.

Phyſikaliſche Irrthümer

bey dieſem Thiere ſind noch folgende:

1. daß er einen eigentlichen Winterſchlaf halte;
2. daß er Haufen aufwerfe, um Luft zu ſchöpfen;
3. daß er die Zeitloſe, als die erſte Nahrung nach der Milch, den Jungen gebe;
4. daß er blind und ſtumm ſey.

Die mediziniſchen Vorurtheile,

mit ſeinem Fell, Herzen, Lunge, Leber, Blut und Fett Wunderkuren zu thun, ſind aus der Mode gekommen.

Ein Abentheuer muß ich ihnen dabey noch erzählen. Auf dem Dorfe Bankau bey Danzig iſt einmal ein Maulwurf einer ſchlafenden Weibsperſon durch den Mund in den Magen gekrochen. Sie muß eine ziemliche Kehle gehabt haben, daß ein zwey Zoll dickes Thier hat durchkommen können.

Doch das nicht allein. Sie hat ihn 15 Jahre unter den grauſamſten Schmerzen bey ſich behalten, und nach dieſer Zeit lebendig wieder ausgebrochen *). Nun wiſſen wir doch etwas von dem Alter des Maulwurfs, — und zwar in dem Magen eines Menſchen!

Abergläubiſche Vorurtheile

vom Maulwurfe findet man noch unter einigen Landleuten. Laſſen ſie ſich einen lebendigen Maulwurf auf der flachen

*) S. Miſcell. phyſ. med. 1678. p. 150.

flachen Hand ſterben; ſo vergeht ihnen nicht allein das Fieber; ſondern ſie werden dadurch ein beſonderes Glückskind. Denn ſie haben nun die Gabe empfangen, gleich einem Apoſtel, durch bloßes Auflegen der Hand, Krebsſchäden, Brüche und Kröpfe zu heilen. Das wäre doch noch etwas werth!

Damit ſie aber doch ſehen, wie unſere Vorfahren die Naturgeſchichte der Thiere verſtanden, und mit der Moral verbanden; ſo will ich ihnen eine ganz ſonderbare Stelle zum Beſten geben *).

„Maulwurf, zu Latein Talpa, ein ſchwarzfärbig Thier, — wächſt im Erdreich, und wirft ſtets den Grund auf, — zerbeißt und frißt die Wurzeln unter den Früchten, und zu dem, ob es wohl Organa viſus, oder eine Geſtalt der Augen hat; ſo iſt es gleichwohl ſtaarblind, nach Inhalt des alten Sprüchworts: coecior Talpa: ſo blind, als ein Maulwurf. Mag derowegen geachtet werden, als ein Figur der blinden Weltleute, die in der Natur ſchwarz von Sünden ſeyn, und den Glanz der Sonne der Gerechtigkeit meiden, u. ſ. w.

Wohl gegeben!

Von Schriften

empfehle ich ihnen Büffons N. G. der vierfüßigen Thiere: Mart. Ausg. V. de la Faille Naturgeſchichte des Maulwurfs. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſch. Deutſchlands I. 376. *Erxleben* Mammal. 114. Die beſte Abbildung in Schrebers Säugthieren III. 558. Tab. 156, und in den geſellſchaftlichen Erzählungen für Liebhaber der Naturlehre. II. 150. Die Gedanken von den Maulwürfen.

Der

*) Aus des Edlen und Veſten Junckern Heinrich von Hövel wunderbarlichen Thiergarten. Frankf. am M. 4. 1601. S. 153.

Der dritten Ordnung
Der Raubthiere
Achte Gattung:
Die Spitzmaus.
Kennzeichen der ganzen Gattung.

In der Oberkinnlade zween, und in der untern vier oder zween Vorderzähne.

An den Seiten ſtehen mehrere Eckzähne. Backenzähne ſind verſchiedene, mit ſehr ſpitzigen Zacken.

An den Vorder- und Hinterfüßen befinden ſich fünf Zehen.

Das ganz Eigentliche der Thiere dieſer Gattung iſt der geſtreckte Kopf, der ſich in einen ſpitzen Rüſſel endiget. Hierin ſind ſie den Maulwürfen; in der Geſtalt des Körpers aber den Mäuſen ähnlich, und machen alſo den Uebergang von den Mäuſen zu den Maulwürfen, zwiſchen welchen ſie gleichſam in der Mitte ſtehen. Sie haben auch das mit dem Maulwurfe gemein, daß ſie ſehr geſchickt, mit dem Rüſſel vor- und mit den Pfoten, die aber wie andere Mäuſepfoten beſchaffen ſind, nachgraben können.

Es giebt hier am Harze nur eine Art: die gemeine Spitzmaus; im Thüringiſchen aber außer dieſer noch die Waſſerſpitzmaus, die ſo lange den Naturforſchern entgangen iſt; und wahrſcheinlich auch an unſern kleinen Harzbächen anzutreffen iſt.

1. Erſte Art: Die gemeine Spitzmaus *).

Beſchreibung.

Der Name Spitzmaus iſt ſchicklicher als Spinnenmaus, weil ſie wegen ihres ſpitzen Mauls ſolchen verdient, und dadurch kenntlich wird. Warum ſie aber den Beynamen araneus; Muſaraigne; Spinnenmaus führt, bin ich nicht im Stande, zu erklären.

Sollten ſie es glauben, daß man dieß von einem Spinnefaden abgeleitet hat, weil ſie die Geſchicklichkeit habe, darauf, und auf einer Meſſerſchneide zu tanzen. Andere leiten es von der giftigen Aehnlichkeit mit der Spinne her. Wir bleiben bey Spitzmaus.

In ihrem ganzen Bau iſt ſie etwas kleiner und ſchlanker, als die Hausmaus, und ihre Länge mit dem Schwanze beträgt $4\frac{1}{2}$ Zoll; die Dicke aber etwas über einen Zoll.

Sie ſind in unſern Gegenden nicht ſo gar häufig, und ſelten wird eine mit dem Getreide hereingebracht. Durch einen ſolchen Zufall hab' ich in zwänzig Jahren kaum drey oder viere erhalten. Da ich ſie

zergliedert

habe; ſo kann ich ihnen das Aeußere und Innere deſto genauer beſchreiben.

Die Schnauze iſt dünn, geſtreckt, faſt wie ein Vogelſchnabel, mit Bartborſten beſetzt, die hinten nach dem Maule zu am ſtärkſten ſind. Die ſpitze Naſe ſtehe

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 114. no. 5. Sorex *araneus*. La *Muſaraigne* des Büffon: die Spinnenmaus.

ſteht weit über den Unterkinnbacken hervor. Davon heißt ſie eigentlich Spitzmaus.

Die Augen ſind faſt eben ſo klein und verſteckt, als bey dem Maulwurf. Weit größer ſind ſie bey der Hausmaus. Die Ohren und Füße, beſonders die vorderſten, ſehr kurz. An den letztern noch ein Unterſcheidungszeichen in der Zahl der Zehen, deren ſie fünfe an allen Füßen hat, die mit verhältnißmäßig langen Krallen bewaffnet ſind, die ſie zum Graben vorzüglich gebrauchen. Der Schwanz iſt geringelt, mit kurzen Härchen beſetzt.

Die Zahl und der Bau der Zähne weicht auch von den Zähnen der Hausmaus ab. Die Anzahl beläuft ſich in allen auf 28 Zähne; genug für ein ſo kleines Thier!

Die Farbe der Haare iſt auf dem Rücken insgemein braunroth, ſelten kaſtanienbraun, aſchgrau oder ſchwarz, unter dem Bauche aber nebſt den Füſſen gelbweißlich.

Ganz weiße Spitzmäuſe mit rothen Augen ſind Schwächlinge, wie die weißen Hausmäuſe.

Ungeborne hab' ich nicht erhalten können. Alle, die mir vorkamen, waren Männchen. Die innern Theile, und beſonders die Rückenwirbel kommen mit der Waſſermaus vollkommen überein, nur ſind bey der letzten weniger. Eingeweidewürmer hab' ich weder in der Leber, noch in den Gedärmen gefunden.

Der Aufenthalt

dieſer Thiere iſt ſehr verſchieden. Bald iſt er im Felde, bald in Laubhölzern, bald in felſichten Steinklippen, bald in Häuſern.

Im

Im Felde wohnen ſie gern unter den Steinhaufen, die von den Aeckern zuſammen gebracht ſind: auch unter etwas erhabenen Graſerhainen.

Im Walde lieben ſie die alten Stöcke abgehauener oder abgebrochener Eichen, auch wurzelreiche Gebüſche. In unſerem kleinen Steinholze ſollen ſie nach dem Bericht des Jägers am liebſten unter Haſelſträuchern wohnen. Hier graben ſie ſich unter dem Mooſe ihre Wohnungen und Gänge: öfters ſo viele, daß man beym Gehen durchtritt und einſinkt. Denn ſie leben nicht einzeln, ſondern geſellſchaftlich in ganzen Schaaren beyſammen.

In den Gärten werden ſie zuweilen über der Erde ſolche Züge ſehen, als wenn man unter derſelben mit einem Stocke durchgefahren wäre. Der Zug geht aber etwas wellenförmig und im Zickzack. Fragen ſie den Gärtner, was das iſt? ſo wird er ihnen antworten: es iſt hier eine Reutmaus durchgefahren. Denn dieſen Namen hat die Spitzmaus bey den Gärtnern, weil ſie unter der Erde ſo durchreutet, und den Gang jedesmal, wo ſie den Kopf und Rüſſel hebt, etwas aufwirft.

In Gebäuden aber wohnen ſie einzeln, und wählen ſich dazu gern finſtre Ställe, Scheunen, alte Keller, Mauern, Miſtgruben, und lauter ſolche Winkel, wo es feuchte iſt.

Im Freyen machen ſie ſich im ſpäten Herbſt unter alten Baumwurzeln, von Moos und klein gebiſſenen Graſehalmen, ein weiches Winterlager, worinn ſie bey ſtrengem Froſt ſich verborgen halten; aber nicht erſtarren. Diejenigen aber, die in den Häuſern bleiben, wo ſie ſich bergen können, ſind den ganzen Winter durch wach, und hecken auch ſo gar in dieſer Jahreszeit.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich ihnen eine Naturbegebenheit erzählen, die ſie gewiß, ſo klein ſie auch iſt, vergnügen wird.

Im Jahr 1784, da der Froſt vom November an bis in den Hornung anhielt, daß die Bode unter der Roßtrappe bis an den Keſſel zugefroren war, beſuchte ich bey hohem Schnee dieſen unzugefrornen und kochenden Keſſel. Auf dem Rückwege, etwa hundert Schritt vom Keſſel, ſahe ich im Schnee ein kleines braunes Fleckchen, in der Größe einer Wallnuß, das ſich bewegte, den Schnee aufhob, ſich ſehen ließ, und gleich wieder unſichtbar wurde.

Ich griff zu, und fand ein Spitzmäuschen, das ſich hier vergraben wollte; aber ſo klein, daß ich meinen Augen kaum trauete, da ich es auf der Hand hatte. Es ſtarb auch gleich, da es auf der Hand lag, ungeachtet es nicht gedrückt war.

Das ganze Thierchen hatte kaum einen guten Zoll in der Länge, und $\frac{1}{4}$ Zoll in der Dicke. Der Schwanz auch kaum einen Zoll, haaricht, und ziemlich dick; hinten aber an der Spitze ſaß ein Büſchel von kurzen ſteifen Haaren.

Auf dem Rücken war die Farbe ſchön kaſtanienbraun, wie der Marder, und ſo ſanft, wie der weichſte Sammet. Unter dem Bauche grau. Die Vorderfüßchen ſo kurz, daß man nichts, als ein Paar kleine Händchen mit ſcharfen Krallen ſahe, die auch wirklich die ſchräge Stellung der Maulwurfspfoten hatten. Die Schnauze wie der Unterſchnabel eines Vogels mit Borſtenhaaren, und vorn der Rüſſel außerordentlich ſpitz.

Kleiner, als dieſes Thierchen, kenne ich unter den Säugthieren in Deutſchland keins. Denn es wog kaum zwey bis drittehalb Drachmen, und ſein Körperchen war nicht viel größer, als eine junge zur Welt geborne Ratze *).

Ich nahm es in einer Papiertute mit nach dem Wirthshauſe, und legte es ins Fenſter. Als ich eine halbe Stunde hernach wieder nachſahe, kannte ich das Thierchen faſt nicht mehr. Seine braune Sammetfarbe hatte ſich in eine ſchmutzig graue verwandelt. Dieß befremdete mich. Ich nahm das Körperchen aus dem Papiere, und legte es ins Fenſter. Meine Bewunderung wurde noch größer, da das Thierchen gleichſam anfieng zu leben, und an ſeinem Felle alles in Bewegung war. Eine kleine Art grauer Erdmilben hatte es völlig überzogen. Dieſe hatten ſich bey der Erkaltung deſſelben von der Haut abgegeben, und liefen auſſen in den Haaren herum. Ich ließ es noch ein Stunde liegen, da ſie ſich denn alle verlaufen hatten. Es waren ihrer ſicher einige tauſend, die das kleine Geſchöpfchen mit ſeinen Säften hatte ernähren müſſen, und doch ſchien es eben keinen Mangel zu haben.

Wenn es wahr iſt, daß ſie im Alter röthlichbraun werden; ſo war dieß Thierchen vielleicht älter, als man denkt.

*) Hier dacht' ich an die kleinſte geſchwänzte ſibiriſche Spitzmaus, die Pallas am Jeniſey gefunden hat. Bräunlicher, als die gemeine Spitzmaus. Das kleinſte aller Quadrupeden, welches nur eine halbe Drachme wiegt. S. Pallas Reiſen II. 664. *Erxleben* Mammal. 130. Eine Art unglaublich kleiner Spitzmäuſe. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. 115. Sp. 11. Sorex *exilis; Minimus*, cauda craſſiſſima, tereti.

Es iſt zu verwundern, daß es bey ſeinem ſo ſchwachen Leben, da es gleich in der Luft ſtarb, doch die Kälte im Schnee hatte ertragen können? Ich verwahre es noch wegen ſeiner Kleinheit in Weingeiſt, als eine Winterſeltenheit der Roßtrappe, und ich glaube nicht, daß ein Kabinet in Deutſchland ein kleineres Säugthier aufweiſen kann.

Es iſt auch wegen ſeines Aufenthalts und wegen des Orts, wo es gefunden iſt, merkwürdig, wohin man in einem Jahrhundert kaum drey- oder viermal kommen kann.

Vielleicht iſt es dieſelbe Art, die Herr Prof. Herrmann in Straßburg entdeckt hat, und Sorex *ruſſulus* nennt *).

Erſtaunlich iſt es, wie weit die Natur auch bey den Säugthieren in der Kleinheit gehet, und ihnen doch ein ſo vollkommen gebildetes Körperchen gegeben hat, woran innerlich und äußerlich kein Theilchen fehlt!

Unter dem eigentlichen Mäuſegeſchlecht, (Mus) hat man ſo kleine Arten entdeckt, daß ſie den Spitzmäuſen nichts nachgeben. Dahin gehört die Birkenmaus des Pallas **); inſonderheit das unendlich kleine ſchwarzgeſtreifte Mäuschen aus dem ſüdlichen Theile von Afrika, welches Sparrmann beſchrieben hat ***).

„Er hat dieß Thierchen ungefähr 200 Stunden landeinwärts vom Cap der guten Hoffnung angetroffen, und verſichert, daß es bisher allen Zoologen unbekannt geweſen.“

„Das

*) S. Zimmermanns zool. Geogr. II. 382.

**) Mus *betulinus Pallas* nov. ſpec. Quadrup. e glirium ord. 90. no. 35. *Gmelin* S. N. Linn. I. 131. no. 15.

***) S. Neue ſchwediſche Abhandl. V. 239. Tab. VI. Mus *pumilio*. *Gmelin* l. c. no. 18.

„Das Gewicht, welches durch die Flüſſigkeit, worinn es verwahrt ward, um ein gut Theil vermehrt wurde, betrug nicht mehr, als 4 Skrupel ſchwediſches Medizinalgewicht, und macht alſo mit Afrika's größern Thieren einen ſonderbaren Kontraſt.“

„Vergleicht man dieſe Maus mit dem ungeheuren Flußpferde, welches 17 bis 18 Fuß lang iſt, und wenigſtens 6 Fuß in der Dicke hat; ſo kommt es heraus, daß dieſe kleine Maus nur den fünf und zwanzigtauſendſten Theil dieſes großen Thiers ausmacht, wenn man ihre Länge auf einen Dezimalzoll, und ihren Durchmeſſer auf einen halben Zoll annimmt.“

Ihre Nahrung

iſt ſehr mannichfaltig, da ſie faſt alles freſſen, was ihnen vorkommt.

In den Häuſern verzehren ſie Getreide, Mehl, Fleiſch, Brot, gebackenes Obſt, und andere Viktualien. Fettigkeiten lieben ſie ſehr, und das dicke Oehl aus den Lampen iſt ihnen eine Delikateſſe. Nach ſichern Erfahrungen ſollen ſie auch die Stubenvögel: Rothkehlchen, Wachteln, Lerchen ꝛc. todtbeißen, und in ihre Höhlen ſchleppen. Mithin werden auch in der Freyheit die an der Erde gebrüteten jungen Vögel, vor ihnen nicht ſicher ſeyn.

Im Felde iſt es ihr liebſtes Geſchäfte, des Morgens und Abends, den, nach einem warmen Regen, oder um die Begattungszeit, aus der Erde hervorkriechenden Regenwürmern nachzugehen. Die Inſektenlarven und Puppen, die ſich unter den Baumwurzeln gern eingraben, ſcharren ſie auf; Käfer und andere Erdinſekten ſind ihre gewöhnliche Nahrung. Zur

Zeit der Noth gehen ſie auch aufs Aas, und benagen die Wurzeln der Weinſtöcke, Eichen, Buchen, Wacholdern und Obſtbäume.

Im Frühjahre durchwühlen ſie das Moos, und abgefallene feuchte Laub, um die darunter verborgenen Inſekten auszuſpüren. Daher man öfters um dieſe Zeit, wenn das Wetter aufgegangen iſt, auf mooſichten Wieſen, ganze Stellen umgewühlt findet.

Die Lebensart

der Spitzmäuſe iſt noch nicht völlig aufgeklärt, weil ſie den menſchlichen Umgang nicht ſo ſehr lieben, als die Hausmäuſe. Sie haben drey beſondere Eigenſchaften, durch welche ſie ſich auszeichnen: Geſchicklichkeit im Graben, Geſchwindigkeit im Laufen, und eine höchſt poſſierliche Luſtigkeit. Das erſte zeigt der Augenſchein. Vom zweyten ſollte ich faſt behaupten, daß ſie ſchneller als die Hausmäuſe wären. Von dem dritten Punkt hat mir der Jäger in unſerem Steinholz nicht genug beſchreiben können, wie ſie ſich Morgens, Mittags und Abends aus einer Höhle in die andere jagen, wie die jungen Katzen mit einander ſpielen, und dabey die lächerlichſten Sprünge machen.

Wenn ſie ſich begatten, ſich einander beißen, oder in Gefahr ſind, geben ſie einen durchdringend hellen pfeifenden und zwitſchernden Ton von ſich, daß es dem Ohre ordentlich empfindlich iſt. Daher das Sprüchwort: pfeifen, wie die Spitzmäuſe.

Zuweilen agiren ſie auch die Hausunke, wenigſtens geben ſie die Unwiſſenden dafür aus. In einem kleinen feuchten, einige Stufen in die Erde gehenden Hauſe, ließ ſich alle Abend die Unke hören.

Der gemeine Mann verſteht dadurch ein ganz eigenes und ſeltſames Thier, welches Mutter Natur nicht kennt, und von dem man ſich wunderbare abergläubiſche Vorſtellungen macht. Bald iſt es eine Schlange, welche den Kindern die Milch ausſäuft; bald ein dickes und kugelrundes Thier, welches ſelten zum Vorſchein kommt, und ſich, wie wir oben gehört haben, in einen ehrlichen Schweinigel verwandelt; bald eine Art von Baſilisken, der die Leute anhaucht, und dem Hauſe Unglück bringt, wenn er beleidigt wird.

Ich gieng hin, die Sache zu unterſuchen, und hörte wirklich unter der Treppe ein dumpfes Unken, wie ein kranker Menſch zu ſtöhnen pflegt. Als ich die unterſte Stufe aufnehmen ließ, fand ich das Wochenbette einer gemeinen Spitzmaus mit fünf Jungen, die dieſen Ton von ſich gab, wenn ſie die Jungen lockte. Sie war ſo treu, daß ſie nicht weglief; ſondern immer fortunkte, als man ihr die Jungen genommen hatte *).

Die Fortpflanzung

dieſes Thiers hat auch noch viel Dunkeles, theils weil es ſo klein iſt, theils ganz im Verborgenen lebt. Im Freyen geſchieht es das erſtemal im May. Nach drittehalb Wochen wirft das Weibchen gewöhnlich

 vier

*) Die eigentlichen Thiere, welche die Unke ſpielen, ſind eine gewiſſe Art von Fröſchen, welche ſich oft in die nahe am Waſſer gelegenen Häuſer, und in die Keller einquartieren, die man daher Rana *portentoſa* nennt. S. Blumenbachs Handbuch der N. G. 3te Auflage S. 262. no. 7. Röſel von Fröſchen. Tab. 24. Bufo *calamita, Laurent.* Ich kann aber nicht ſagen, ob es diejenigen Waſſerkröten ſind: *Bufo aquat.* die an ſchwülen Sommerabenden im Waſſer ſo unken, und die provinzialiſch Külinge heißen.

vier bis fünf, zuweilen auf zehn Junge, welche blind zur Welt kommen, und an drey Wochen geſäugt werden. In Häuſern aber, wo ſie immer gleiche Wärme genießen, hecken ſie mehrmalen ohne Unterſchied der Jahreszeit, wie die Hausmäuſe.

In dieſer Paarzeit geben ſie einen höchſtwidrigen Knoblauchs- oder vielmehr Biſamgeruch von ſich, und eine einzige Spitzmaus, die unter den Dielen des Fußbodens wohnt, kann ein großes Zimmer übelriechend machen.

Die Feinde

dieſes Thierchens ſind

1. unter den großen Thieren: Katzen, Hunde, Füchſe und Raubvögel. Sonderbar aber iſt es, daß ſie die beyden erſten nur todtbeißen; aber nicht freſſen, und die Katze geht mit verzogenem Maul davon, und läßt ſie liegen. Daraus hat man ſchließen wollen, daß ſie giftig wären; allein die Urſache des Ekels iſt der widrige Biſamgeruch, und der beizende Urin, der dem Fleiſche den unangenehmſten Geſchmack giebt.

Die jungen Füchſe halten mit den Spitzmäuſen ein grauſames Spiel. Sie ſchnellen ſie mit dem Maule ſo lange in die Höhe, und fangen ſie wieder, bis ſie todt ſind.

2. Unter den kleinen Thieren ſind es die Erdmilben, welche die Hummeln und Käfer an ſich haben, die ſich auch in ihr Fell einquartiren. Vielleicht iſt der ſtarke Biſamgeruch die Urſache, daß ſie keine Würmer haben.

Die Verbreitung

des Thiers erſtreckt ſich über ganz Europa, Deutſchland, Frankreich, England, Schweden, Dännemark und Norwegen. Denn es hat in allen europäiſchen Sprachen ſeinen eigenen Namen. Von Polen geht es nach Rußland bis in Sibirien. In andern Welttheilen iſt es wohl den Beobachtern entgangen. Doch hat man ſie in Java, Braſilien, u. ſ. w.

In Sardinien *) giebt es zweyerley Arten von Spitzmäuſen: eine nach Moſchus riechende, und eine geruchloſe. Die erſte iſt nicht zween Zoll lang. Lebendig duftet ſie den reinſten Moſchusgeruch aus; todt aber wird er widrig, ſo lange das Thier modert. In der Folge bleibt der Moſchusgeruch zurück, und man pflegt ſie zerſchnitten in Kaſten und Schränke zu legen, um die Mobilien und Kleider wohlriechend zu machen.

Die zwote Art heißt die Pomeranzenmaus, weil ſie vorzüglich den Pomeranzen nachgeht, eine kleine Oeffnung in die Schaale macht, und das Inwendige meiſterhaft ausfrißt.

Ein ſchädliches Thier

iſt die Spitzmaus auf alle Fälle für die Scheunen, Mehlkaſten, Vorrathskammern, Weinſtöcke, Frucht- und Waldbäume, ſelbſt für das junge Feld- und Holzgeflügel; doch wird ihm, wie wir gleich hören werden, mehr, als wahr iſt, Schuld gegeben.

Der

*) S. des Abts Cetti N. G. von Sardinien I. 235.

aber deſſelben, in der Reihe der Dinge, iſt noch nicht entdeckt; wenigſtens hat der Menſch von ihm mehr Schaden, als Vortheil. Ihr Fleiſch wird von allen Thieren verabſcheuet, und der oben angeführte Nutzen, mit den zerſchnittenen Theilen derſelben, in Sardinien, die Kleider zu parfumiren, iſt ekelhaft und unbedeutend. Ihr Fell iſt zu nichts zu gebrauchen. Das einzige iſt noch, daß ſie manches ſchädliche Ungeziefer in der Erde vertilgen.

Falſche Sagen und Irrthümer

von dieſem Thiere haben wir zum Theil ſchon oben angeführt. Dahin gehört,

1. daß es giftig ſey, weil es kein Thier freſſe. Der Raubvogel frißt es, und ich habe öfters in dem Magen der Milanen noch den ſpitzen Rüſſel und die Pfoten gefunden;

2. daß es den Pferden in den Bauch krieche;

3. daß es die Kühe in die Euter beiße, und giftig verwunde;

4. daß die Aſche einer verbrannten Spitzmaus viele Krankheiten heile.

Wenn ſie

unter den Schriften

über die Spitzmaus Büffons N. G. vierfüßiger Thiere IV. S. 263 Mart. Ausg. zu Rathe ziehen; ſo werden ſie, die Noten abgerechnet, keine zwo Oktavſeiten finden, und die Abbildung Tab. 74 iſt auch nicht ſonderlich gerathen.

Weit vollſtändiger und genauer in Bechſteins Naturgeſch. Deutſchlands I. 388. Eine ſchönere Abbildung, außer in Schrebers Säugthieren III. 573. Tab. 160, als in Pennants brittiſcher Zool. von Murr Tab. 9. c. können ſie nicht verlangen.

* * *

2. Zwote Art: Die Waſſerſpitzmaus *).

Dieß überaus ſonderbare artige Thierchen iſt erſt neuerlich bekannt, und vom Herrn Daubenton in Frankreich entdeckt worden. Nachher hat man es auch in Thüringen bemerkt, und ich glaube, daß es an allen Bächen Deutſchlands anzutreffen ſey; nur es entgeht vielen wegen ſeiner Kleinheit und Lebensart. Man verwechsle es aber ja nicht mit der gemeinen Waſſermaus **).

Beſchreibung.

Dieſe Waſſerſpitzmaus führet darum dieſen Namen, weil ſie mehr in als außer dem Waſſer lebt. Sie iſt etwas größer, als die gemeine Spitzmaus. Ihre Länge beträgt, ohne Schwanz, 4 Zoll; des Schwanzes 2 Zoll, 9 Linien; und die Dicke 1½ Zoll.

Die Schnauze unten flach, läuft ſehr ſpitzig zu, und iſt bis zu den Augen 7 Zoll lang. Dann wird der Kopf auf einmal rund, und gleich folgt, ohne Hals, das immer runder werdende Körperchen.

Die

*) *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. 113. Sp. 7. Sorex *fodiens.* Memoires de l'Academie 1756. p. 211. Tab. I. f. 2. *Daubenton: Muſaraigne d'eau. Erxleben* Mammal. p. 124. no. 5. Sorex *Daubentonii.* S. Schrebers Säugthiere III. 573. Schon 1659 und 1670 bekannt geweſen.

**) Mus *amphibius* L. Waſſerratze.

Die Hinterbeine länger, als die vorderſten. Dieſe ſitzen zur Seite der Bruſt dicht an, und über dem Knie ganz ungewöhnlich kahl.

An den Füßen fünf Zehen, die aber auch etwas ungewöhnliches und auszeichnendes haben, wie ich unten anführen werde. Der Schwanz iſt viereckig; unter demſelben ein Streif längerer Stachelhaare, die ſich an der Spitze in einen Pinſel endigen. Merken ſie dieſen Umſtand; ich werde mich unten darauf berufen.

Im Ober- und Unterkiefer, wie bey den Nagthieren, zween Vorderzähne, mit braunen Spitzen, und die übrigen Zähne faſt wie bey dieſen beſchaffen.

Dieß macht es beynahe wahrſcheinlich, daß dieß Thierchen den Uebergang zu den Nagthieren mache, und als das Kettenglied zwiſchen dieſer und der Gattung der Mäuſe anzuſehen ſey.

Der Oberleib iſt von der Spitze der Schnauze an ſchwarz, wie ein Maulwurf, ſchimmert aber in der Sonne ins kaſtanienbraune. Unter dem Bauche weißgelblich. Das Haar wie Sammet.

Das Weibchen iſt etwas ſtärker und kürzer, als das Männchen.

Mir iſt dieſes Thierchen noch nicht vorgekommen; es kann aber ſeyn, daß ich es nicht dafür angeſehen habe.

Der Aufenthalt

macht es vielleicht ſeltener, als es wirklich iſt. Denn es iſt in der That, nach den Erfahrungen derer, die es genauer beobachtet haben, mehr ein eigentliches Waſſerthier, als die ſogenannten Waſſerratzen.

Vor-

Vorzüglich gern leben ſie in den hellen Kieſelbächen der Berge in Geſellſchaft der Forellen, und in Quellwaſſern. Sie können ungemein gut ſchwimmen.

Ihre eigentlichen Wohnungen ſind ausgeſchwemmte Höhlen im Ufer, unter den Steinen und Gebüſchen, wo ſie ſich ſehr verſteckt aufhalten, und bey dem geringſten Geräuſch hinfliehen. In Frankreich hat man ſie nur bey Sonnen Auf- und Untergang an den Quellen wahrgenommen. Daher ſie auch ſo ſchwer zu fangen ſind.

Im Thüringiſchen aber hat man auch beobachtet, daß ſie oft in den warmen Mittagsſtunden über das Waſſer rudern. Die ganze Bachgeſellſchaft kommt über eine Viertelmeile weit an einem gewiſſen Orte zuſammen, wo ſie ſehr luſtig auf dem Waſſer mit einander ſpielen.

Doch beſuchen ſie auch die Ställe, die in der Nähe der Bäche liegen. So hat man ſie im Thüringiſchen in Ställen angetroffen, die eine ziemliche Strecke vom Waſſer lagen, wo ſie mit den Kaninchen Klee fraßen *).

Es iſt alſo dieß Thierchen eine von der gemeinen Spitzmaus ganz verſchiedene Art, und hat

ſeine beſondern Eigenheiten.

Dahin gehören

1. die beſondern Schwimmhaare an den Füßen, die ihnen die Natur, ſtatt einer Schwimmhaut, gegeben hat. Es ſind wahre Franſenfüße. Beſonders ſind die Hinterfüße damit verſehen. Es ſitzen daran äußerlich bis an die Ferſe, zwo Reihen ſteifer, wie ein Pfeil zugeſpitzter Härchen, die wie ein Kamm geſtaltet ſind.

2. Der

*) S. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 397.

2. Der Schwanzpinſel an der Spitze, der ihnen zum Rudern ſehr zu Statten kommt.

3. Die Oeffnung des Gehörs kann das Thier durch eine Klappe verſchließen, ſo lange es unter Waſſer iſt.

4. In der Gallenblaſe hat Daubenton fünf oder ſechs organiſirte Thierchen entdeckt *), die man für Infuſionsthiere halten muß, dergleichen auch in dem flüſſigen Unrath des Maſtdarms der Fröſche angetroffen werden.

5. Getödtet nehmen die Haare gleich Waſſer an; lebendig aber laſſen es die feinen Haarſpitzen, wenn ſie in ihrer rechten Ordnung liegen, nicht zu.

6. Ihr Fleiſch und Eingeweide riechen etwas thranicht, wie ein aufgebrochener Fiſch, welches wohl von ihrer Nahrung herrührt.

Ich ſagte doch oben: ſie ſollten auf den Umſtand der Fußhaare und des Schwanzpinſels merken, weil ich mich wieder darauf berufen würde. Und dieſer iſt es, woraus ich faſt vermuthen ſollte: mein, unter der Roßtrappe im Schnee gefundenes Mäuschen, wäre die wirkliche Waſſerſpitzmaus.

1. Treffen die beyden erſten Merkmale ſicher zu;

2. Hab' ich es an einem Orte angetroffen, wo kein Menſch hinkommt, wenn der Fluß nicht zugefroren iſt, und an beyden Seiten hohe glatte Felſenwände ſind, zwiſchen welchen das Waſſer durchgeht, und wo kein anderes, als ein Waſſerthier, leben kann.

3. Im Weingeiſt breiten ſich die Haare juſt ſo aus, wie von der Waſſerſpitzmaus verſichert wird.

Nur

*) S. Büffons N. G. der vierfüßigen Thiere. Mart. Ausg. IV. 268.

Nur die Größe und Farbe treffen nicht zu. Es könnte vielleicht eine Junge ſeyn.

Die Nahrung.

Nach derſelben gehen ſie an unruhigen Orten bloß des Abends und Morgens in der Dämmerung aus. Sie beſteht vorzüglich in ſolchen Inſektenlarven, die ſich im Waſſer ausbilden, als Mücken- und Libellenlarven, Waſſerkäferlarven; beſonders die eingehülſeten Larven der Frühlingsfliegen *), und Ephemern; wie auch kleine Waſſerſchnecken und rothe Waſſerwürmer.

An dem Rogen der Forellen und anderer Fiſche thun ſie vielen Schaden. Sie wiſſen alles unter den Kieſelſteinen ſehr geſchickt hervorzuholen. Im Nothfall nehmen ſie auch ihre Nahrung aus dem Pflanzenreich. Regenwürmer finden ſie wohl in den Gegenden ihres Aufenthalts nicht ſo leicht **); aber die rothen Schlammwürmer deſto häufiger.

Im Winter ſollen ſie ſich nicht ſo lange, als die Spitzmaus, verbergen; ſondern unter dem Eiſe ihrer Nahrung nachgehen ***); aber ſeltener ans Land kommen, als die Waſſerratzen.

Ihre Fortpflanzung

geſchiehet zu Anfang des Mayes, da ſie ſich in ſeichtem Waſſer paaren. Das Weibchen trägt drey Wochen, und

*) *Phryganea* L.

**) S. Blumenbachs Handb. der N. G. 3te Auflage S. 84.

***) Juſt da hab' ich meine kleine Spitzmaus angetroffen.

und wirft am Ufer auf die bloße Erde, oder in wenig Geniſte ſechs bis neun Junge, die gar bald zur Inſektenjagd ausſchwimmen.

Ihr Neſt ſoll leicht zu finden ſeyn, wenn man den Ort nur bemerkt, wo ſich ein in Monogamie lebendes Paar immer ſehen läßt, und die Höhle, wo es ein- und ausſchlüpft.

Feinde

hat dieſes Thierchen, wegen ſeines Aufenthalts, wenig. Doch möchte die Fiſchotter, und der Iltis wohl manches wegſchnappen, und in dem Magen der Hechte ſollen ſich auch zuweilen Junge finden.

Von ihrer Verbreitung *)

weiß man nun ſo viel, daß ſie an den Gewäſſern von England, Frankreich, Deutſchland, Preußen, und in einem Theile von Sibirien angetroffen werde.

Der Schaden

betrifft bloß das Fiſchreich, und beſonders den Forellenrogen. Am leichteſten ſind ſie, wenn ſie am hellen Mittag auf dem Waſſer ſchwimmen, mit Vogeldunſt zu ſchießen.

Ihr Nutzen

iſt für den Menſchen ſehr eingeſchränkt, da ihr Fleiſch und Fell zu nichts zu gebrauchen iſt. Dadurch, daß ſie

*) S. Zimmermanns geogr. Zoologie II. 15. Ob die Waſſerſpitzmaus, in Lepechins Tagebuch ſeiner Reiſe durch das ruſſiſche Reich, I. 238, welche kleine Maulwurfshügel aufwirft, — die unſrige ſey, kann ich nicht entſcheiden. Der Verfaſſer hat ſie in den Nov. Comment. Acad. Petrop. T. 14. P. I. Cl. 3. no. 7 umſtändlicher beſchrieben.

ſie viele Inſektenlarven wegfreſſen, entſchädigen ſie wieder.

Da dieß Thierchen ſehr wenigen bekannt geworden; ſo hat es auch keine Gelegenheit zu

physikaliſchen und medizinischen Irrthümern
und Vorurtheilen

geben können. Was davon

geſchrieben iſt,

finden ſie in

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere IV. 267. Tab. 75. Blumenbachs Handbuche der N. G. 3te Aufl. S. 84. no. 2. Bechſteins gemeinnützige N. G. Deutſchlands I. 394. Tab. IX. Schrebers Säugthieren III. 571. t. 161.

Ende der Ordnung der Raubthiere,
und des erſten Bandes.

Nachträge

1. zu der Naturgeſchichte des Hundes, und zwar zu dem Abſchnitt der Fortpflanzung.

Auch der Hund beſtätiget die Erfahrung, daß zufällige Verſtümmelungen am thieriſchen Körper erblich werden können.

Eine ſpaniſche Hündin, ſelbſt ohne Schwanz, hat unter allen Würfen auch allezeit ungeſchwänzte zur Welt gebracht. Höchſtens war nur ein vollkommener Junger darunter: die mehreſten hatten einen um die Hälfte, oder noch weiter abgekürzten, und wenigſtens einer, gar keinen Schwanz. In Abſicht der Zeichnung und des übrigen körperlichen Baues waren ſie jedesmal allein ihren Vätern (z. E. Jagdhunden, Pudeln, Windhunden u. ſ. w.) ähnlich; von der Mutter aber hatten ſie nichts weiter, als den Mangel des Schwanzes *).

Einer andern Hündin war der Schwanz faſt ganz vom Rumpfe abgehauen, und von allen Jungen derſelben war die eine Hälfte geſchwänzt, die andere von Mutterleibe an ungeſchwänzt **).

Ein Fleiſcherhund, dem nach Gewohnheit der Schwanz abgeſtutzt war, begattete ſich mit einer jung eingefangenen Wölfin, welche Baſtarde warf, unter welchen ein halbgraues Männchen mit abgeſtutztem Schwanze war ***).

Büffon ſelbſt hat viele Hunde mit abgeſtutzten Schwänzen und Ohren geſehen, welche dieſen Mangel entweder ganz, oder zum Theil auf ihre Nachkommen forterbten †).

2. Daſ-

*) S. Schulz über einen monſtröſen Kanarienvogel S. 17.
**) S. Nath. Highmore Hiſtory of gener. pag. 31.
***) S. Naturforſcher XV St.
†) Hiſt. nat. Tom. XIV.

2. Daſſelbe Phänomen hat man bey der Fortpflanzung einer Katze bemerkt, welcher in ihrer Kindheit der Schwanz abgehauen war, und die nachher, wenn ſie Junge warf, immer einige ungeſchwänzte zur Welt brachte *).

Sind dieß nicht noch tief verdeckte Geheimniſſe? Wie geht es zu, daß ein weibliches Thier ohne Schwanz, geſchwänzte, halb- und ganz ungeſchwänzte Junge zur Welt bringt? Nach welchen Geſetzen der Zeugungskraft bekommen einige Junge dieſer Mutter ganze, andere halbe, und noch andere gar keine Schwänze? Welchen Gang nimmt die Natur, väterliche und mütterliche Gebrechen, ſogar bey Menſchen, durch die Zeugung fortzupflanzen, und erblich zu machen? Fragen, die leicht zu thun, aber ſchwer aufzulöſen ſind!

Bey den Verſuchen, die Luft durch Spitzen zu dephlogiſtiſiren, hat man gefunden, daß der Athem einer Katze, die in ein mittleres Konfektglas geſetzt war, in 30 Minuten die Luft ſo ſehr verdarb, daß ein Licht in derſelben verloſch. Durch eine hineingeleitete Spitze wurde in einer halben Stunde die Luft wieder ſo verbeſſert, daß wieder ein Licht darinn brannte.

Man urtheile hieraus, ob das nicht Grund habe, was in dem Kapitel von dem Schaden der Katze geſagt iſt, daß es gefährlich ſey, ſie mit ins Bette zu nehmen, und ihren giftigen Athem einzuathmen.

3. Bey der Naturgeſchichte des Bären iſt der Unterſchied zwiſchen den ſchwarzen und braunen, oder rothen, wie ſie auch heißen, in Europa zu berichtigen. Meines Wiſſens giebt es in Europa wohl große und kleinere

*) S. Sr. Digby on the Nature of bodies etc. p. 214.

kleinere Bären, davon die erſten ſchwarzbrauner ſind, als die letztern; aber ganz ſchwarze ſchwerlich.

Die ganz ſchwarzen, und außerordentlich großen, ſind Nordamerika eigen, und auch da ſehr ſelten, ſo daß die Indianer ſelbſt einen ſolchen den Bärenkönig nennen, weil ihm die andern gern folgen ſollen. An den Beinen haben ſie viele, am ganzen Leibe aber wenig Haare, und ſcheinen ganz glatt zu ſeyn.

Die gewöhnlichen machen die Hauptjagd der Indianer aus. Sie klettern auf die höchſten Bäume, um Weintrauben, Kaſtanien und Eicheln zu holen. Nach Honig wird ihr Fleiſch ungemein ſaftig und ſchmackhaft. Ihr Fett hält ſich ſehr lange, und wird nicht leicht ranzigt. Kaufen doch ſelbſt die Europäer die Speckſeiten der Bären, und brauchen ſie ſtatt Butter und Oehl zum Salat.

Die großen Bären ſind vorzüglich gefräßig, und fallen im Irokeſenlande, wo ſie gemeiner ſind, Weiber und Kinder, und andere wehrloſe Leute an. Diejenigen, welche Junge haben, verlaſſen ihr Winterlager nicht leicht vor dem May; die übrigen hingegen gleich beym Eintritte des Frühlinges *).

*) S. Loskiels Geſchichte der Miſſion der evangeliſchen Brüder unter den Indianern in Nordamerika. Barby 1789.

XXXXXX (1-9) IX.85
II.89

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeze, Johann August Ephraim, 1731-1793

Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere in angenehmen Geschichten und Erzählungen für allerley Leser, vorzüglich für die Jugend
Bd.: 1

Leipzig 1791

Zool. 214-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10307326-7
VD18 8034688